

Jean-Claude Juncker, Charlie Sheen, Ehepaar Canepa

Nummer 50 – 10. Dezember 2015 – 83. Jahrgang
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN

**Bücher
des Jahres**
Giacobbo, Hirschhorn
& Co. empfehlen

4 19191 91006900 50



Das Chamäleon

Bundesrat: Konkordanz wiederhergestellt –
Wer ist Guy Parmelin? – Fitnesskur für die Schweiz



PATEK PHILIPPE

GENEVE

Beginnen Sie eine
eigene Tradition

Mehr Informationen erhalten Sie bei den unten genannten
Patek Philippe Partnern sowie im autorisierten Fachhandel.

Eine vollständige Liste unserer Partner in der Schweiz
finden Sie auf patek.com

Ascona

Doris Herschmann,
Piazza Giuseppe Motta/Lungolago

Basel

Gübelin AG, Freie Strasse 27
Seiler, Gerbergasse 89

Bern

Zigerli & Iff AG, Spitalgasse 14

Davos Platz

Chronometrie Stäuble, Promenade 71

Gstaad

Villiger Gstaad AG, Promenade

Interlaken

Kirchhofer Haute Horlogerie II,
Höheweg 56

Klosters

Maissen, Bahnhofstrasse 15

Lugano

Gübelin AG, Via Nassa 7
Mersmann SA, Via Nassa 5
Somazzi SA, Via Nassa 36

Luzern

Gübelin AG, Schwanenplatz

St. Moritz

Gübelin AG, Via Serlas/Palace Galerie

Vaduz/FL

Huber, Im Städtle

Zermatt

Haute Horlogerie Schindler SA,
Bahnhofstrasse 15

Zug

Lohri, Neugasse 9

Zürich

Patek Philippe Boutique at Beyer,
Bahnhofstrasse 31

Gübelin AG, Bahnhofstrasse 36

Eine Patek Philippe gehört einem
nie ganz allein.

Man erfreut sich ein Leben lang an ihr,
aber eigentlich bewahrt man
sie schon für die nächste Generation.



Nautilus Ref. 5712/1A

Planet Art entdecken

Ihr **globales Newsportal**
für zeitgenössische Kunst.
ubs.com/planetart



Jetzt im App Store
herunterladen



Kein Staat Europas nimmt mehr Asylanten auf als Schweden. Seit Jahren und bis zur Selbstaufgabe. Nun droht der legendäre Sozialstaat unter dem Migrationsdruck zu zerbrechen. Urs Gehrigler begab sich in der



Spitzenreiter der Gewalt: Malmö.

südschwedischen Stadt Malmö ins «Herz der urbanen Finsternis», wo sich Banden mit Handgranaten bekriegen. Malmö ist Spitzenreiter der Gewalt, aber längst kein Einzelfall. «Landesweit haben wir 55 Gebiete als «problematisch» eingestuft», sagt der ehemalige Polizeichef der Stadt. «Die Feuerwehr löscht dort nur mit Polizeischutz.» Seite 52

Gleich drei Klagen gegen die Schweiz standen diese Woche auf der Traktandenliste des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte (EGMR). Für Redaktor Markus Schär zeigen diese drei zufällig ausgewählten Fälle exemplarisch, wie fragwürdig das Wirken der Richter in Strassburg ist. Der abstruseste Fall wirft auch Fragen zum Vorgehen der Schweizer Behörden auf. Ein afghanisches Ehepaar, er achtzehn, sie vierzehn Jahre jung, kam 2011 von Italien in die Schweiz, um Asyl zu fordern. Trotz der Regeln von Dublin durchliefen sie ein Asylverfahren, der Jüngling wurde aber ein Jahr später nach Italien zurückgeschafft. Er kehrte illegal in die Schweiz zu-

rück und klagte sein Recht gemäss Menschenrechtskonvention ein, hier mit seiner Ehefrau ein Familienleben zu führen. Der Strassburger Gerichtshof spricht ihm dieses Recht zwar ab. Aber er schreibt in seiner Entscheid, dieser Entscheid habe keine Bedeutung: «Herr R. H. kehrte ja nur drei Tage nach seiner Ausschaffung in die Schweiz zurück und erhielt darauf Asyl.» Seite 37

Die Demokratische Volksrepublik Nordkorea unter dem Diktator Kim Jong Un gehört zu den eigenartigsten Nationen der Welt. Zum Stolz des sozialistischen Landes gehören die Akrobaten des Nationalzirkus von Pjöngjang, die als Botschafter und Devisenbeschaffer in den Westen geschickt werden. Zurzeit ist eine Artistengruppe im Circus Salto Natale in Kloten engagiert. Kulturredaktor Rico Bandle konnte zwei Mitglieder der Truppe für ein Gespräch treffen. Die beiden, die in der Manege tollkühne Sprünge zeigen, gaben sich bei der Begegnung zurückhaltend wie schüchterne Schuljungen. Kein Wunder: Ein nordkoreanischer Aufpasser liess die Artisten während des Interviews nie aus den Augen. Seite 44

Je länger die Abende werden, desto schöner ist es, sich mit einem guten Buch zu verkriechen. Welche Lektüre lohnt sich? Welche Bücher soll man verschenken? Auf sechs Seiten präsentieren Prominente, Experten und *Weltwoche*-Autoren ihr Buch des Jahres. Mit dabei sind Fernsehlegende Bernard Thurnheer, FDP-Nationalrätin Claudine Esseiva, Historiker Thomas Maissen, Filmregisseur Xavier Koller, Komiker Viktor Giacobbo, Drehbuchautorin Güzin Kar, Künstler Thomas Hirschhorn und viele mehr. Seite 70

Ihre Weltwoche

DAS SCHWEIZER ALL-BRANCHEN PORTAL

Auf www.stellen-anzeiger.ch publizieren
und von attraktiven Konditionen profitieren.

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.stellen-anzeiger.ch

STELLEN-ANZEIGER
Das Schweizer-Jobportal

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die Weltwoche erscheint donnerstags
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,
E-Mail: redaktion@weltwoche.ch
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,
E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 298.– (inkl. MwSt.)
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter
www.weltwoche.ch/abo
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch
Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,
Urs Gehrigler, Wolfgang Koydl,
Hubert Mooser, Alex Reichmuth,
Markus Schär, Claudia Schumacher,
Florian Schwab

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,
Silvio Borner, Henryk M. Broder,
Peter Hartmann, Pierre Heumann,
Peter Holenstein, Mark van Huisseling
Hansrudolf Kamer, Peter Keller,
Wolfram Knorr, Tom Kummer,
Christoph Landolt, Dirk Maxeiner,
Christoph Mörgeli, Franziska K. Müller,
Daniela Niederberger, Kurt Pelda,
Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,
Beatrice Schlag (*Los Angeles*),
David Schnapp, Hildegard Schwaninger,
Martin Spieler, Sacha Verna (*New York*),
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),
Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Nathan Beck (*Leitung*),
Martin Kappler, Lukas Schmid (*Assistent*)

Layout: Daniel Eggspühler (*Leitung*),
Silvia Ramsay

Korrektorat: Cornelia Bernegger (*Leitung*),
Viola Antunovits, Nadia Ghidoli, Rita Kempfer,
Sandra Noser, Oliver Schmuki, Gregor Szyndler,
Dieter Zwicky

Sekretariat: Inga-Maj Hojaij-Huber

Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*),
Roman Küttel, Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: Adextra

Tarife und Buchungen: info@aadextra.ch

Druck: Print Media Corporation, PMC,
Oetwil am See

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise
oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung
der Redaktion gestattet.*

*Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine
Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier,
das aus 100 % Altpapier hergestellt wird.
Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



Roger Federer mit JURA-Chef Emanuel Probst bei der Vertragsunterzeichnung

JURA und Roger Federer verlängern Partnerschaft bis 2020

Mit grosser Freude dürfen wir mitteilen, dass wir unsere Zusammenarbeit mit Roger Federer bis ins Jahr 2020 verlängert haben. Bereits seit 2006 vertritt der beste Tennisspieler aller Zeiten stilvoll unsere Marke als Botschafter und inspirierendes Vorbild. Gemeinsame Werte wie die Schweizer Herkunft, harte Arbeit, Präzision, Eleganz und das Streben nach Perfektion stehen dabei im Mittelpunkt. Roger, wir sind stolz auf das Privileg, gemeinsam mit Dir Innovationen lancieren und globale Märkte aufbauen zu dürfen. Wir wünschen Dir von Herzen weiterhin viel Erfolg und alles Gute sowohl auf als auch neben dem Court!

Frauenquoten

Frauen in Sportverbänden.
Neue europapolitische Töne.
Sommarugas Gereiztheit.
Hans Blumenberg und
Cary Grant. Von Roger Köppel

Ich bin gegen Frauenquoten, aber man müsste einmal darüber nachdenken, ob Frauenquoten in den Führungsgremien internationaler Sportverbände nicht doch eine korruptionsmindernde Wirkung hätten. Den Gedanken las ich zum ersten Mal in einer britischen Zeitung. Er hat etwas für sich. Frauen sind an sich wahrscheinlich nicht weniger korruptionsanfällig als Männer, aber sie würden es in einem Männergremium durch ihre schiere Präsenz vielleicht erschweren, dass jene schwüle Umkleidekabinenvertrautheit entsteht, die Filz und unlautere Vorteilsnahme begünstigt.

Konkrete Auswirkungen der Wahlen sind Kspürbar in Bern. Letzte Woche sprachen die Wirtschaftsverbände erstmals davon, dass die Masseneinwanderungsinitiative notfalls ohne die Zustimmung Brüssels umzusetzen sei.

Economiesuisse hält es für unwahrscheinlich, dass die EU die Bilateralen I kündigt, weil diese Verträge «im Interesse der EU» seien. So redete bis vor kurzem nur die SVP. Noch vor wenigen Monaten war ich von Swissem fast gesteinigt worden, als ich ähnliche Gedanken äusserte.

So schnell ändern sich die Dinge. Vorgespurt wurde die gedankliche Wende vermutlich durch den Bundesrat. Die aus dem Bundeshaus ferngelenkten Wirtschaftsverbände nahmen vorweg, was die Regierung wenige Tage später vor der Presse verlautbarte.

Der Vorgang ist typisch für die Schweiz. Die Politik verändert sich, ohne dass irgendjemand den Befehl gegeben hätte. Es braucht weder Anweisungen noch Konferenzen. Plötzlich verschiebt sich etwas, bricht etwas auf, renkt es sich ein. Und hinterher wollen es alle immer schon gewusst haben.

Die Politiker vollziehen in solchen Situationen die Bewegungen nach, als deren Ursache sie sich missverstehen. Die Schweizer Europapolitik ist dank den letzten Wahlen bereits etwas ins Rutschen gekommen. Den Euro-Turboschwimmen die Felle weg. Das macht sie unberechenbar – und damit gefährlich.

Was bedeutet Vernunft in der Politik? Eine interessante Definition lieferte der deutsche Philosoph Hans Blumenberg: «Vernunft ist im Kern [...] Unterwerfung unter die Maxime der Selbsterhaltung.» Ein Land handelt vernünftig, wenn es seine Erfolgs-, also Selbsterhaltungschancen, verbessert. Aber: Man muss



«Journalistische Leichenschändung.»

die Grundlagen des eigenen Erfolgs auch verstehen. Ohne Selbsterkenntnis keine Selbsterhaltung.

Diese Woche behandelt der Nationalrat eine Motion der Freisinnigen. Sie will, dass Asylsuchende aus Eritrea nur noch vorläufig aufgenommen oder wie Kriegsvertriebene vorübergehend als schutzbedürftig klassifiziert werden. Es wurde hier bereits darüber berichtet. Indem die Motion den Schutzstatus «S» auf Eritreer anwendet, erklärt sie das arme, aber friedliche Eritrea zum Kriegsgebiet, obschon es in Eritrea seit Jahren keinen Krieg mehr gibt. Als Folge werden noch mehr Eritreer in die Schweiz kommen und bleiben dürfen. Die FDP nennt es eine Verschärfung, aber diese Verschärfung verschärft ungewollt nur das Problem, das die Freisinnigen zu lösen glauben. Motion ablehnen.

Bundespräsidentin Simonetta Sommaruga Offenbart unter dem Druck ihres Amts



Symptome der Verhärtung. Die Lockerheit, die pianistische Leichtigkeit sind weg. Ihr Gesicht strahlt die kampfbereite Gereiztheit einer von den Leistungen ihrer Schüler dauerenttäuschten Lehrerin aus. An einem Hearing des Ständerats verlor sie kurzzeitig die Fassung, als man Zweifel an der Weisheit ihrer Departementsführung im Asylossier äusserte. Majestätsbeleidigung. Auffallend war der genervte Fatalismus, mit dem Sommaruga die Forderung nach Grenzkontrollen wie eine lästige Fliege wegwischte: «Meinen Sie wirklich, die Regierung sei so blöd? [...] Sie hätten dann innerhalb von Stunden einen Stau bis Mailand, und die Spitäler könnten Sie schliessen, wenn Sie die Leute systematisch kontrollieren.» Die Ratsmehrheit war mit Sommaruga der Meinung, dass verschärfte Grenzkontrollen gegen illegale Migranten überflüssig seien. Die international tätigen Schlepperverbrecher jubeln. Dank Bern bleibt die Schweiz ein attraktiver Markt.

Am Wochenende, zwischen Samichlaus und Schlittschuhlaufen mit den Kindern, schauen wir zur Ablenkung den Hitchcock-Klassiker «Über den Dächern von Nizza» mit der erschütternd schönen Grace Kelly und dem genialen Cary Grant. Der künstlerisch unterschätzte, fünfmal verheiratete Grant hat, ähnlich wie der ebenfalls gebürtige Brite Chaplin, einen filmischen Archetyp des 20. Jahrhunderts erfunden, den perfekt frisierten, selbstironischen Weltmann, der die attraktivsten Frauen mit seiner heiteren, fast übermenschlich wirkenden Uneinnehmbarkeit verrückt macht.

Unsterblich bleibt sein Dialogsatz, als ihn Grace Kelly während einer gemeinsamen Autofahrt hoch über der Côte d'Azur, sie am Steuer, leicht verärgert auf den leidenschaftlichen Kuss anspricht, den sie ihm am Vorabend zum Abschied im Türrahmen ihres Hotelzimmers überraschend gegeben, den Grant bis dahin aber noch mit keinem Wort gewürdigt hat. Natürlich, erwidert der Geküsste, habe es ihm gefallen: «Nicht nur genoss ich diesen Kuss gestern Nacht, ich war vor allem tief beeindruckt von der Effizienz dahinter.» Er hatte einfach Stil.

Seit Monaten beschäftigt mich der Fall eines verstorbenen Freundes. Der frühere Anwalt und kantonale Politiker ist nach seinem Tod ins Gerede gekommen aufgrund von Anschuldigungen, er habe das Vermögen einer Bekannten veruntreut. Die Vorwürfe wurden nach seinem Tod von NZZ und Tages-Anzeiger ohne Anonymisierung, zum Teil sogar mit Bild, wie gültige Richterurteile verbreitet. Ich kann den Fall in der Sache nicht beurteilen, aber ich bin dagegen, dass man Tote rückwirkend zu Kriminellen macht. Die Versuchung ist besonders gross, da sich die Toten gegen die journalistische Leichenschändung nicht mehr wehren können. Wer das vorantreibt, sägt am Rechtsstaat. Und hat unlautere Motive.



Star in der Manege: Song Il Chae. Seite 44



Weitblick statt Willkommenskultur: Seite 42



Paarlauf: Ancillo und Heliane Canepa. Seite 48



Ikone der Neunziger: Rihanna. Seite 56

Kommentare & Analysen

7 Editorial

13 Kommentar Angst vor Minuszeichen

13 Im Auge Robert Louis-Dreyfus

14 Bildung Lehrerinnen

14 Staatskunde Leuthards Lektion

15 Literatur Prophetische Kraft

15 Energiepolitik Vorgeschmack

16–25 Spezial: Bundesratswahlen

Gewinner, Verlierer und Analysen

26 Personenkontrolle Gattiker, Sarasin, Goltermann etc.

27 Nachrufe Brigitte Degler-Spengler, Werner Twerenbold

28 Die Deutschen Morgenluft

28 Wirtschaft Das Lotto-Prinzip

29 Ausland Le Pen ante portas

29 Mörgeli Korumpierende Flankierende

30 Bodenmann Zürcher Mausefalle «Baur au Lac»

31 Medien Und schuld ist der Scheff

31 Gesellschaft Sterbe-Lotterie

32 Darf man das? / Leserbriefe / Leserblitz

Hintergrund

34 Zahlenspiele mit den Bilateralen

Die Studien des Bundes

36 Bilaterale «Abwegige Annahmen»

37 Justiz Schmerzen in Strassburg

38 Brüssel Ann Mettler, Junckers Gehirn

39 Personenfreizügigkeit Hinten anstellen

40 Pädophilen-Initiative SP-Politikerin Sonja Gurtner

42 Sie schafften das

Schweizer Flüchtlingspolitik im Zweiten Weltkrieg

44 Kim Jong Uns Fliegertruppe

Akrobaten aus Nordkorea beim Circus Salto Natale in Kloten

46 Bildung Secondos auf den hinteren Plätzen

47 Hochschule Romantiker vs. Rechner

48 Ein kleines bisschen Horror

Canepa & Canepa: Das stärkste Ehepaar im Schweizer Sport

49 Eishockey Swissness total

50 Es gibt auch andere

Christoph Blocher über Bärfass, Keller und Spitteler

52 Hej, alter Schwede!

Schweden beendet die offene Migrationspolitik

56 Die Girlies sind zurück

Die Neunziger lösen die Achtziger als Pop-Referenz ab

58 Unternehmen Tui-Suisse-CEO Martin Wittwer

60 Aufgewiegelt

Eine Reise auf die Schwarzmeer-Halbinsel Krim

64 72 Jungfrauen

Woher kommen die islamischen Paradiesvorstellungen?

67 Religion Ewige Erektion

WELCOME TO MY WORLD



In der Hauptrolle: John Travolta, Filmlegende, Pilot und Aeronautik-Freak. Im Rampenlicht: die mythische North American X-15, ehemalige Geschwindigkeits- und Flughöhenrekordhalterin sowie Wegbereiterin für Weltraumflüge. Produktionsleiter: Breitling, der privilegierte Partner der Aeronautik dank seiner zuverlässigen, präzisen und bahnbrechenden Instrumente – wie der Chronomat, des Pilotenchronografen par excellence. Willkommen in der Welt der Legende, der Spitzenleistung und der Performance.



CHRONOMAT 44

BEXER

Zürich seit 1760 · Uhren & Juwelen
Bahnhofstrasse 31 · 8001 Zürich · Tel +41 (0)43 344 63 63



INSTRUMENTS FOR PROFESSIONALS™



Kurzweiliges für lange Abende: Seite 70

Literatur

70 Unsere Bücher des Jahres

Persönliche Empfehlungen von Prominenten, Experten und *Weltwoche*-Autoren

Stil & Kultur

68 Stil & Kultur Modernes Krippenspiel

70 Bestseller / Buchtipps

75 Jazz Diana Krall

76 Der Clan der Unzertrennlichen

Charlie Sheen, drogenabhängig, sexsüchtig, HIV-positiv

78 Top 10

78 Kino «Heidi»

79 Nachruf Léon Huber

80 Namen Verdi und Soldaten

81 Hochzeit Astrid Wagner (Teil 1)

81 Thiel Feuer

82 Wein Guardiola Bianco 2013; Le Vigne Niche 2013

82 Zu Tisch «Einstein Gourmet», St. Gallen

83 Auto VW T6 Multivan «Generation Six»

84 MvH trifft Gian-Marco «Gimma» Schmid, Ex-Rüpel-Rapper

Autoren in dieser Ausgabe

Manfred Schlapp



Der Philosoph und Islamwissenschaftler ist Autor des soeben erschienenen Buches «Islam heisst nicht Salam». Er schreibt über die islamische Paradiesvorstellung, laut der im Himmel 72 Jungfrauen darauf warten, von Märtyrern beglückt zu werden. Seite 64

Jean-Christian Labelet



Der emeritierte Wirtschaftspräsident an der Universität Lausanne war Direktor des von ihm selbst gegründeten Forschungsinstituts Créa. Er beleuchtet die Schweizer Flüchtlingspolitik während des Zweiten Weltkriegs, die weitaus grosszügiger war, als bisher angenommen wurde. Seite 42

Das Weltwoche-«Taschenheft».

Mit den Weltwoche-Apps für das iPhone oder das Android-Smartphone haben Sie auch unterwegs die Weltwoche immer dabei.



DIE WELTWOCH



VIP-Genussreise Bordeaux/Cognac

Zu Gast bei den ganz Grossen

Fliegen Sie im Privatjet nach Bordeaux und besuchen Sie das weltberühmte Château Lafite Rothschild, Château Haut-Brion, Château Palmer und Château Gruaud-Larose. In namhaften Châteaux werden Sie zum «Table Privée» erwartet. In Cognac sind Sie Ehrengast im legendären Haus Rémy Martin. Exklusive Führungen, Degustationen sowie kulturelle und gastronomische Genüsse inklusive.

Als VIP stehen Ihnen die Tore zu sonst strikt verschlossenen Top-Châteaux offen. Höhepunkte sind das Soirée-Pianokonzert in der imposanten Wein-Kathedrale von Lafite Rothschild sowie zwei «Table Privées» in Top-Châteaux in den weltberühmten Appellationen Margaux und Saint-Julien.

Erlebnis der absoluten Spitzenklasse
Sie logieren standesgemäss im Fünfsternehotel. Auf der Exkursion nach Cognac werden Sie nach einer exklusiven Kellerführung und einem Seminar bei Rémy Martin im Eigner-Château «Domaine du Grollet» nach allen Regeln der Kunst kulinarisch verwöhnt. Im Privatjet reisen Sie stilvoll und im kleinen Rahmen nach Frankreich und zurück.

Schenken Sie sich und Ihren Liebsten Zeit für ein gemeinsames, unvergessliches Erlebnis.

Programm:

1. Reisetag (Donnerstag, 7. Juli 2016)

- Privatjet-Flug Zürich–Bordeaux
- Château Haut-Brion, Besichtigung und Degustation
- «Table privée»: Château Palmer
- Erlebnisfahrt auf der Château-Route durchs Médoc
- «Table privée»: im Château, in der Saint-Julien Appellation
- Apéro und Soirée-Pianokonzert im Château Lafite Rothschild

2. Reisetag (Freitag, 8. Juli 2016)

- Château Smith Haut Lafitte, Besichtigung und Degustation
- Privatjet-Flug nach Cognac
- Rémy Martin, Besichtigung, Cognac-Seminar und «Table privée» im Eigentümerhaus
- Privatjet-Rückflug Cognac–Zürich

Platin-Club-Spezialangebot

Bordeaux/Cognac-Privatjet-Genussreise – exklusiv nur mit diesem Angebot!

Reisedatum:

Donnerstag, 7. Juli bis Freitag, 8. Juli 2016

Leistungen:

- Privatjet-Flug ZCH-BDX-CNG-ZCH mit Park-&-Fly-Service in ZCH
- 3 «Table privée»-Essen in exkl. Châteaux
- Soirée-Pianokonzert im Château Lafite Rothschild
- Cognac-Seminar bei Rémy Martin
- Übernachtung im Fünfsternehotel «Burdigala» inkl. Frühstück
- Concierge-Reisebegleitung von Executive CH

Spezialpreise:

Fr. 4780.– pro Person
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 150.–

Limitierte Teilnehmerzahl:

Maximal zwölf Gäste. Die Anmeldungen werden in der Reihenfolge ihres Eintreffens berücksichtigt.

Anmeldung:

Detailliertes Reiseprogramm mit Anmeldeformular finden Sie unter: www.weltwoche.ch/platinclub

Veranstalter:

Executive CH GmbH, Privatjet- und Yacht-Reisen,
5430 Wettingen, Telefon 056 427 15 68
www.executive-private.ch
E-Mail info@executive-private.ch

www.weltwoche.ch/platinclub



Flüchtlingskrise, eidgenössische Wahlen, Terrorakte in Europa und im Nahen Osten:
Je unübersichtlicher die Zeiten, desto wertvoller ist eine Zeitung, die sich nicht damit begnügt,
zu berichten, was alle schon wissen, sondern die sich jeden Tag darum bemüht,
Stellung zu beziehen und den Dingen auf den Grund zu gehen.
Sichern Sie sich jetzt umfangreiche Berichterstattung.

**Und gewinnen Sie zudem mit etwas Glück ein exklusives Wochenende
im Grand Hotel Les Trois Rois Basel.**



**Auf baz.ch/weihnachten das passende Abo auswählen.
Abonnieren und profitieren.**

Angst vor Minuszeichen

Von Beat Gygi — In der Debatte über die bilateralen Verträge scheut man sich noch vor einer negativen Bewertung der Personenfreizügigkeit.



Vor- und Nachteile: portugiesische Saisonniers.

Die Diskussion über die bilateralen Verträge Schweiz–EU ist weniger verkrampt als noch vor Wochen. Bundesverwaltung und Wirtschaftsverbände erwägen den Gedanken, dass die Schweiz von sich aus die Zuwanderung steuern könnte, ohne sich zuerst mit der EU übers Vorgehen zu einigen. Das Wort «Bilaterale» ist nicht mehr fix mit Begriffen wie «unverzichtbar», «essenziell» oder «jeden Preis wert» verbunden. Mittlerweile diskutieren Verwaltungs- und Verbandsleute, Politiker und Firmenchefs nüchterner über den Wert der sieben bilateralen Verträge der ersten Serie, die 2002 in Kraft trat – also die Frage, was die Schweiz verlieren könnte, wenn sie eigenständig zur Zuwanderungs-Schutzklausel griffe und dadurch die Personenfreizügigkeit und mit ihr gleich das ganze Vertragspaket gefährden würde.

Aber ganz nüchtern wird die Diskussion noch nicht geführt. Der Bund hat soeben zwei Studien zum Wert der Bilateralen für die Schweizer Volkswirtschaft veröffentlicht. Diese bringen zwar konkrete Zahlen in die Debatte, riesige Milliardenbeträge, die auf den ersten Blick wie objektive Anhaltspunkte aussehen. Aber hinter den Berechnungen steht quasi die unterschwellige Warnung, diese Summen ja nicht aufs Spiel zu setzen, indem man die EU zornig macht. Offener zeigt sich die Denk-

fabrik Avenir Suisse in ihrer vor Tagen publizierten Untersuchung. Sie ist erfrischend rational im Abwägen von Vor- und Nachteilen der Bilateralen. Nicht alle Autoren sind allerdings gleich skeptisch gegenüber riesigen Kollektivgebilden wie der EU. Am Schluss wird festgehalten, der Wert der Bilateralen werde von den einen hochstilisiert, andere würden die Kosten eines Alleingangs unterschätzen.

Irgendwie scheint es beim Blick auf die bilateralen Verträge eine Scheu vor Minuszeichen zu geben. Fast überall wird die volle Personenfreizügigkeit, zentraler Teil der Bilateralen, als positive Kraft dargestellt, die eine «Migrations-

Die Freiheit, sich bei andern zu bedienen, ist kein Grundpfeiler einer freiheitlichen Ordnung.

dividende» bringt, das Wirtschaftswachstum beschleunigt, das Fachwissen im Land verbreitert oder die Gesellschaft verjüngt. Es ist, als ob man im Bereich der positiven Vorzeichen gefangen sei. Kann es denn nicht sein, dass volle Freizügigkeit schädlich ist, also netto einen negativen Wert hat? Mit dem Zulassen von Minuszeichen würde die Diskussion über den Wert der Bilateralen anders verlaufen als heute. Der Ökonom Reiner Eichenberger verweist auf die hohen volkswirtschaftlichen Kosten, die eine ungehemmte Zuwanderung mit sich bringt, etwa beim Landverbrauch, in der Beanspruchung der Infrastruktur oder in der Umweltpolitik (Interview auf Seite 36).

Das ist nicht alles. Politiker stellen die Personenfreizügigkeit meistens als eine Grundfreiheit dar, die unbedingt zu einer freiheitlichen Ordnung gehört wie etwa die Handels- oder Vertragsfreiheit. Aber unter den heutigen Umständen gibt man damit den Menschen im Prinzip die Befugnis, nach Belieben in fremde Gesellschaften und Sozialsysteme zu wandern und diese für sich zu nutzen. Die Freiheit, sich bei andern zu bedienen, ist kein Grundpfeiler einer freiheitlichen Ordnung, aber sie passt zu einem Gebilde wie der EU, dessen Existenz zu einem guten Teil auf dem Organisieren der hoheitlichen Umverteilung von Geld und Vorteilen beruht. Vielleicht waren die Schweizer Stimmbürger im Abwägen von Vor- und Nachteilen der Personenfreizügigkeit im Februar 2014 schon weiter als die heutige Fachdiskussion, denn die damalige Abstimmung ergab ein Minuszeichen.

Der Pokerspieler



Robert Louis-Dreyfus, stummer Zeuge.

Die Vergangenheit ist nie vergangen, sie wird nur vergessen, und dann taucht sie wieder auf und nimmt Bernard Tapie per Schiedsgerichtsurteil auf einen Schlag 400 Millionen Euro weg, also alles, wie jetzt geschehen. Der Selfmademan und Selbstdarsteller, ein Liebling der Massen und von Präsident Mitterrand, hatte diese Entschädigung erstritten, weil ihm der staatseigene Crédit Lyonnais wegen Überschuldung die schlingernde Sportartikel-firma Adidas entwunden hatte. Dann kommt Robert Louis-Dreyfus ins Spiel, übernimmt Adidas und verdient Milliarden mit dem Börsengang. RLD, wie sie ihn nannten, ruhe in Frieden. Er stirbt 2009 mit 63 Jahren in Zürich an Leukämie. Ein Charmebolzen und, im Gegensatz zu Tapie, kein Bluffer, ausser am Pokertisch, wo er sein Harvard-Studium finanzierte. Seine Sporen als Manager verdiente er sich bei einer US-Pharma-Firma, deren Wert er ums Zwanzigfache steigerte, und als CEO des Werberiesen Saatchi & Saatchi ab. Zuletzt gehörte ihm das milliardenschwere Rohstoff-Familienunternehmen. Auch im Fussball trat er in Tapies Fussstapfen und rettete den Klub Olympique Marseille (den, wie den Konzern, heute seine Witwe Margarita weiterführt, ein einstiges russisches Waisenkind, kennengelernt als Sitznachbarin im Flugzeug, inzwischen ist sie liiert mit dem Ex-Nationalbankpräsidenten Philipp Hildebrand). Er war Mitgründer der Agentur Infront, die von der Fifa dauernd Vermarktungsrechte der Weltmeisterschaften zugeschanzt erhielt. Und er hat vom Kaiser Franz Beckenbauer jenes geheimnisvolle Zehn-Millionen-Franken-Darlehen für eine mutmassliche schwarze Kasse zurückgefordert, an das sich Beckenbauer nicht genau erinnert. Er fütterte Freund Uli Hoeness mit den Spaziermillionen für die aberwitzigen Devisengeschäfte, die den Bayern-Manager wegen Steuerbetrugs ins Gefängnis brachten. Im Fussball gilt der odex, dass in der Kabine bleibt, was die Öffentlichkeit nichts angeht. Jetzt, wo das Dach der Fifa-Fussballwelt unter den Korruptionslasten zusammenkracht, ist RLD der perfekte Zeuge.

Peter Hartmann

Lehrerinnen

Von Philipp Gut — Ein kurioses Bundesgerichtsurteil und ein Frauenberuf mit Folgen.

Wer als Lehrkraft an einer Primarschule tätig ist, arbeitet offiziell in einem «frauenspezifischen» Beruf. Dies hat das Bundesgericht in einem Urteil vom 1. Dezember verkündet. Hintergrund war die Klage einer Aargauer Lehrerin, die eine generelle Lohndiskriminierung geltend machte. Das Verwaltungsgericht war zuvor nicht auf die Klage eingetreten, da es sich um einen geschlechtsneutralen Job handle. Nach dem Spruch aus Lausanne muss das Verwaltungsgericht sich nun erneut mit dem Fall beschäftigen.

Die Lehrerverbände haben erfreut auf das Urteil reagiert. Das «Scheinargument», es könne gar keine Diskriminierung vorliegen, da der Lehrberuf keinen Frauenberuf darstelle, sei vom Tisch, schwärmte Zentralpräsident Beat Zemp. Bei allem Respekt vor dem höchsten Gericht und dem höchsten Lehrer der Schweiz: Es mutet sonderbar an, einzelne Berufszweige per Richterbeschluss in ein Geschlechterkorsett zu zwingen. Hat die Emanzipationsbewegung nicht genau gegen solche Kategorien und Schubladen gekämpft?

Ich war selbst als Primarlehrer tätig, damals waren drei von drei Vollzeitlehrern Männer. Die Verhältnisse haben sich rasch und radikal verändert. Es stimmt, dass heute vier Fünftel der Lehrpersonen auf der Primarstufe weiblich sind. Sie wählen diesen Beruf aus freien Stücken. Dem Arbeitgeber, den Kantonen, deshalb eine Diskriminierungsabsicht zu unterstellen, ist abstrus. Was folgt als Nächstes? Vielleicht administrierte Höchstpreise für Lippenstift?

Man könnte das Urteil auch zum Anlass nehmen, um etwas tiefer zu schürfen – und etwa die Frage stellen, weshalb die Frauen derart überhandgenommen haben. Ein Hauptgrund liegt darin, dass der angeblich diskriminierende Arbeitgeber Bedingungen bietet, die auf Frauen wie ein Magnet wirken: Jobsharing und Teilzeitjobs à discrétion.

Ironischerweise hat eben diese Anziehungskraft zu Beeinträchtigungen der Unterrichtsqualität geführt: Den Kindern fehlen aufgrund der ständig wechselnden Lehrerinnen die für ihre Entwicklung wichtigen Bezugspersonen. So läuft im Kanton Zürich der Schulversuch «Fokus Starke Lernbeziehungen» mit dem Ziel, die Anzahl Lehrkräfte pro Klasse wieder zu reduzieren. Auch andere Kantone wie Bern oder Baselland geben Gegensteuer. Doch so einfach wird das nicht gehen: In Zürich mangelt es bereits für den blossen Versuch an Lehrerinnen, die sich zu hundert Prozent engagieren wollen.

Leuthards Lektion

Von Markus Schär — Wer bestimmt eigentlich, was in Bern läuft? Bundesrätin Doris Leuthard verriet es mit kaum überbietbarer Offenheit: die Bundesverwaltung.

Die Lust, über dieses Geschäft zu reden, ist offenbar sehr klein; ich verstehe das.

Bundesrätin Doris Leuthard sagte es, als letzte Woche der Ständerat den Gegenvorschlag zur Initiative für eine grüne Wirtschaft versenkte. Und dann setzte sie an zu einer fünfminütigen Staatskundelection, wer in Bern das Sagen hat:

Der Ressourcenverbrauch ist dermassen intensiv, dass wir Probleme haben werden.

Der britische Pfarrer Thomas Robert Malthus berechnete 1798, dass die Menschheit verhungere, weil die Bevölkerung exponentiell wachse, ihre Nahrung aber nur linear. Dank dem Fortschritt, der damals einsetzte, kam es nicht dazu. Dennoch warnte der Club of Rome 1972 wieder vor den Grenzen des Wachstums: Im Jahr 2000 seien die wichtigen Rohstoffe aufgebraucht. Es kam nicht dazu, aber die Grünen denken immer noch so, auch Bruno Oberle, der Direktor des Bundesamts für Umwelt.

Die Initiative der Grünen Partei geht zu weit, sie ist im Ansatz richtig, aber mit den Zielvorgaben in den Übergangbestimmungen zu ambitiös.

Die Initiative, über die wir 2016 abstimmen, ist falsch, weil die Grünen weiterhin rechnen wie Malthus: Sie warnen, die Schweizer verbrauchten die Ressourcen von drei Planeten, und fordern, die Schweiz müsse bis 2050 ihren ökologischen Fussabdruck auf «eine Erde» beschränken. Das würde, wie auch die Umweltministerin sieht, «Interventionen grösseren Masses» nach sich ziehen – deshalb hat die Initiative beim Volk keine Chance. Das wissen die Grünen selbst: Sie setzten darauf, dass die Bundesverwaltung, nach der bewährten Strategie in der Klimapolitik oder bei der Energie- wende, zu ihrer Initiative einen Gegenvorschlag bastelt, der fast ebenso weit (zu weit) geht. Doch diesmal machte das Parlament das Spielchen nicht mit.

Die Modernisierung des Umweltschutzgesetzes wäre eine Chance gewesen. Wir werden uns deshalb überlegen, wie wir auf anderen Wegen darauf zurückkommen können. Der Bundesrat wird in der Zwischenzeit nicht untätig bleiben, auch wenn Sie den Gegenvorschlag nicht wollen.

Die Bundesverwaltung ist längst tätig, auch ohne Gesetzesgrundlage. Schon vor drei Jah-

ren, nachdem die Grünen im September 2012 ihre Initiative für eine «Grüne Wirtschaft» eingereicht hatten, verabschiedete der Bundesrat den Aktionsplan «Grüne Wirtschaft». Dieser fordert vor allem eine umfassende Messung, um die Fortschritte zu beurteilen.

Wichtig sind zudem eine regelmässige Berichterstattung, eine Sensibilisierung der breiten Bevölkerung sowie der Dialog mit Wirtschaft, Wissenschaft und Gesellschaft.

Das heisst: Es braucht Heerscharen von weiteren Staatsangestellten auf allen Ebenen, um die Massnahmen durchzusetzen – die Verwaltung betreibt, wie jede Verwaltung, Arbeitsbeschaffung für sich selbst.

Auch wenn Sie jetzt die Vorlage ablehnen werden, was ich schweren Herzens akzeptiere, werden wir uns überlegen: Wann kommen wir mit einer Vorlage, die einen anderen Namen trägt und einen anderen Ansatz enthält? Ich ergebe mich dem Schicksal. Ich halte aber daran fest, dass die Weisheit hier doch vor allem beim Bundesrat liegt.

Das heisst, ins Deutsch der Staatsbürger und Steuerzahler übersetzt: «Das Parlament und das Volk können entscheiden, was sie wollen – wir wissen es besser, und wir machen weiter!»



«Die Weisheit liegt beim Bundesrat»: Leuthard.

Prophetische Kraft

Von Rico Bandle — Friedrich Dürrenmatt ist 25 Jahre nach seinem Tod wieder in aller Munde. In erster Linie als Schweiz-Kritiker. Damit wird man ihm allerdings nicht gerecht.

Am 19. April 1947 kam es im Zürcher Schauspielhaus zu tumultartigen Szenen. Das Publikum verliess in Scharen vorzeitig die Vorstellung, es gab Zwischenrufe, Pfiffe, die NZZ schrieb gar, es sei «beinahe zu Handgreiflichkeiten im Parkett» gekommen. Ursache der Aufregung war das Stück eines noch unbekanntes Autors, das an diesem Abend uraufgeführt wurde: «Es steht geschrieben» vom damals 26-jährigen Friedrich Dürrenmatt.

Das Werk fiel nicht nur beim Publikum durch, sondern auch bei Kritikern, die zum Teil hämisch über das Debüt des jungen Dramatikers herzogen. Von einem «dramaturgischen Amoklauf» (*Neue Zürcher Nachrichten*) war die Rede, von «religiöser und erotischer Zügellosigkeit» (*Tages-Anzeiger*), von «zu viel Verbildung und Verhemmtheit» (*Weltwoche*). Die Medienlogik funktionierte damals wie heute: So vernichtend die Reaktionen auch waren, Dürrenmatt wurde durch den Aufruhr schlagartig bekannt. Das Stück zog er trotzdem nach einigen Vorstellungen verschämt zurück. Erst zwanzig Jahre später hat er es in einer überarbeiteten Fassung unter dem Titel «Die Wiedertäufer» neu herausgegeben.

Letzten Sonntag, 68 Jahre nach der Uraufführung, sagte der Germanist Peter von Matt bei einer Veranstaltung zu Ehren Dürrenmatts im Zürcher Schauspielhaus: «Ich würde das Stück heute gerne wieder auf der Bühne sehen.» Dem Wunsch kann man sich nur anschliessen. «Es steht geschrieben» handelt von der skrupellosen Herrschaft des Wiedertäufers Johann Bockelson im deutschen Münster des 16. Jahrhunderts. Im religiösen Wahn ordnet er fürchterliche Gewaltexzesse an, sein Ziel ist die Weltherrschaft. Während sich das Volk für den Glauben opfert, richtet der Regent Fressorgien an, seine fünfzehn Frauen sorgen für sein leibliches Wohlbefinden.

Masslos vulgär

Das Stück ist in allen Belangen überbordend, teils auch chaotisch: Es besteht aus 41 Figuren, die Orgien ufern in masslose Vulgarität aus, die Gewaltszenen sind von bestialischer Opulenz, die Sprache ist voller Pathos. Dass dies den Zuschauern damals zu viel wurde, ist nachvollziehbar, heute hingegen staunt man, wie treffend Dürrenmatts Vision war: Wechselt man die Wiedertäufer, Protestanten und Katholiken, die damals aufeinander losgingen, gegen die islamischen Religionsgruppen im Nahen Osten aus, so wähnt man sich mitten



Furioser Geist: Schriftsteller Dürrenmatt.

im Wahnsinn des aktuellen, religiös geprägten Weltgeschehens.

In den letzten Wochen hat Dürrenmatts berühmte «Die Schweiz – ein Gefängnis»-Rede eine mediale Renaissance erfahren, der Dichter wird als Landeskritiker gerühmt und verehrt. Dabei geht vergessen, dass Dürrenmatts Horizont viel weiter reichte. So verteidigte er zum Ärger von einem Teil des linken Kultur-establishments Israel sowohl im Sechstagekrieg 1967 («Israels Lebensrecht») als auch im Jom-Kippur-Krieg 1973 («Ich stelle mich hinter Israel»). Lesenswert ist auch seine Groteske «Abu Chanifa und Anan ben David». In der Erzählung sitzen ein jüdischer und ein muslimischer Geistlicher gemeinsam in einer Gefängniszelle. Die zwei, die sich als unsterblich erweisen, geraten bei allen Differenzen in eine schicksalhafte gegenseitige Abhängigkeit.

Schon zu Lebzeiten war Dürrenmatt irgendwann in den Elitetheatern nicht mehr gefragt, bis heute tun sich die grossen Bühnen schwer mit ihm. Die Inszenierung der «Physiker» vor zwei Jahren am Schauspielhaus Zürich war beispielhaft für den Umgang mit dem grossen Schweizer Dramatiker: reiner Klamauk, sinnentleert. Liest man Dürrenmatt, so entdeckt man etwas ganz anderes: eine furiose, meist in Humor gehüllte prophetische Kraft.

Vorgeschmack

Von Alex Reichmuth — Die Netzbetreiberin Swissgrid warnt vor einem Strom-Blackout.

Wer in letzter Zeit das Wort «Stromlücke» in den Mund nahm, wurde in der Regel verlacht und verspottet – zumindest von links-grüner Seite: Der Strom sei in ganz Europa auf Jahre hinaus im Überfluss vorhanden und zudem so billig wie kaum je zuvor. Warnungen vor einem Versorgungsengpass seien lediglich Propaganda der «Atomlobby», um den Ausstieg aus der Nuklearenergie zu verhindern.

Und nun das: Swissgrid mahnt, der Schweiz drohe schon in diesem Winter ein Blackout, im schlimmsten Fall sogar ein totaler Versorgungsausfall. Zum Befund der Schweizer Netzgesellschaft führte, dass einige ungünstige Umstände zusammengekommen sind: Beide Blöcke des AKW Beznau sind derzeit ausser Betrieb. Wegen Trockenheit führen die Flüsse wenig Wasser, was zu verminderter Produktion bei den Laufkraftwerken führt. Auch die Speicherseen sind weniger gefüllt als in früheren Jahren. Mittels Stromimporten ist der absehbare Engpass laut Swissgrid auch nicht zu beheben – denn dazu fehlen Transformatoren, um ausländischen Strom in genügenden Mengen ins Schweizer Netz aufzunehmen.

Bis zu sechzig Prozent Strom fehlen

Es ist zwar wahrscheinlich, dass der schlimmste Fall ausbleibt und die Lichter in der Schweiz in diesem Winter doch nicht ausgehen. Beunruhigend ist die Warnung von Swissgrid dennoch: Die momentane Stromknappheit entspricht exakt dem, was in Zukunft zum Normalfall werden könnte – zumindest, wenn die Schweiz den aufgegleisten Atomausstieg umsetzt: Nach einem Abschalten aller Kernkraftwerke werden im Winter bis zu sechzig Prozent des Stromes fehlen. Die Hochdruck- und Laufkraftwerke vermögen diese enorme Lücke nicht zu stopfen, da im Winter deutlich weniger Wasser als im Sommer fliesst. Solar- und Windstromanlagen helfen auch nur höchst bedingt, denn die Sonneneinstrahlung ist in der dunklen Jahreszeit spärlich, und der Wind geht oft wochenlang nicht.

Die technischen Hindernisse zum Stromimport kann man zwar mit entsprechenden Investitionen beheben. Ob aber das Ausland gewillt sein wird, der Schweiz mit eigenem Strom auszuhelfen, ist fraglich. Denn andere Länder dürften in stromarmen Wintern selber mit Engpässen zu kämpfen haben. Die Befunde von Swissgrid sind somit ein Vorgeschmack auf die Energiewende.

Das Chamäleon

Von *Hubert Mooser* — Der neue SVP-Bundesrat Guy Parmelin fristete als Parlamentarier ein unauffälliges Dasein. In der Deutschschweiz war er nahezu unbekannt. Was steckt hinter der freundlichen Fassade des Waadtländers, der sich jeweils perfekt seiner Umgebung anpasst?

Bundesrat Guy Parmelin, 56: Als Jungspund im Trikot des FC Bursins regte er sich einmal dermassen über einen Schiedsrichterentscheid auf, dass er erstens dem Unparteiischen ins Gesicht schmetterte, er pfeife völlig daneben, zweitens dafür die gelbe Karte zu sehen bekam und drittens beschloss, selber Schiedsrichter zu werden. «Ich wollte das Niveau heben», erzählt der Waadtländer Politiker heute mit einem Lächeln auf den Stockzähnen. Parmelin schaffte es als Unparteiischer bis in die zweite Liga, dann musste er wegen einer Beinverletzung mit Pfeifen und Fussball aufhören.

Parmelin und Schiedsrichter – das passt irgendwie nicht richtig zusammen. Schiedsrichter machen sich auf dem Spielfeld mit unpopulären Entscheiden unbeliebt. Parmelin bemühte sich als Politiker in Bern vor allem um Harmonie mit allen Kollegen. Oder wie es CVP-Präsident Christophe Darbellay (VS) einmal sagte: «Der Parmelin ist halt ein guter Typ.» Nun hat es der gute Typ aus Bursins in die Schweizer Regierung geschafft.

Ja zum EWR

Guy Parmelin ist kein Macher, kein Visionär, kein Star. Bevor ihn die SVP-Fraktion zum Bundesratskandidaten stemmte, kannte ihn in der Deutschschweiz kaum jemand. Auch in der Romandie war Parmelin kein Liebling der Medien. Hier stahl ihm der Walliser SVP-Staatsrat Oskar Freysinger die Show. Was man mit Sicherheit über ihn noch sagen kann: Wenn er als Bundesrat ähnlich ans Werk geht wie als Parlamentarier, dann wird der Waadtländer im Siebnergremium mit seinen Kollegen sehr schnell verschmelzen. Guy Parmelin passt sich wie Zelig in Woody Allens gleichnamigen Film jeweils perfekt seiner Umgebung an.

Der gelernte Landwirt und Winzer ist seit 2003 Nationalrat. Bis vor wenigen Wochen fristete er ein eher unauffälliges Dasein in der Kommission für soziale Sicherheit und Gesundheit (SGK) und in jener für Umwelt, Raumplanung und Energie (Urek). In den letzten zwei Jahren war er Präsident der SGK, das hat man aber erst gemerkt, als ihn seine Partei als potenziellen Bundesrat ins Gespräch brachte. «Er hat den Job kompetent und effizient erledigt», sagt Kommissionsmitglied Maja Ingold von der Evangelischen Volkspartei (EVP). Sonst ergeht es vielen bei Parmelin wie der SP-Sozialpolitikerin Silvia Schenker: Sie könne sich an Konfrontationen mit dem SVP-Gesundheits-



«Halt ein guter Typ»: Bundesrat Parmelin.

politiker Toni Bortoluzzi erinnern. Aber zu Parmelin fällt ihr nichts ein.

Der Waadtländer ist keiner, der sich öffentlich inszeniert. Deswegen schätzen ihn auch viele Kollegen im Parlament. In der SGK stand ihm ausserdem von Beginn weg mit Toni Bortoluzzi ein SVP-Urgestein vor der Sonne. Es sei

nicht einfach gewesen, in der Sozial- und Gesundheitspolitik an ihm selbst vorbeizukommen, erinnerte sich Bortoluzzi. Und für einen Parmelin war dies erst recht nicht einfach.

Der Waadtländer klammerte sich in seinen ersten Jahren in Bern noch stark an die bäuerlich geprägte SVP-Linie. Man machte sich damit

bei der Parteispitze unbeliebt, aber der moderate Kurs war zu diesem Zeitpunkt vielversprechend, wenn man als Fernziel den Bundesrat vor Augen hatte. Parmelin dagegen sagt, man könne die Wahl in den Bundesrat nicht planen.

Die Waadtländer SVP gehörte lange Zeit zu jenen Kantonssektionen, die mit dem klaren, von Zürich vorgegebenen Parteikurs unzufrieden waren. Diese Unzufriedenheit reicht weit zurück, bis in die Zeit des Abstimmungskampfs zum Europäischen Wirtschaftsraum (EWR) Anfang der neunziger Jahre. Die Abstimmung riss damals einen tiefen Graben auf quer durch die SVP. Der junge Parmelin sagte ja zum EWR.

Nach seiner Wahl 2003 in den Nationalrat kam für den Romand die nächste Zerreißprobe. Die SVP gewann elf zusätzliche Sitze im Nationalrat. Toni Brunner forderte am Wahlabend

Still und leise pirschte er sich an die SVP-Linie heran und korrigierte seine Positionen.

einen zweiten Sitz im Bundesrat für SVP-Vordenker Christoph Blocher und drohte mit dem Rückzug ihres damaligen Bundesrats Samuel Schmid und mit einem harten Oppositionskurs. Parmelin, damals Waadtländer Kantonalpräsident, war gegen einen Rückzug aus dem Bundesrat und gegen eine Oppositionspolitik.

Irgendwann nach der Wahl Eveline Widmer-Schlumpfs anstelle von Christoph Blocher musste auch in Parmelin die Einsicht gereift sein, dass er mit seinem moderaten Kurs kaum Chancen hatte, von der SVP als offizieller Kandidat für den Bundesrat nominiert zu werden. Still und leise pirschte sich Parmelin in den letzten Jahren an die SVP-Linie heran und korrigierte seine Positionen. 2014 sass der einstige EWR-Befürworter plötzlich im Initiativkomitee zur Masseneinwanderungsinitiative der SVP. Heute ist Parmelin zu 95 Prozent auf Parteikurs, wie er vor der Wahl mehrfach betonte.

Absage an Kantonalpartei

Guy Parmelin ist in Bursins aufgewachsen, er besuchte das Gymnasium, büffelte Englisch und Latein. Nach der Matura ging er statt auf die Uni an eine landwirtschaftliche Schule. Er heiratete mit 36 Jahren, tastete sich an die Politik heran. Parmelin wurde Gemeindepräsident von Bursins, später Grossrat im Kantonsparlament. Im Jahre 2000 wurde er Kantonalpräsident. Unter seiner Führung konnte die SVP Waadt bei den Nationalratswahlen 2003 die Zahl ihrer Mandate verdoppeln. Die SVP Waadt ist seither mit vier Sitzen im Nationalrat vertreten.

Vor drei Jahren musste sich Parmelin entscheiden: Nach dem Tod von SVP-Regierungsrat Jean-Claude Mermoud wollte ihn die SVP als Nachfolger ins Rennen schicken. Parmelin lehnte ab, die SVP verlor den Sitz. Und jetzt ist Parmelin Bundesrat geworden. ○

Bundesrat

Manöver im Hintergrund

Von Hubert Mooser — Welches Departement übernimmt der Neue? Werden bisherige Bundesräte wechseln? Punkto Departementsverteilung wird hinter den Kulissen bereits heftig lobbyiert.

Der neue Bundesrat Guy Parmelin hat schon vor seiner Wahl das Departement des Innern (EDI), wo die Gesundheits- und die Sozialpolitik gemacht werden, als sein Wunschdepartement bezeichnet. «Hier wäre ich von der ersten Minute an operationell, weil ich die Dossiers von meiner Arbeit in der gesundheitspolitischen Kommission her bestens kenne», sagt er. Dafür müsste der derzeitige EDI-Chef Alain Berset (SP) in ein anderes Departement wechseln. Das ist nicht ausgeschlossen: Berset ist im Gespräch als künftiger Chef des Finanzdepartements (EFD).

Die Departementsverteilung erfolgt nach Anciennitätsprinzip. Das heisst: Der amtsälteste Bundesrat oder die amtsälteste Bundesrätin dürfen als Erste wählen, sofern ein Departement frei wird. Bei der letzten Verteilung 2010 ritzte eine Mehrheit im Bundesrat dieses ungeschriebene Gesetz. Das Gremium zwang Simonetta Sommaruga das ungeliebte Justiz- und Polizeidepartement (EJPD) auf. Sie hätte lieber das Wirtschaftsdepartement (WBF) übernommen.

Diesmal könnte die Verteilung ähnlich turbulent verlaufen. Die Mitte-links-Allianz will einen SVP-Bundesrat im EFD partout verhindern. Nach aussen verkünden zwar alle Parteipräsidenten, das müsse der Bundesrat unter sich ausknobeln, aber hintenherum laufen längst die Manöver. Besonders auf Alain Berset ist der Druck in den letzten Tagen gestiegen. Denn CVP-Bundesrätin Doris Leuthard hat einzelnen Parteikollegen unmissverständlich zu verstehen gegeben, dass für sie ein Wechsel ins Finanzdepartement nicht in Frage komme. CVP-Chef Christophe Darbellay ist auch gegen einen solchen Wechsel. Darbellay befürchtet, der künftige Nachfolger von Leuthard müsse nach ihrem Rücktritt das wegen der Asylproblematik unerwünschte EJPD übernehmen.

Der gelernte Ökonom Berset wäre zwar nicht abgeneigt, den Job als Säckelmeister zu übernehmen. Aber auch hier gibt es parteipolitische Widerstände. Bei der SP ist man überzeugt, dass nur Berset die Reform der Altersvorsorge 2020 sozialverträglich gelingen wird.

Verteidigungsminister Ueli Maurer hat vor einiger Zeit ebenfalls Ambitionen auf das Finanzdepartement durchblicken lassen. Ein Wechsel des Verteidigungsministers ist aber eher unwahrscheinlich. Er hat dafür die Unterstützung weder im Bundesrat noch von seiner eigenen Partei. Gegen einen Wechsel ins



Wer übernimmt das Asylossier?

Finanzdepartement spricht auch seine bisherige Leistungsbilanz in seinem Departement VBS, die eher durchgezogen ist. Parmelin traut man dagegen die Leitung des Finanzdepartements zu, auch wenn er von Haus aus Meisterlandwirt ist.

Sommaruga schießt auf das Uvek

Ein Teil der FDP versucht dagegen, Wirtschaftsminister Johann Schneider-Ammann zu einem Wechsel ins Finanzdepartement zu überreden. In diesem Falle würde wahrscheinlich Sommaruga ins Wirtschaftsdepartement (WBF) wechseln. Und Parmelin müsste ins EJPD. Allerdings wird sich Schneider-Ammann nebst dem Bundespräsidium 2016 vermutlich nicht noch einen Departementswechsel antun.

Das WBF ist auch nicht Sommarugas erste Wahl: Sie schießt vor allem auf das Departement für Umwelt, Verkehr, Energie und Kommunikation (Uvek) von Doris Leuthard. Dafür muss sie aber den Rücktritt Leuthards abwarten. Das wird, wenn überhaupt, frühestens in zwei Jahren aktuell. Nicht ausschliessen kann man freilich auch einen Wechsel von Sommaruga ins fre werdende Finanzdepartement – obwohl die SP-Bundesrätin davon nichts wissen will. Auch dann bliebe für Nichtjurist Parmelin das Justiz- und Polizeidepartement übrig. Dort könnte der SVP-Mann die Asylmisere beenden. ○



«Jetzt nur niemanden verärgern»: Vereidigung des Bundesrats, 9. Dezember 2015.

Politik

Rückkehr zur Normalität

Seit acht Jahren herrschten in der Schweizer Politik Spannungen. Nach den Parlamentswahlen im Oktober hat das ganze Land sieben Wochen intensiv über den Anspruch der SVP auf einen zweiten Sitz im Bundesrat gestritten. Am Mittwoch hat sich der Konflikt in Minne aufgelöst. *Eine analytische Chronik von Markus Schär*

Um drei Minuten vor zwölf ist die Schweiz gerettet. Es herrscht wieder Normalität: Die Sitze in der Landesregierung fallen gemäss der Zauberformel von 1959 den vier grössten Parteien zu. Die SVP als stärkste Partei schickt zwei Vertreter in den Bundesrat. Und der neue Landsvater ist, wie früher oft bei den Sozialdemokraten, ein bis anhin blasser Welscher, der kaum Englisch spricht und dafür gerne Alkoholisches trinkt. Nach sieben Wochen Aufregung seit den Wahlen vom 18. Oktober geht das vermeintliche Drama an diesem Mittwoch, 9. Dezember, ganz gesittet über die Bühne:

Der Konflikt. Acht Uhr, Nationalratspräsidentin **Christa Markwalder** eröffnet die Sitzung der Bundesversammlung. Und sie lässt gleich das Rücktrittsschreiben von Bundesrätin **Eveline Widmer-Schlumpf** verlesen.

Die Finanzministerin weist darin auf ihre «grossen Herausforderungen» hin; als Mitglied einer kleinen Fraktion habe sie immer wieder über die Parteigrenzen hinweg «konstruktive Mehrheiten» finden müssen. Sie sagt nichts dazu, dass sie diese Mehrheiten meist auf der Linken fand, die in den letzten vier Jahren zusammen mit der CVP, der BDP und der GLP eine knappe Mehrheit im Bundesrat und im Parlament hielt, also wie eine Regierungskoalition in einer ganz gewöhnlichen parlamentarischen Demokratie herrschte.

Die Nationalratspräsidentin erinnert an die «prägenden Tage für die Schweiz», vor allem an den 12. Dezember 2007. Die Koalition der Wahlverlierer, in einer ausgeklügelten Intrige vereint, wählte damals den Wahlsieger ab: Bundesrat **Christoph Blocher** (SVP). Die Strategie stammte aus der Kampfschrift «Changer

d'ère» von Nationalrat **Christian Levrat** und Ständerat **Alain Berset**, beide aus Freiburg. Und Bundesrätin Widmer-Schlumpf, aus der SVP ausgeschlossen, ging ihren steinigen Weg, wie es Christa Markwalder mitfühlend würdigt, «im eisigen Gegenwind». In Zeiten von Hiobsbotschaften habe sie ihre Stärken ausgespielt: «Wie Eveline Widmer-Schlumpf das alles geschafft hat, wissen wir nicht genau.» Die Bundesversammlung steht zu einem minutenlangen Applaus auf, auch die SVP-Fraktion schliesst sich zögerlich an. Nur **Alfred Heer** bleibt sitzen – er ist mit seinen Krücken entschuldigt.

In ihrer Dankesrede spricht die abtretende Bundesrätin anfangs romanisch; auch Nichtromanen verstehen jedes Wort, weil sie sagt, was alle sagen. Es sei immer gelungen, Lösungen zu finden, um die Schweiz auf die Zukunft

vorzubereiten. Dies – für die Staatskunderlektion auf Deutsch – «in einem politischen System, zu dem es keine bessere Alternative gibt». Demokratie sei auch eine Einstellung, eine Haltung, eine Überzeugung, einander zuzuhören: «Kompromisse sind etwas Positives, etwas typisch Schweizerisches.» Und: «Das System funktioniert.» Die Journalistin **Esther Girsberger** twittert: «BR Widmer-Schlumpf spricht von Bedeutung der Institutionen. Und NR Köppel tippt im Saal der Vereinigten Bundesversammlung in den Compi.»

Die Harmonie. «Heute ist ein besonderer Tag», sagt die Nationalratspräsidentin, als sie zum Tagesordnungspunkt kommt, auf den alle warten: zum Wählen der einzelnen Mitglieder der Regierung – was die Bundesversammlung «als einziges Parlament weltweit» mache. Das Konkordanzsystem verlange Respekt über alle Parteigrenzen hinweg, predigt Christa Markwalder weiter, deshalb sollten sich alle «zu Herzen nehmen, der Wahl einen würdevollen Verlauf zu geben».

Darum bemühen sich auch alle. «Jetzt nur niemanden verärgern», lautet das Motto; keine Fraktion beansprucht ihre fünf Minuten für eine Erklärung. **Doris Leuthard** steht

Der FDP schliessen sich die CVP, die BDP und die Grünliberalen an, nicht aus Begeisterung, aus Einsicht.

als Amtsälteste zuerst zur Wiederwahl und schafft mit 215 Stimmen ein Glanzresultat: Alle warten darauf, dass sie nach der Eröffnung des Gotthardtunnels im nächsten Sommer und nach ihrem zweiten Jahr als Bundespräsidentin Ende 2017 abtritt. Gegen **Ueli Maurer** sticheln nur die Grünen, die keine Rücksichten nehmen müssen, indem sie ihn offiziell nicht unterstützen. Der Verteidigungsminister kommt immerhin auf 173 Stimmen, 10 Stimmen gehen versuchsweise an SVP-Mann **Thomas Hurter** (der bei der Ablehnung des Gripen-Kaufs, Maurers grosser Niederlage, eine undurchsichtige Rolle spielte). **Didier Burkhalter** bringt es sogar auf 217 Stimmen, nur SP-Legende **Hans-Peter**



Rückzugsgefecht: Roger Nordmann.



Für die Linken das kleinste Übel: Guy Parmelin.

Tschudi feierte 1971 eine noch höhere Stimmenzahl, wie der Politikprofessor **Georg Lutz** weiss. Und auch die weiteren Bisherigen erzielen würdige Stimmenzahlen: **Simonetta Sommaruga** 182 (11 Stimmen gehen an den *Weltwoche*-Favoriten **Daniel Jositsch**), **Johann Schneider-Ammann** 191, **Alain Berset** gar 210, das zweithöchste Ergebnis je für einen Sozialdemokraten.

Die Versöhnung. «Wir müssen heute die institutionelle Krise beenden», sagt FDP-Fraktionschef **Ignazio Cassis** vor der Wahl, die als einzige eine solche ist. Die Krise herrsche seit acht Jahren, also seit sich die SVP im Bundesrat nicht mehr ihrem Gewicht entsprechend vertreten fühlt. Deshalb bittet die FDP die Bundesversammlung, «auf politische Spiele zu verzichten» und anzunehmen, was SVP-Fraktionschef **Adrian Amstutz** angeboten hat: Die SVP will mehr Verantwortung tragen. Das Parlament müsse den Wettbewerb der Meinungen im Bundesrat zulassen, fordert es der SVP-Sprecher auf, nicht einzelne Meinungen ausgrenzen. Denn nur so komme es in der Konkordanz zum guten Kompromiss.

Der FDP schliessen sich die CVP, die BDP und die Grünliberalen an, nicht aus Begeisterung, sondern aus Einsicht. Es gebe grosse Differenzen zur SVP, betont GLP-Fraktionschefin **Tiana Angelina Moser**: «Aber darauf kommt es nicht an.» **Roger Nordmann** als Sprecher der SP trauert dagegen der Zeit seit dem Coup von 2007 nach. «Der Bundesrat hat gut funktioniert», behauptet er trotz – und aus der Sicht der Linken trifft das auch zu: Es lief für sie kaum je besser als in den letzten acht Jahren, in denen ihnen Bundesrätin Widmer-Schlumpf als Geisel diente. Der SP-Fraktionschef schimpft noch etwas über die «wenig überzeugende» Auswahl der SVP und über die «totalitäre, skandalöse» Ausschlussklausel, mit der die SVP verhindern will, dass ihr das Parlament Bundesräte aufdrängt, von denen sie sich nicht voll vertreten fühlt. Es ist ein Rückzugsgefecht: Aus Roger Nordmann spricht der Frust, dass die Linken niemanden fanden, der sich so manipulieren liesse wie **Eveline Widmer-Schlumpf**.

Das zeigt sich auch im Resultat des ersten Wahlgangs: **Guy Parmelin**, den alle als Favoriten sehen, führt schon deutlich mit 90 Stimmen, nur 20 unter dem absoluten Mehr. **Thomas Aeschi**, auf den die meisten Freisinnigen setzen, kommt auf 61 Stimmen, **Norman Gobbi** auf 50 Stimmen. Die Störer toben sich mit 22 Stimmen für SVP-Mann **Thomas Hurter** und 16 Stimmen für CVP-Frau **Viola Amherd** aus.

Die Krönung. Schon um halb elf ist die Waadtländer Regierung im Bundeshaus eingetroffen, meldet ein Twitterer. Andere schicken seit acht Uhr Bilder herum, davon, wie Guy Parmelin mit Christoph Blocher zusammen zur Fraktionssitzung ging oder vor Beginn der Sitzung zuerst SP-Präsident Christian Levrat die Hand schüttelte. Der umgängliche Weinbauer aus Bursins VD ist für die Linken und die Romands das kleinste Übel – die SVP versuchte sie vergeblich vom Stimmen für ihn abzubringen, indem sie davon schwärmte, dass er für sie in der Westschweiz, wo sie immer noch schwer Fuss fasst, zur Galionsfigur werden könnte.

Im dritten Wahlgang schon überspringt Guy Parmelin denn auch mit 138 Stimmen deutlich das absolute Mehr. Thomas Aeschi muss sich mit 88 Stimmen begnügen: Die Linken schafften es immerhin, ihn als Erben sowohl von Christoph Blocher als auch von FDP-Bundesrat **Hans-Rudolf Merz** zu verschreien, derentwegen sie die für die Schweiz



«Konstruktive Mehrheiten»: Widmer-Schlumpf.

erfolgreichen Jahre von 2003 bis 2007 nicht würdigen können. Der neugewählte Bundesrat tritt ans Rednerpult, um die Annahme der Wahl zu erklären. Er spricht passabel alle drei anderen Landessprachen. Und er tröstet die Ost- und die Zentralschweizer, er werde sie «ganz bestimmt nicht vergessen». Ein Trost für die Alemannen, die sich einen kantigeren Vertreter gewünscht hätten, ist aber eher: Dank den drei Welschen in der Landesregierung, was CVP-Präsident **Christophe Darbellay** oder CVP-Fraktionschef **Filippo Lombardi** ausschliesst, ist bei der Nachfolge von Doris Leuthard die Türe weit offen für einen Zuger Bundesrat: Nationalrat **Gerhard Pfister**. ○

Blindflüge, Manöver, Höhepunkte

Von Roger Köppel — Die Bundesratswahlen enden ohne Überraschung. Unterschiedliche Vorstellungen von Konkordanz. Skurriles Theater in der «Nacht der langen Messer».

Das grosse Thema am Vorabend der Wahl ist die mögliche Sprengkandidatur des SVP-Nationalrats Thomas Hurter. Der militäraviatisch geschulte Schaffhauser Swiss-Pilot ist aus Sicht seiner Kollegen auf einer Art Blindflug gegen seine Partei. Entsprechende Befürchtungen nährt auch sein unentschuldigtes Fernbleiben an der zweitletzten Fraktionssitzung vom Dienstag. Im Berner Nebel keimen Verschwörungsszenarien. Sind Hurters Navigationsinstrumente noch intakt?

Vernebelt

Was geht in einem Menschen vor, der sich trotz einem innerparteilichen demokratischen Auswahlverfahren, in dem er selber ausschied, für ein höheres Amt den Gegnern seiner Partei zur Verfügung stellen würde? Wenn es ihm ernst ist und um die Sache geht, wagt er den offenen Aufstand gegen die Kollegen mit Argumenten. Er stellt sich dem Streit. Die Schwachen schleichen ab, gehen in Deckung, versuchen es heimlich. Ich kann verstehen, dass die Hoffnung, Bundesrat zu werden, gewissen Charakteren vorübergehend die Sinne vernebelt. Macht ist ein Rauschmittel, selbst in der schweizerischen Schwachdosierung. Es ist wichtig, dass den Gefährdeten jemand sagt, wann sie wieder landen müssen.

Die «Nacht der langen Messer» ist ein skurriles Theater, das sich im prächtigen Hotel «Bellevue» vollzieht. Man staunt, wer da alles einmarschiert. Hundertschaften laufen ein, Neugierige, Lobbyisten, Journalisten, sogar Historiker, Parlamentarier, Ehemalige. An den Bars verbreitet sich überdrehte Hochstimmung. Getrunken werden erhebliche Mengen, aber die Luft wäre auch sonst elektrisch aufgeladen. Man wartet auf die grosse Intrige, das überraschende Ereignis, das naturgemäss nicht stattfindet.

Galamässig

Am Wahltag sind die Mitglieder der Bundesversammlung besser angezogen als sonst. Besonders die Frauen fallen galamässig gekleidet auf. Die Fraktionsleitungen teilen den Parlamentariern mit, dass ihnen heute die ganze Schweiz zuschaut. Die Wandelhallen sind von den Medien besetzt, das Schweizer Fernsehen marschiert in Bataillonsstärke an. Die Grünen bringen es nicht fertig, unter den bisherigen Bundesräten Ueli Maurer zur Wiederwahl zu empfehlen. Alle anderen Parteien lassen offen, welcher SVPLer für Eveline Widmer-Schlumpf ins Amt stossen soll.



Grünmoralischen Theologie: Balthasar Glättli.

Verabschiedung der Finanzministerin. In der Laudatio fallen Begriffe wie «Respekt» oder «keine Einzelinteressen». Die zerbrechlich wirkende Bündnerin war der grosse Aufreger der letzten acht Jahre. Ich habe nie ein Geheimnis daraus gemacht, dass die Art und Weise, wie sie sich wählen liess, meinen Vorstellungen von Integrität nicht entspricht. Ich muss ihr aber bescheinigen, dass sie immerhin die Kraft hatte, ihren einsamen Akt mit zäher Unbeirrbarkeit durchzuziehen.

Die Christlichdemokraten bleiben die Meister der machiavallistischen Uneindeutigkeit.

Bei Patricia Highsmith heisst es: «Niemand hält sich selber für einen schlechten Menschen.» Der Verstand ist das Werkzeug des Willens und der Leidenschaften. Manche sind fähig, gegen ihr Gewissen Argumente zu entwickeln, die sie selber überzeugen.

Die auffallend guten Wahlergebnisse für die meisten bisherigen Bundesräte sind Ausdruck des Willens, zu geordneten Zuständen zurückzukehren. Man wünscht sich nach den letzten

Wahlen ein Ende des Belagerungszustands, einen Abbau der Polarisierung. Die Spitzenresultate einiger Amtsinhaber zeigen auch, dass die von der Konkurrenz wegen angeblicher Unkollegialität oft gescholtene SVP ihrer Konkordanzpflicht geradezu vorbildlich nachkommt. Die CVP sagt, sie werde sich ans offizielle Dreierticket halten, «solange es besteht». Die Christlichdemokraten bleiben die Meister der machiavallistischen Uneindeutigkeit.

Grüne gegen die grösste Minderheit

Balthasar Glättli hebt zu einer pastoralen Rede an. Er findet es wichtig, dass man die Rechte der Minderheiten respektiert. Deshalb will er nicht, dass die grösste politische Minderheit im Bundesrat vertreten ist. Es ist faszinierend, wie sich die Grünen zu den Hütern des Minderheitenschutzes und der Demokratie aufschwingen, um beides im Namen ihrer eigenen grünmoralischen Theologie bei Bedarf wieder über Bord zu werfen.

Wie handelt die SP? Die Partei hat ihre eigene Definition der Konkordanz. Sie strebt nach gesinnungsmässiger Gleichförmigkeit im Bundesrat. So glaubt sie ihre Notwendigkeit beweisen zu können. Demokratische Wahlergebnisse bedeuten keine hinreichende Grundlage. Vor allem die Ideologie zählt. Mit aufreizender Selbstverständlichkeit setzen sich die Genossen über die Konkordanz hinweg, der sie selber ihre Anwesenheit in der Regierung verdanken. Ob sie es merken?

Entkrampfung in der Westschweiz

Die Ersatzwahl Widmer-Schlumpf, die Rückkehr der SVP in Vollbestand findet ohne grosse Überraschungen statt. Guy Parmelin war allgemein als Favorit gehandelt worden, weil er der mittigste der Kandidaten und ausserdem schon etwas älter war. Ich war mir nicht sicher, ob die Bundesversammlung wirklich einen Westschweizer für die SVP in die Landesregierung heben würde. Die Romandie ist nach wie vor der grösste Wachstumsmarkt für die Volkspartei, und entsprechend wurde sie dort stärker als anderswo von den Medien und der Konkurrenz verteuft. Es besteht die berechtigte Hoffnung, dass sich auch hier einiges entkrampft. Mal sehen.

Die Wahl beseitigt endlich die politische Schiefelage in Bern. Die Voraussetzungen sind jetzt besser als vor der letzten Legislatur. Die grossen Hinterzimmermanöver sind beziehungsweise ohne Erfolg geblieben, handkehrum hat jetzt auch die SVP keine Entschuldigungen mehr. Man stellt mir die Frage, ob sich die Partei jetzt endlich zahm den obrigkeitlichen Weisungen fügen werde. Absurde Frage. Ich hoffe nicht, dass einer Partei das kritische Denken verlorenggeht, wenn sie endlich angemessen in der Regierung vertreten ist. Die Spannung löst sich rasch im Saal. Die Arbeit kann beginnen. ○

«Geld allein macht nicht unglücklich.»

Peter Falk, Schauspieler



Jetzt am Kiosk!

Die Power-Agenda

Von Philipp Gut, Peter Keller und Bea Crespo (Illustration) — Dem neuen Personal im Bundeshaus bietet sich die Chance eines Befreiungsschlags: Unabhängigkeit zurückgewinnen, die Wirtschaft von regulatorischen Fesseln befreien, den Volkswillen durchsetzen.

Eine zarte Morgenröte schimmert über dem Land. Mit dem baldigen Abgang von Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) und nach Jahren der Lähmung, in denen sich die Regierung am Gängelband der Linken befand, kann die Berner Politik freiheitliche Akzente setzen – gegen aussen, im Innern und in der Wirtschaftspolitik. So wird die Schweiz wieder fit.

Zurück zu einer souveränen Aussenpolitik

— Der Wahlsieg von SVP und FDP bei den nationalen Parlamentswahlen hat Bewegung in die erstarrten Fronten gebracht. Plötzlich scheint sich der Bundesrat bei der Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative auf den Grundsatz einer souveränen Aussenpolitik zu besinnen. Die Schweiz hat ihre Verfassungsbestimmungen selbst zu achten – diese eigentlich banale Einsicht hat sich offenbar durchgesetzt, wenn auch nicht freiwillig: Sie kam unter dem Druck des Wahlergebnisses und dank der Beweglichkeit der Wirtschaft zustande. Es sind erste zaghafte Schritte in die richtige Richtung. Weitere müssen folgen: Der Rahmenvertrag mit der EU, ein Lieblingsprojekt von Aussenamtschef Didier Burkhalter, ist zu beerdigen. Die Bevölkerung will keine weitere Annäherung an Brüssel, Parlament und Bundesrat haben dies endlich zu respektieren. Die EU bleibt als Handelspartner wichtig, wie auch andere Weltregionen. Der Horizont reicht über Kontinentaleuropa hinaus. Jüngstes Beispiel: der Freihandelsvertrag mit China.

Die Migration steuern — In kaum einem Gebiet klafft eine so grosse Lücke zwischen Volk und Berner Eliten wie in der Ausländerpolitik. Entsprechende Initiativen – Ausschaffung krimineller Ausländer, Verschärfung der Asylgesetze – werden regelmässig angenommen. Ebenso regelmässig stellt sich Bundesbern quer. Die bürgerliche Mehrheit hat das Heft in der Hand: Sie kann die Zuwanderung nach dem Willen des Souveräns steuern. Dabei müssen die Interessen und Bedürfnisse der Schweiz im Vordergrund stehen. Die gesinnungsethische, aber verantwortungslose Aufnahmepolitik von SP-Justizministerin Simonetta Sommaruga ist zu stoppen. Die Gesetze sind wieder ernst zu nehmen: Nur echte Flüchtlinge, also politisch Verfolgte, dürfen Asyl erhalten. Die sogenannten vorläufigen Aufnahmen, die in der Praxis meist zu definitiven werden, sind zu reduzieren. Die Grenzen müssen kontrolliert und das Dublin-Abkommen muss durchgesetzt wer-

den: Denn wer auf dem Landweg anreist, kommt aus einem sicheren EU-Land.

Finanzplatz ... — Kaum eine Branche wurde in den letzten Jahren so gebeutelt wie die Finanzindustrie. Nicht ganz ohne Grund: Die Rettung der UBS 2008 mit einem milliardenschweren Stabilitätsfonds war ein Stündenfall, der die Türen öffnete für einen Wust an staatlichen Regulierungen. Unter der dirigistisch veranlagten Finanzministerin Widmer-Schlumpf vollzog die Schweiz nicht nur internationale Normen nach, sie versah diese Gesetze oft noch zusätzlich mit einem *Swiss finish*. Von diesem Musterknabensyndrom zeugen auch zwei Vorlagen, die sich in der parlamentarischen Endphase befinden: Sowohl das Finanzdienstleistungsgesetz (Fidleg) wie das Bundesgesetz für die Finanzinstitute (Finig) schießt über das Ziel hinaus. Sie gefährden rund die Hälfte der unabhängigen Vermögensverwalter (Finig) beziehungsweise übernehmen ohne Not EU-Standards auch für den Heimmarkt oder die wichtigen Asien-Geschäfte (Fidleg), was den Schweizer Finanzplatz im internationalen Wettbewerb weiter benachteiligt. Beide Gesetze können in dieser Form problemlos versenkt werden. Parallel dazu sollte wenigstens das Bankkundengeheimnis im Inland verankert werden.

... und Wirtschaft — Zu lange haben sich die Wirtschaftsverbände die Zustimmung der Linken für die bilateralen Verträge mit flankierenden Massnahmen erkaufte. Nun dämmert es bei den Unternehmern: Man hat den liberalen Arbeitsmarkt, eine der grossen Stärken der Schweizer Volkswirtschaft, empfindlich geschwächt mit Gesamtarbeitsverträgen und staatlichen Kontrollmassnahmen. Gleichwohl braucht die Schweizer Wirtschaft Klarheit, was das Verhältnis zur EU angeht. Justizministerin Sommaruga hat die Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative lange verschleppt, nun soll eine diffuse Schutzklausel die Zuwanderung drosseln. Konkrete oder verbindliche Zahlen fehlen allerdings. Der Bundesrat kann gegenüber Brüssel ruhig selbstbewusster auftreten. Die Europäische Union steckt in der Krise (vom Euro bis zu den Flüchtlingen), sie wird sich eine Kündigung der Verträge mit einem der letzten verlässlichen Partner gar nicht leisten wollen, zumal die Mehrheit der Abkommen (etwa beim Landverkehr) eher zum Nachteil der Schweiz sind. In diesem Zusammenhang ist noch die Unternehmenssteuerreform III zu

nennen. Auf Druck von EU und OECD muss die Eidgenossenschaft die privilegierte Besteuerung von Unternehmen (Holdingbesteuerung) aufgeben. Die vom Bundesrat ausgearbeitete Vorlage probiert mit einem Mix aus Komponenten (zum Beispiel Patentbox, Abzug von Forschungs- und Entwicklungsausgaben, Dividendenteilbesteuerung), die Unternehmenssteuern tief zu behalten und gleichzeitig den Kantonen möglichst viel Spielraum zu gewähren. Doch bloss gleich lange Spiesse gegenüber den EU/OECD-Staaten sind zu kurz. Die Vorschläge des Bundesrats müssen verbessert, der innerkantonale Steuerwettbewerb muss gestärkt werden. Er bildet – neben der direkten Mitsprache der Bevölkerung bei den Steuern – die Basis der verhältnismässig geringen Fiskalbelastung in der Schweiz.

Den Staat verschlanken — In der gegenwärtigen Budgetdebatte musste selbst der Linksaussen-Nationalrat Cédric Wermuth staunen («tatsächlich eher hoch»), als er den durchschnittlichen Lohn eines Bundesangestellten ausfindig machte: Er beträgt 121 010 Franken. Das Ausgabenwachstum in Bundesbern ist enorm. Beim Personal stiegen die Kosten von 5,279 Milliarden (2010) auf 7,594 Milliarden (2014), die Ausgaben insgesamt von 48,208 auf 64,720 Milliarden. Das ist ein Plus von 34,3 Prozent. Es tut sich eine Kluft auf zwischen dem privilegierten öffentlichen Sektor (faktisch mit Kündigungsschutz) und dem privaten Bereich, der sich der globalen Wirtschaft stellen muss und in dem trotzdem deutlich schlechter entlohnt wird (monatlich brutto 6118 Franken gegenüber 7750 Franken bei den Staatsangestellten). Was zu tun ist, liegt eigentlich schon seit dem Frühjahr vor: Damals vereinbarten die drei bürgerlichen Parteipräsidenten Christophe Darbellay (CVP), Philipp Müller (FDP) und Toni Brunner (SVP) einen Schulterchluss und erklärten, die Ausgaben des Bundes auf dem Stand von 2014 einzufrieren zu wollen. *Allez-y!*

Abenteuer Energiestrategie — Ein Unfall im fernen Fukushima sollte die Schweizer Innenpolitik durchrütteln wie kaum ein Ereignis zuvor. Im Frühjahr 2011 beschloss eine Mehrheit im Bundesrat über Nacht den Atomausstieg und machte damit die bisher mehr schlecht als recht vertuschte Mitte-links-Koalition endgültig sichtbar. Das Motiv von Eveline Widmer-Schlumpf war klar: Sie sicherte sich mit diesem ökologischen Schlenker die rot-grünen Stim-



Allez-y!

men für die Wiederwahl. Mittlerweile hat die Regierung ihr Vorgehen festgelegt: mit der Energiestrategie 2050. Diese will den Stromverbrauch bis 2020 stabilisieren, den Energieverbrauch insgesamt pro Kopf bis 2050 halbieren (auf den Stand der 1960er Jahre!), alternative Energien fördern. Dafür wird ein gigantisches Subventionsregime eingerichtet. Der Bundesrat beziffert die «Mehrkosten aufgrund des Verzichts auf neue Kernkraftwerke» auf 30 Milliarden Franken. Dazu kämen der Ausbau der Netze für den absehbar wachsenden Stromaustausch mit dem Ausland und der Neubau dezentraler Kraftwerke. Das Bundesamt für Energie geht von 6,2 bis 15,3 Milliarden aus. Der wirtschaftsferne Bundesrat glaubt, dass trotz der Milliardenaufwendungen die Auswirkungen verkraftbar wären. Das ist Wunschdenken: Je nach Szenario wird mit einer Verdoppelung oder gar Verdreifachung der Energiekosten für die Unternehmen gerechnet. Nach dem starken Franken droht dem Schweizer Werkplatz ein weiterer Genickschlag. Allein die Ausgaben für Elektrizität würden von heute 10 auf 26 Milliarden steigen. Auch die Elektrizitätswirtschaft geht von deutlich höheren Kosten aus und rechnet mit Investitionen von 118 bis 150 Milliarden.

Das energiepolitische Abenteuer werden die Verbraucher bezahlen. Neue Subventionen, zusätzliche Kosten, realitätsferne Sparziele, politisch motivierte Förderung von alternativen Energien – genügend Gründe für die bürgerliche Mehrheit, die Stoptaste zu drücken.

Die Armee stärken — Zu den unverzichtbaren Regierungsaufgaben gehört der Schutz der Bevölkerung. Die liberalen Urväter wussten das noch, sie entwarfen den schlanken, aber gerüsteten «Nachtwächterstaat» – schliesslich besitzt der Staat das Gewaltmonopol, und er muss die körperliche Unversehrtheit und das Eigentumsrecht des Bürgers garantieren. Die Schweizer Armee kann das nicht mehr: Sie ist längst verteidigungsunfähig. Statt den Sozialstaat weiter aufzublasen, hat das Parlament jetzt die Möglichkeit, die Mittel dort einzusetzen, wo es nötig ist. Es kann die unglückliche Weiterentwicklung der Armee (WEA) abblasen, die eine Halbierung der Truppen vorsieht. Die Schlagkraft ist auf allen Ebenen zu erhöhen. Die Armee muss wieder abschreckend wirken. Auch, weil eine unzulänglich bewaffnete Neutralität ein sicherheitspolitisches Vakuum und eine Einladung für Feinde aller Art darstellt.

Bildung ohne Ballast — Bürokratisches Senkblei behindert den Flug des Geistes. Der Zentralisierungswahn, etwa durch den Lehrplan 21 mit seinen Tausenden von «Kompetenzen», ist zurückzuweisen. Auch ab wann eine zweite Landessprache unterrichtet werden soll, kann man getrost die Kantone entscheiden lassen. In den höheren Bildungsstufen sind die Anforderungen heraufzuschrauben: Die Universitäten und Hochschulen sollten ihre Studenten nach strengen Leistungskriterien auswählen.

Freie Fahrt — Ohne den individuellen Strassenverkehr käme die Wirtschaft zum Erliegen. Die täglichen Staus verursachen Milliardenkosten – doch sie sind hausgemacht. Autobahnnetz und Infrastruktur halten mit der dynamischen Entwicklung nicht mit, oft aus ideologischen und politischen Gründen. Die Engpässe müssen beseitigt werden, auch am Gotthard mit der zweiten Röhre. Die «Milchkuh-Initiative», über die im nächsten Sommer abgestimmt wird, will die Finanzierung verursachergerecht gestalten. Dagegen gibt es nichts Vernünftiges einzuwenden. Die Mobilität ist die Cousine der Freiheit. ○

Zeit für einen Systemwechsel

Von Christoph Mörgele — Die Bundesratswahlen sind in den letzten Jahren verkommen. Statt jene zu wählen, welche die Parteien als ihre Vertreter bestimmen, werden intransparente Verschwörungen veranstaltet.

Nur gerade eine einzige Zufallsstimme entschied im Frühjahr 1848 in der Revisionskommission der Bundesverfassung, dass heute nicht das Volk den Bundesrat wählt. Wäre damals das Verhältnis nicht 10 zu 9 für die Wahl durch das Parlament herausgekommen, wäre uns heute die Volkswahl eine Selbstverständlichkeit. Eine knappe Minderheit vertrat die Meinung, die Bundesregierung solle nicht zum Spielball kantonaler Interessen und abgekarteter Wahlkombinationen werden. Doch die Mehrheit argumentierte, die beiden Parlamentskammern seien besser als das Wahlvolk in der Lage, ein geeignetes Team für den Bundesrat zusammenzustellen.

Allerdings gingen die Gründerväter unseres Bundesstaates noch davon aus, dass sich die Exekutive aus sieben Vertretern der freisinnigen Mehrheitspartei zusammensetzt. Die im Sonderbundskrieg unterlegene katholisch-konservative Partei wurde 1891 erstmals berücksichtigt, die heutige SVP integrierte man 1929, während die Sozialdemokraten noch bis 1943 auf den Einzug in den Bundesrat warten mussten. Sowenig wie 1848 ein Mehrparteiensystem angelegt war, so wenig wurde

Es wurde Usanz, dass sich die jeweiligen Wahlverlierer an den Wahlsiegern rächen.

das System der Vertretung verschiedener Parteien im Bundesrat bis heute konsequent durchgedacht. Sonst hätte es nämlich nie so weit kommen dürfen, dass es sich die Bundesversammlung als ihre fast schon heilige Pflicht anrechnet, einen von der jeweiligen Partei nicht gewünschten Kandidaten in die Regierung zu wählen – gewissermassen das Kuckucksei im bundesrätlichen Nest. Bis 1993 betrafen solche Störmanöver oft die Minderheit der Sozialdemokraten, seit 2000 wird ausschliesslich die Volkspartei abgestraft.

Bundesrat soll Parlament abbilden

Die Idee des Gesetzgebers war es ursprünglich, dass jeweils alle vier Jahre nach den eidgenössischen Parlamentswahlen eine Regierung zusammengestellt wird, welche die Wahlergebnisse einigermaßen abbildet. 1848 setzten sich die Liberal-Radikalen haushoch durch und besetzten darum sämtliche sieben Bundesratssitze. Seit Einführung der Zauberformel 1959 achtete man streng arithmetisch auf die Berücksichti-



Kuckucksei: Vereidigung Samuel Schmid, 2000.

gung der Parteienstärke in der Landesregierung: Die drei stärksten Parteien beanspruchten je zwei, die viertstärkste Partei erhielt einen Sitz. Von diesem Prinzip ist die Bundesversammlung 1999 erstmals abgewichen, als sie der SVP trotz Nomination ihres fähigsten Kandidaten Christoph Blocher den ihr erstmals zustehenden zweiten Sitz verweigerte. Die Verliererpartei CVP hatte damals unmittelbar vor den Parlamentswahlen durch den Doppelrücktritt von Arnold Koller und Flavio Cotti den Willen des Souveräns ausgetrickst.

Seit 1999 haben die Volks- und Ständesvertreter das sinnvolle System von Bundesratswahlen, welche die Ergebnisse der Parlamentswahlen berücksichtigen, ins Gegenteil pervertiert: Es wurde Usanz, dass sich die jeweiligen Wahlverlierer an den Wahlsiegern rächen und ihnen die falschen respektive zu wenig Vertreter in den Bundesrat wählen. Nach dem Rücktritt von Adolf Ogi forderten die andern Parteien von der SVP einen Doppelvorschlag mit «wählbaren» Kandidaten, um dann den inoffiziellen Berner Samuel Schmid den durchaus gemässigten Regierungsräten Roland Eberle und Rita Fuhrer vorzuziehen. Das handstreichartige Abwahlmanöver gegen Christoph Blocher unter gleichzeitiger Wahl der dem Parlament unbekanntes Eveline Widmer-Schlumpf hat das politische Klima

über acht Jahre nachhaltig vergiftet und langfristig das Ziel völlig verfehlt: Die abgestrafte SVP erreichte bei den Wahlen 2015 ihr bisheriges Allzeithoch.

Niedrigen Instinkten folgt Katzenjammer

Auch bei den aktuellen Bundesratswahlen haben Hintertreppenabsprachen und parteipolitische Verschwörungen für Parlamentarier und Medien einen ungebrochenen Reiz. Doch das Werkeln im Verborgenen widerspricht dem von der Öffentlichkeit erwarteten Gebot grösstmöglicher Transparenz. Der Befriedigung niedriger Instinkte während ein paar Tagen folgt ein staatspolitischer Katzenjammer von mehreren Jahren. Momentan wird der SVP die Rolle einer Bittstellerin zugemutet, die vor den andern zu Kreuze kriechen und möglichst viele ihrer Grundsätze preisgeben soll. Die jetzt auftrumpfenden Parteien scheinen zu vergessen, dass sie bei den nächsten Rücktritten auch wieder SVP-Unterstützung erwarten. Um solche Überheblichkeiten, aber auch Intrigen und falsche Wahlmotive zu unterlaufen, scheint ein Systemwechsel angezeigt. Wer die Bedeutung der Parteivertretung im Bundesrat diszipliniert zu Ende denkt, muss zum Schluss kommen, dass einzig die zu Vertretenden ihre Vertreter bestimmen können. Selbstverständlich bleibt die Bundesversammlung frei, irgendjemanden zum Bundesrat zu wählen. Ebenso selbstverständlich ist aber, dass die Parteien frei sind, zu bestimmen, ob die gewählte Person sie vertreten soll oder nicht. Nur wer seine Vertreter anerkennt, kann und muss für sie auch die Verantwortung tragen. Die SVP setzt mit ihrer Ausschlussklausel den Zukunftstrend; die anderen Parteien werden ihr folgen. Das Sinnvolle dieser Regelung haben die Intelligenteren unter den Linken eingesehen. Peter Bodenmann liess die *NZZ am Sonntag* wissen, dass er die SVP-Ausschlussklausel für einen nicht nominierten Gewählten für «gut» und Behauptungen, wonach diese verfassungswidrig sei, für eine «juristisch abstruse Konstruktion» hält.

Gelächter der Nation

Ob sich die Ausschlussklausel als tauglicher Systemwechsel erweist, liegt jetzt ganz allein in der Hand der SVP. Sie hat sich selber eine Win-win-Situation bereitet, allerdings nur falls sie das von ihr nominierte Dreierticket eisern durchzieht. Sollte die SVP am Ende doch noch einen fremdbestimmten Sprengkandidaten akzeptieren, würde sie zum Gelächter der Nation und hätte mitsamt ihrer Ausschlussklausel jede Glaubwürdigkeit verloren. Sollte aber die Bundesversammlung einen inoffiziellen Vierten wählen, trägt die stärkste Partei keine Verantwortung an der künftigen Europa-, Asyl- und Ausländerpolitik mehr. Die SVP wird dann auf einen rein bürgerlichen Bundesrat hinarbeiten und den Regierungsanspruch der SP vehement bekämpfen. ○

Blocher-Prinzip hat ausgedient

Von Alex Baur — Die SVP sollte die Ausschlussklausel streichen. Die automatische Exkommunikation von wilden Kandidaten passt nicht zur Schweiz und befeuert die Intrigen, die sie verhindern soll.

Der Frust der Volkspartei nach der Abwahl von Bundesrat Christoph Blocher anno 2007 war verständlich. Eveline Widmer-Schlumpf wurde nicht gewählt, weil sie besser war. Die meisten Parlamentarier kannten die Bündnerin ja kaum. Sie war ganz einfach weit und breit die einzige arrivierte SVP-Politikerin, die beim klammheimlichen, vom politischen Gegner inszenierten Manöver mitspielen mochte. Das war das Hauptkriterium für ihre Wahl, alles andere war zweitrangig. Und das ist natürlich – wie immer man die Amtsführung von Widmer-Schlumpf heute auch beurteilen mag – würdelos und undemokratisch.

Mit dem automatischen Parteiausschluss von wilden Kandidaten will die SVP derartige machiavellistische Spiele verhindern. Man hatte es satt, Bundesräte aufoktroziert zu bekommen, die spätestens nach der Wahl nicht mehr die Ideale der Partei vertraten – ganz einfach, weil sie fortan auf die Stimmen der politischen Gegner angewiesen waren, die sie (anders als die eigenen Leute) gewählt hatten.

Insofern sind die Motive der Volkspartei an sich legitim und nachvollziehbar. Der Vorwurf, die Klausel verstosse gegen die Verfassung, ist an den Haaren herbeigezogen. Das Parlament ist nach wie vor frei, einen der Partei nicht genehmen Kandidaten zu wählen – er vertritt dann nur nicht mehr die Partei und wird sich die Annahme der Wahl gut überlegen. In der Praxis erweist sich die starre Ausschlussklausel trotzdem als falsch. Denn sie befeuert die Intrigen, die sie verhindern will.

Steriler politischer Grabenkrieg

Statt sich in der ewigen Opferrolle zu gefallen, sollten sich die SVP-Oberen und speziell ihr Stratege Christoph Mörgeli besser fragen, was sie in der Vergangenheit selber falsch gemacht haben. Nicht alle Gegner der Volkspartei sind zynische Intriganten und Idioten. Man muss erst einmal nüchtern feststellen: Offensichtlich gelang es Christoph Blocher in den vier Jahren, in denen er im Bundesrat sass, nicht, seine Widersacher von seinen Anliegen zu überzeugen. Das ist in der Schweiz aber Voraussetzung fürs Regieren – und mochte Blocher in der Sache tausendmal recht gehabt haben.

Das auf einer starken Führungspersönlichkeit basierende Blocher-Prinzip funktionierte in seinem Unternehmen blendend. In der Landesregierung weniger. Zwar gelang es Blocher dem Vernehmen nach punktuell durchaus, seine Ideen im Kollegium durchzusetzen. Der

Widerstand gegen ihn kam vor allem von den Parteien und aus dem Parlament. Die von unten nach oben regierte Schweiz will einfach keine allzu starken Bundesräte.

So gesehen war es ein Fehler, den kämpferischen, intellektuell messerscharfen und auch strategisch seinen Gegnern oft weit überlegenen Christoph Blocher überhaupt in den Bundesrat zu wählen. Die Widerstände und Reflexe, die ein Alphanier seines Kalibers im stets auf Ausgleich bedachten Politbetrieb auslöst, waren nicht einmal primär ideologischer Natur. Es war eine Frage der Macht. Genauso erging es seiner Partei. Die SVP eilt seit zwanzig Jahren von einem Wahlsieg zum nächsten, mitunter gewinnt sie sogar Volksabstimmungen. Doch was nützt es, wenn sie am Ende kaum eines ihrer Anliegen wirklich durchsetzen kann? Die Widerstände und Reflexe, welche die SVP auslöst, sind oft irrational und mächtiger als jedes sachliche Argument.

Man mag sich beklagen über Eveline Widmer-Schlumpf, die als nominelle Vertreterin des Bürgertums Anliegen durchboxte, an denen sich die Linken hundert Jahre lang die Zähne ausgebissen hatten. Man mag sie als Verräterin beschimpfen, doch es nützt nichts. Tatsache ist: Widmer-Schlumpf, die ohne Christoph Blocher nie an die Macht gekommen wäre, setzte sich immer wieder durch;



Eine Frage der Macht: Christoph Blocher, 2004.

ohne Blochers SVP hätte sich die Bündnerin mit ihrer Bonaipartei kaum acht Jahre lang an der Macht halten können. Unter dem Dauerbeschuss der Volkspartei war sie auf Gedeih und Verderb einer unheiligen Mitte-links-Allianz ausgeliefert. Den sterilen politischen Grabenkrieg, der daraus resultierte, kann sich die Volkspartei zu einem guten Teil selber zuschreiben. Recht haben und recht bekommen ist nicht nur vor Gericht, sondern auch in der Politik zweierlei.

So betrachtet kann man den Rücktritt von Eveline Widmer-Schlumpf als Ende der Ära Blocher deuten. Man kann nur hoffen, dass sich mit dem Abgang der vielgeschmähten «Verräterin» die politische Verkrampfung löst. Inzwischen ist bei der SVP eine neue Generation von Politikern herangewachsen, die ideologisch zwar klar positioniert sind, in der Praxis aber pragmatischer politisieren als ihre geistigen Väter. Sie dürften begriffen haben, was die Sozialdemokraten bereits im letzten Jahrhundert erlernen mussten: Wer in diesem Land in die Opposition geht, der bleibt in der Opposition; wer seine Anliegen umsetzen will, ist auf Allianzen angewiesen, muss nicht in erster Linie seinen Anhängern ins Gewissen reden, sondern seinen Gegnern.

Womit wir bei der eingangs erwähnten Ausschlussklausel wären: Sie ist ein Ausdruck der herrschenden Verkrampfung und sollte lieber

Recht haben und recht bekommen ist nicht nur vor Gericht, sondern auch in der Politik zweierlei.

heute als morgen ersatzlos gestrichen werden. Beim Verfassen dieser Zeilen ist noch offen, wie die Wahl ausgeht. Doch es spielt keine Rolle. Dass jeder Politiker immer auch auf den Goodwill seiner Gegner angewiesen ist, gehört zur politischen Kultur der Schweiz.

Würde die starre Ausschlussklausel Schule machen, führte dies unweigerlich zu einer Verlagerung der Macht weg vom Parlament in die Parteizentralen. Das wäre vielleicht im Sinne des blocherschen Führungsprinzips, aber es widerspricht dem Prinzip Schweiz, welches jeder Ballung von Macht grundsätzlich misstraut. Das dreiste Buhlen linker Intriganten um einen «Tarnkappenbomber» in den Reihen der SVP im Vorfeld der Bundesratswahlen mutet zwar infantil bis widerwärtig an. Wenn der Verrat an der eigenen Partei am Ende das Hauptkriterium für die Wahl eines Bundesrates ist, erscheint das höchst bedenklich und desavouiert sich das Parlament selber. Sollte sich jedoch zeigen, dass ein gewählter Bundesrat die Anliegen der Partei nicht vertritt, kann er immer noch ausgeschlossen werden. Dazu braucht es keinen Automatismus. Abgesehen davon, ist eine derart starre Klausel auch immer ein Zeichen von Schwäche. ○

Personenkontrolle

**Gattiker, Sarasin,
Goltermann, Hengartner,
Juncker, Sommaruga,
Andreeva, Schneider-
Ammann, Girod, Casanova,
Deaton, Trump, Honegger**

Der *Weltwoche* liegen die Resultate einer behördeninternen Umfrage über die Wiedereinführung von Grenzkontrollen vor. Der Bundesrat und **Mario Gattiker**, Chef des Staatssekretariats für Migration (SEM), sind gegen solche Kontrollen. Von den kantonalen Justiz- und Polizeidirektoren wollten sie dennoch wissen, wie es die Kantone sehen. Acht Stände sprechen sich explizit für die Wiedereinführung der Grenzkontrollen aus: Graubünden, Luzern, Obwalden, Schaffhausen, Schwyz, das Tessin, Uri und das Wallis. Neun Kantone sind dagegen: Aargau, Bern, die beiden Basel, Freiburg, Genf, Nidwalden, St. Gallen und Thurgau. Die Waadt konnte nicht fristgerecht antworten, und die restlichen neuen Kantone äusserten sich nicht dazu. (*gut*)

Neues gibt es im Fall des Zürcher Historikers **Philipp Sarasin** zu vermelden. Der Professor war Mitglied der Berufungskommission, die **Svenja Goltermann** auf einen Lehrstuhl an Sarasins eigenem Institut hievte. Wie die *Weltwoche* aufdeckte, hatte Sarasin mit seiner heutigen Lebensgefährtin bereits vor dem Berufungsverfahren eine Affäre gehabt. Bei der Behandlung ihrer Kandidatur trat er nicht in den Ausstand. Er war also befangen. Zwei externe Experten untersuchten den Vorgang, ihr Bericht wirft aber mehr Fragen auf, als dass er Antworten lieferte. Die *Weltwoche* wandte sich deshalb an Uni-Rektor **Michael Hengartner** mit der Bitte, Licht in die Dunkelkammer zu werfen. Die Anfrage habe in der Uni «zu vertieften Diskussionen» geführt bezüglich des Spannungsfelds «Schutz von personenbezogenen Daten» versus «Öffentlichkeitsprinzip». Die Uni entschied sich nach zwei Monaten Bedenkzeit gegen das Öffentlichkeitsprinzip. So dürfen die Bürger und Steuerzahler nicht erfahren, welcher Kollege die Schriften Goltermanns begutachtete. Auch wer der externe Gutachter war, der ihre Werke ebenfalls bewertete, will die Uni nicht sagen. Weiter verzichtet die Uni darauf, den E-Mail-Verkehr zwischen Sarasin und Goltermann zu untersuchen. An einer ernsthaften Aufklärung scheint sie also nicht interessiert zu sein. Immerhin widerspricht Hengartner den Kommissionsmitgliedern, die im erwähnten Bericht behauptet hatten, es gehe der *Weltwoche* bei ihrer Kritik «um die politische Kontrolle der Universität und die



Gretchenfrage: SEM-Chef Gattiker.

Eindämmung der akademischen Freiheit». Er teile diese Ansicht nicht, so Hengartner. (*gut*)

Wie sehr EU-Kommissions-Präsident **Jean-Claude Juncker** der amtierenden Schweizer Bundespräsidentin **Simonetta Sommaruga** (SP) zugetan ist, konnte man spätestens an dem dicken Schmatz erkennen, den er ihr am Anfang ihres Präsidentschaftsjahres zur Begrüssung in Brüssel auf die Wange drückte. In der Kommission wurde man dieser Tage nicht müde, den «engen und dauerhaften» Kontakt zur Bundespräsidentin zu loben. Sommaruga ihrerseits schien auf europäischem Parkett regelrecht aufzublühen. Umso überraschter reagierte man in Brüssel auf den Hinweis, dass das europhile Techtelmechtel Ende Dezember mit dem Ausklang des Präsidentschaftsjahres von Sommaruga ein Ende haben würde. Sprecherin **Mina Andreeva** glaubte sich verhört zu haben. Nach einer langen Schrecksekunde würgte sie hervor, dass die EU natürlich «mit jeder neuen Regierung» zusammenarbeite. Von einem gewissen Herrn **Johann Schneider-Ammann** hatte man noch nicht gehört. Küssen wird ihn Juncker trotzdem. (*ky*)

Der grüne Nationalrat **Bastien Girod** motzt per Twitter über den neuen Swiss Pass, die rotweisse Kombikarte der SBB, auf die neben dem GA oder Halbtax auch weitere Dienstleistungen wie Skipässe geladen werden können. Unter den Hashtags «Umständlich» und «Rückschritt» schreibt er: «SwissPass stark Verbesserungsbedürftig: Muss immer aus dem Portemonnaie genommen werden um einzuscannen?» Weshalb er am Ende ein Fragezeichen setzt, bleibt Girods Geheimnis – wie auch sonst die Rechtschreibung, mit seinen Worten, «stark Verbesserungsbedürftig» ist. Er sieht im Swiss Pass eine potenzielle «Bakterienschleuder». Schliesslich könne man die Karte nicht mehr einfach im Sichtfenster des Portemonnaies zeigen, sondern müsse sie hervorklauben und dem Kontrolleur zum Einscannen überreichen. Zu viele Hände mit zu vielen Bakterien, fürchtet der Zürcher Umweltwissenschaftler. Um bei



Zum Küssen: Bundesrat Schneider-Ammann.



Einspruch: Uni-Direktor Hengartner.

Tierwelt-Bezügen zu bleiben: Einem geschenkten Gaul schaut man nicht ins Maul. Girod erhält – wie jeder andere Parlamentarier – das Erstklass-GA im Wert von 4640 Franken gratis vom Steuerzahler. (*kep*)

«Wann ist in unserem Leben ein vollkommener Misserfolg garantiert?», fragte die *Weltwoche* vor einem Jahr: «Wenn wir eine Beschwerde gegen eine SRG-Sendung einreichen.» Doch jetzt ist ein Adventswunder geschehen: Ombudsmann **Achille Casanova** sieht eine Beanstandung zumindest als «teilweise berechtigt». Gegen eine Spezialsendung des TV-Wirtschaftsmagazins «Eco» zur Entwicklungshilfe klagte Alliance Sud, die Arbeitsgemeinschaft der Schweizer Hilfswerke. Sie mäkelte etwa, dass die eigentliche Entwicklungshilfe – also der fragwürdige Geldfluss vom Norden in den Süden – nur «ein Teilaspekt der globalen Entwicklung» sei. Oder dass ein Interview mit dem Experten **Angus Deaton** (der vier Wochen später für seine Kritik den Nobelpreis erhielt) hätte «kontextualisiert» werden müssen. In der Klage fand sich kein einziges konkretes Beispiel



«Rückschritt»: Nationalrat Girod (Grüne).



Adventswunder: Ombudsmann Casanova.



Prophetische Gaben: TV-Journalist Honegger.

dafür, dass die Sendung «fundamentale journalistische Prinzipien verletzt» haben soll. Trotzdem sah der Ombudsmann darin «ein eigentliches Zerrbild dessen, was heute geleistet wird». Auch die Erklärung für dieses Wunder stand vor einem Jahr in der *Weltwoche*: Achille Casanova war 25 Jahre Bundesbeamter – «er denkt in politischen und nicht in journalistischen Kriterien». (sär)

Donald Trump ist ein US-Präsidentschaftskandidat, der die Ansichten von Millionen von Amerikanern repräsentiert – nicht in den Augen des «10 vor 10»-Anchorman **Arthur Honegger** («Zeit für den Blick hinter die Schlagzeilen»): Auf Twitter posaunte der Fernsehmann am Dienstag in die Welt, Trump sei ein «Clown» und hiesse treffender «Tronald Dumb». Zudem verfügt der Nachrichtensprecher offenbar über prophetische Gaben, denn Honegger glaubt zu wissen, dass Trump nicht US-Präsident wird. Rückfrage: Wer wird dann Obama-Nachfolger? «Nach vier US-Wahlen als Korrespondent dort weiss ich, dass jede Antwort darauf heute lächerlich wäre.» (fsc)

Nachruf



«Helvetia Sacra»: Forscherin Degler-Spengler.

Brigitte Degler-Spengler (1941–2015) — «Eine Frau mit offener Perspektive für spirituelle Sachverhalte», kommentierte Mystik-Kenner Alois M. Haas sichtlich gerührt. Die Todesmeldung betraf eine Historikerin und Forscherin, wie sie im Universitätsbetrieb, wo weder Latein noch Handschriftenlesen vorausgesetzt werden können, kaum mehr möglich ist. Ihre leise Stimme war für den Flüsterton der Lesesäle und Arbeitsräume in den Archiven geeigneter als fürs Fernsehen. Früher mal verheiratet, galt ihr Leben kompromisslos der Wissenschaft. Ihre unvergleichliche Übersicht über Stätten des geistlichen Lebens in der Schweiz beweisen die 22 von ihr betreuten Bände des Standardwerks «*Helvetia Sacra*». Selber doktorte die gebürtige Pfälzerin nach Abitur in Landaus Gymnasium der Englischen Fräulein in Basel über die Clarissen-Nonnen des ehemaligen Klosters Gnadenental. Ihr letzter Aufsatz, ein exquisiter Beitrag über die Eremiten im Kanton Uri, wurde der Todkranken von Kantonshistoriker Hans Stadler-Planzer kurz vor ihrer Überstellung ins Basler Claraspital druckfrisch ausgehändigt. Eine späte Genugtuung. Ihre Forschungsergebnisse werden auch dem Jubiläum «600 Jahre Bruder Klaus» zugutekommen. Die Todesanzeige unterzeichnete Historikerkollege Stadler. Latinität – Spiritualität – Universalität. Drei Tage vor der Vernissage der epochalen «Geschichte des Landes Uri» vertauschte auch eine Chronistin des Spitalwesens (Lazariter, Deutschritter) am 28. November das Leben mit dem Tode.

Pirmin Meier



Vorbild: Unternehmer Twerenbold.

Werner Twerenbold (1946–2015) — Es war 1979 in Lenzburg. Die Nutzfahrzeugverbände TAG und Aspa fusionierten zur Astag. Als Vertreter der Region Zofingen durfte ich den Vertreter und Präsidenten der Fachgruppe Car aus Baden, Werner Twerenbold, kennenlernen. Unter den Vorstandsmitgliedern entwickelte sich eine ehrliche Freundschaft. Schon bald wurde die erste Vorstandsreise organisiert. Obwohl Twerenbold eine Car- und Reiseorganisation besass, wurde die Reise von einem Mitbewerber ausgeführt. Für Werner war das kein Problem, er genoss die Reise, in seinem ganzen Leben stand er über der Sache, war grosszügig, und er konnte geniessen. Eine spätere Reise führte uns nach Ägypten. Werner zeigte uns die Denkmäler, die schönsten Täler und Städte, er orientierte uns kompetent über das geschichtsträchtige Land. Jedem Teilnehmer wurde klar, dass ein berufener Reiseunternehmer unseren Freundeskreis führte. Ein paar Jahre später wurde meine Kandidatur als Nationalrat der Autopartei im Astag-Vorstand diskutiert. Fast alle Mitglieder waren mit ihren Parteien, vor allem im Verkehrsbereich, unzufrieden. Werner erklärte, dass er meine Kandidatur engagiert unterstützen, die Partei aber nicht wechseln würde. Mit seinem Namen ist er für mich eingestanden. Intrigen gab es bei ihm nicht, Windfahnenpolitik hasste er, Ehrlichkeit war sein oberstes Gebot. Das Unternehmertum verliert mit ihm ein Vorbild, der Aargau einen Top-Unternehmer, die Astag ein charakterstarkes Mitglied und einen zuverlässigen Freund.

Ulrich Giezendanner

Morgenluft

Von Henryk M. Broder — Neue Perspektiven für SPD-Politiker Martin Schulz.



Es ist noch nicht lange her, da hat der sozialdemokratische Ministerpräsident von Schleswig-Holstein, Torsten Albig, der SPD geraten, keinen eigenen Kanzlerkandidaten für die kommenden Wahlen im Herbst 2017 aufzustellen. Angela Merkel mache ihren Job so gut und sei so beliebt, dass die SPD kaum eine Chance habe, «gegen diese Bundeskanzlerin zu gewinnen». Die Generalsekretärin der SPD, Yasmin Fahimi, nannte die Äusserung «völlig abwegig», die SPD werde auf keinen Fall auf einen eigenen Kandidaten verzichten. Es fiel aber kein Name, auch nicht der von Sigmar Gabriel, des SPD-Vorsitzenden und «natürlichen» Anwärters auf das Amt.

Nun, nicht einmal fünf Monate später, schwächt die Kanzlerin, und die SPD wittert Morgenluft. Nicht die SPD als solche, eigentlich nur der Präsident des Europaparlaments, Martin Schulz, der schon eine ganze Weile nach einem Spitzenamt Ausschau hält, das ihm angemessen wäre. Bei der letzten Europawahl, im Mai 2014, wollte er gerne Präsident der Europäischen Kommission werden, es reichte aber nur für das Amt des Parlamentspräsidenten. Diesen Posten muss der SPD-Mann aufgrund einer «Rotationsvereinbarung» mit den Christdemokraten Ende 2016 aufgeben. Er könnte dann sofort mit dem Wahlkampf anfangen. Vorausgesetzt, die SPD nominiert ihn. Und deswegen bringt er sich schon mal in Stellung. Zuletzt hat Schulz die EU-Staaten zu mehr Einsatz bei der Bekämpfung von Fluchtursachen aufgefordert.

«Jedem ist doch klar, dass wir die Flüchtlingskrise nicht lösen können, wenn wir die Fluchtursachen nicht endlich bekämpfen. 2016 sinken die Beiträge der Mitgliedstaaten für die EU um 9,4 Milliarden Euro, das heisst, Geld ist da. Und was tun die Mitgliedstaaten? Anstatt einen Teil davon etwa für die Betreuung von Flüchtlingen in den Nachbarländern Syriens zu verwenden, verplanen sie es in den nationalen Haushalten.» Was für eine Sauerei! Allerdings, statt zu schimpfen, könnte Schulz mit gutem Beispiel vorangehen. Zusätzlich zu seinem üppigen Gehalt als Parlamentspräsident bekommt er jährlich rund 110 000 Euro als Spesenpauschale – steuerfrei. Auf die Idee, das Geld für die Betreuung von Flüchtlingen zu spenden, ist er bis jetzt nicht gekommen.

Das Lotto-Prinzip

Von Kurt Schiltknecht — Regierungen und Notenbanken wollen das Verhalten der Bürger mit immer ausgefeilteren Instrumenten steuern. Sie überschätzen sich.

Ökonomen und Politiker haben eines gemeinsam: Sie überschätzen ihre Fähigkeiten. Wie begrenzt die Kenntnisse der Ökonomen sind, lässt sich unter anderem an den vielen Revisionen der Wirtschaftsprognosen erkennen. Auch die am Jahresende ins Kraut schießenden, sehr unterschiedlichen Prognosen für das Wachstum, die Zinsen, Wechselkurse oder Börsenindizes weisen auf die Grenzen des ökonomischen Wissens hin.

Wirtschaftsprognosen haben mit dem Zahlenlotto eines gemeinsam: Je mehr Leute sich daran beteiligen, desto grösser wird die Wahrscheinlichkeit, dass jemand richtig tippt. Während beim Zahlenlotto niemand auf die Idee käme, den Gewinner für viel Geld zu fragen, wie er die Zahlen ausgewählt hat, werden diejenigen, die einen unerwarteten Börsencrash vorausgesagt haben, als Wirtschaftsgurus gefeiert und als Experten vergoldet. Ob diese hochgejubelten Prognostiker ihre Qualitäten mit weiteren Volltreffern untermauern können, wird selten hinterfragt.

Solange sich die Ökonomen der Problematik ihrer Prognosen bewusst sind und diese vor allem zur Überprüfung ihrer Vorstellungen über das Funktionieren der Wirtschaft nutzen, ist dies unbedenklich. Heikel wird es erst, wenn sich die Wirtschaftspolitik darauf abstützt.

Trotz allen Vorbehalten hat die Ökonomie grosse Fortschritte gemacht. Nicht zuletzt dank der Forschung im Bereich der Verhaltensökonomie weiss man, dass sich Leute oft anders verhalten, als dies bei der Konzeption von wirtschaftspolitischen Massnahmen unterstellt wird. Diese Erkenntnis spricht für Zurückhaltung in der Wirtschaftspolitik.

Aus Fehlern nichts gelernt

Die Realität sieht anders aus. Ausgehend von wenig oder ungeprüften Vorstellungen über das menschliche Verhalten in bestimmten Situationen wird mit detaillierten Eingriffen in die Märkte, mit der Schaffung von Anreizstrukturen, mit ausgeklügelten Regulierungen oder einer aktivistischen Wirtschaftspolitik versucht, das Handeln der Leute zu steuern, sie umzuerziehen. Weil die Reaktionen häufig anders als erwartet ausfallen, sind viele dieser Versuche kläglich gescheitert. Beispielsweise haben die von den Banken als Leistungsanreiz gedachten Boni statt zum langfristigen Unter-

nehmenserfolg zu riesigen Verlusten und zu unkorrektem Geschäftsgebaren geführt.

Im gleichen Atemzug können die immer komplexer werdenden Bankregulierungen genannt werden. Statt die Banken sicherer zu machen, haben sie diese dazu verleitet, hypothekarisch gesicherte Wertpapiere in einem Ausmass zu schaffen, dass ein Kollaps im Immobilienmarkt und bei den Banken unvermeidlich wurde. Daraus haben die Regulierer nicht viel gelernt. Noch immer ermuntern die relativ geringen Eigenkapitalanforderungen für Immobilien die Versicherungen zum Aufbau riesiger Immobilienportefeuilles.

Ähnliche Phänomene lassen sich bei den Notenbanken erkennen. Vor rund vierzig Jahren hat man zu realisieren begonnen, dass die Wirtschaft das Verhalten der Notenbanken analysiert und die Erkenntnisse in ihre Erwartungen und Entscheidungen einbaut. Dies hat zur

Folge, dass mit einer aktivistischen Geldpolitik das Wirtschaftswachstum immer weniger beeinflusst werden kann. Die Notenbanken nahmen dies zur Kenntnis, und eine Generation von Notenbankiers verzichtete mit grossem Erfolg auf eine aktivistische Politik. Inzwischen hat eine neue Generation das geldpolitische Ruder übernommen. Diese glaubt durch eine



Beeinflussung der Inflationserwartungen und der Zinsen die Wirkung einer aktivistischen Geldpolitik vergrössern zu können. Mit detaillierten Ankündigungen zur künftigen Geldpolitik will sie die Inflationserwartungen und Realzinsen beeinflussen und das Wirtschaftswachstum ankurbeln. Das Einzige, was sie mit ihren vielen Ankündigungen erreicht hat, ist eine riesige Verunsicherung.

Angesichts der vielen Fehlentwicklungen, die wirtschaftspolitischer Aktivismus mit sich bringt, sollten die Notenbanken, die Regierungen und hoffentlich auch das neugewählte Schweizer Parlament einsehen, dass für wirtschaftspolitische Feinstuerung keine ausreichenden Erkenntnisse vorhanden sind. Besser wäre es, sich mit möglichst wenigen, dafür erprobten Rahmenbedingungen zu begnügen. Das Testen von Erkenntnissen der Verhaltensökonomie über die Wirkung von Anreizen und Regulierungen kann gestrost der Privatwirtschaft überlassen werden. Der Wettbewerb wird dann zeigen, welche brauchbar sind.

Le Pen ante portas

Von Hansrudolf Kamer — Der Front national setzt seine Wahlerfolge fort und krepelt die politische Landschaft Frankreichs um. Terrorismus und Flüchtlingskrise spielen dabei nicht die entscheidende Rolle.



In Schock war es eben gerade nicht. Der Erfolg des Front national bei den Regionalwahlen in Frankreich war erwartet und vorausgesagt worden, ziemlich genau in dieser Grössenordnung. Wieder ist der FN in der ersten Runde die stärkste Partei geworden. Das Bündnis der Konservativen mit den Mitteparteien landete mit geringem Abstand auf Platz zwei, während die Sozialisten klare Einbussen erlitten.

Die Endabrechnung kommt erst nach der zweiten Runde. Der FN führt in sechs von dreizehn Regionen, den eher künstlichen Gebilden, die François Hollande zur Vereinfachung der französischen Staatsstruktur gebildet hat. Statt einfacher wird es komplizierter, und das gilt auch für die Politik. Frankreich hat nun eine Drei-Parteien-Landschaft. Mit der alten Alternanz links/rechts ist es vorbei.

Mit jeder Wahl unter der Präsidentschaft Hollande legt der FN zu. Der Linksblock, der eigentlich kein Block ist, sondern ein zerstrittener Haufen, hätte rein rechnerisch eine Mehrheit. Zählt man die rechten Parteien zusammen – die Republikaner (Sarkozys Konservative) und den FN –, ändert sich das Bild wieder. Doch der FN ist nicht nur rechts, er ist auch links. Er entzieht sich dem Blockdenken. Er fischt nicht nur im Trüben, sondern überall.

Die Angst vor weiteren Terroranschlägen und die Flüchtlingskrise haben dem FN geholfen. Doch waren sie nicht entscheidend. Hollande hat immerhin einen drei Monate dauernden Notstand ausgerufen, Moscheen mit radikalen Predigern geschlossen und der Polizei Sondervollmachten gegeben, die landesweit Razzien und Verhaftungen auslösten. Er führt Krieg und gibt sich so martialisch, wie es für ihn, den selbsternannten «Normalbürger» im Elysée, eben möglich ist.

Die kriegsartige Pose ist populär, gehört kulturell aber eher zum FN, der solches seit langem befürwortet. Hollande persönlich hat folgerichtig in den Meinungsumfragen seit dem 13. November deutlich zugelegt. Doch genützt hat es den Sozialisten nichts. Vielmehr scheint eine Stimmung zum Ausdruck zu kommen, die besagt: Der FN hat ja nun doch recht bekommen.

Der Kommentar im *Figaro* spricht von einem Zorn der Wähler, der sich von dreissig Jahren öffentlicher Machtlosigkeit und des Scheiterns der Regierungen nährt. Die Stimme für den Front national sei der spektakulärste Ausdruck dieser seit langem voranschreitenden, gründlichen Entfremdung. Hollande werde vor der Geschichte als jener Präsident dastehen, der das Fass zum Überlaufen gebracht habe.

Im Norden, einem Landesteil mit grosser industrieller Vergangenheit und heute hoher Arbeitslosigkeit, waren die Sozialisten einst unangefochten die politischen Platzhirsche. Die Region Nord-Pas-de-Calais-Picardie ist jetzt die Basis von Marine Le Pen. Es ist ihr gelungen, desillusionierte Wähler der Sozialisten und Kommunisten für den Front zu gewinnen und über vierzig Prozent der Stimmen einzusammeln.

Ihre Nichte, die gerade 26 Jahre alt gewordene Marion Maréchal-Le Pen, dominiert im Südosten. In der Mittelmeer-Region Provence-Alpes-Côte-d'Azur ist der FN seit langem stark verankert und hat die Konservativen verdrängt. Die Enkelin des Parteigründers verfolgt eine eher traditionelle Rechtspolitik mit dem Fokus auf der Familie und der französischen Identität, die im Katholizismus verwurzelt ist und heute wieder Anklang findet.

Sollte der FN wenigstens in diesen zwei Regionen gewinnen, erhält er eine Plattform für die Mitsprache in nationalen Belangen – mehr nicht. Sicherheit, Währungspolitik, Einwanderung bleiben der Zentralregierung vorbehalten. Doch die Plattform kann der Vorbereitung der nationalen Wahlen 2017 dienen. Der FN kann – oder er kann es eben nicht – beweisen, dass er nicht nur Gemeinden, sondern grössere Körperschaften regieren kann.

Marine Le Pen spricht eine Sprache, die verstanden wird. Sie hat inzwischen den Ruf, nur sie trete für den «normalen Bürger» ein. Hollande, der genau das anstrebte, aber grossartig scheiterte, wird als Teil jener gesellschaftlichen Elite angesehen, deren Anspruch, Frankreich zu regieren, immer weniger goutiert wird.

Präsidentin Marine Le Pen?

Doch nicht nur die Linke hat Grund zur Besorgnis. Die Lage ist auch für Sarkozy und die Republikaner nicht rosig. Sie verloren gegenüber den Departementswahlen im März an Stimmen. Ihre inneren Rivalitäten sind nur notdürftig überkleistert. Sollte die zweite Runde nicht besser verlaufen, wackelt Sarkozys Führungsrolle.

Noch immer ist schwer vorstellbar, dass Frankreich in sechzehn Monaten eine Präsidentin Marine Le Pen haben wird. Ihr Ehrgeiz ist sichtbar, und der Trend ist für sie günstig. Doch das französische Wahlsystem spricht dagegen. Die Linke wird sich noch einmal aufraffen und wie 2002, als sie schliesslich für Chirac stimmte, wieder den konservativen Bannerträger unterstützen. Sollte dieser nicht Sarkozy, sondern Alain Juppé heissen, würde ihr das auch wesentlich leichterfallen.



Fischt nicht nur im Trüben, sondern überall: Marine Le Pen (l.) mit Nichte Marion.

Korrumpierende Flankierende

Von Christoph Mörgeli

Jedem denkenden Linken dürfte klar sein, dass sich unser Sozialstaat nur mit Grenzen – speziell mit Grenzen bei der Zuwanderung – erhalten lässt. Damit SP, Grüne und Gewerkschaften die Kröte Personenfreizügigkeit dennoch schluckten, erfand Bundesbern die «flankierenden Massnahmen» – enorm teure bürokratische Kontroll- und Sanktionsmassnahmen sowie Gesamtarbeitsverträge (GAV), die seither wie Pilze aus dem Boden schiessen. Für die angeblich liberale, wirtschaftsfreundliche EU-Personenfreizügigkeit gab man das liberale, wirtschaftsfreundliche Schweizer Arbeitsmarktmodell preis.

Dabei bildet der flexible Arbeitsmarkt eine wichtige Grundlage für die Wettbewerbsfähigkeit unserer Wirtschaft. Die Unternehmen sollen ihre Personalpolitik nach der wirtschaftlichen Entwicklung ausrichten können. Dank dem flexiblen Arbeitsmarkt betrug die Arbeitslosigkeit hierzulande über Jahrzehnte praktisch null. Das ist auch eine Folge der 1937 begründeten Tradition, dass zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern individuelle Verträge ausgehandelt werden («Sozialpartnerschaft»). Seit Einführung der Personenfreizügigkeit versuchen die Gewerkschaften, dieses bewährte System durch starre, flächendeckende Lohnmodelle zu ersetzen. Weil die vorgeschriebenen Mindestlöhne die Möglichkeiten des freien Markts überfordern, werden laufend Jobs vernichtet und Teile unseres Werkplatzes ins billigere Ausland verlagert.

Die Gewerkschaften geniessen die durchaus angenehme Nebenerscheinung von Einnahmen aus den allgemein verbindlichen GAV: Arbeitgeber und Arbeitnehmer – selbst jene, die keiner Gewerkschaft beitreten wollen – füllen zwangsweise die Kriegskassen der Syndikate, womit diese immer neue Arbeitskämpfe und wirtschaftsfeindliche Volksinitiativen anzetteln können. Aber die Arbeitgeberorganisationen sind ebenso korrumpiert worden, denn auch in deren Funktionärskassen sprudeln entsprechende Zwangsabgaben.

Es ist wie ein Naturgesetz: Da, wo die Gewerkschaften stark sind, besteht eine hohe Arbeitslosigkeit. Die enormen Probleme der südlichen EU-Staaten oder Frankreichs sind durch den Einfluss der dort herrschenden Gewerkschaften wesentlich mitverursacht. Inklusive der Jugendarbeitslosigkeit, die etwa in Spanien sechzig Prozent erreicht. Schade, dass die Schweiz jetzt denselben Holzweg beschreitet.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Mausefalle «Baur au Lac»

Von Peter Bodenmann — Bundesanwalt Lauber muss Englisch sprechen. Und verhaften.



Marignano-Gen: Michael Lauber, US-Justizministerin Lynch.

Der SP-Nationalrat Werner Carrobio verlangte in den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts: Wer andere besteche, solle die Bestechungsgelder nicht als Aufwand von den Steuern abziehen dürfen. Absolut erfolglos.

Damals war für alle Bürgerlichen klar: Wer einen Auftrag will, muss oft schmieren und salben. Sonst geht er leer aus. Deshalb seien die Kosten dieser helvetischen Schmierölsalben abzugsfähiger Geschäftsaufwand. Der Staat als mitfinanzierender Hehler der Stehler.

Nicht genug der Wohltaten: Wer sich bestechen liess, konnte in der Schweiz – dank dem Steuerhinterzieher-Geheimnis – risikolos ein Konto eröffnen. Und sich zwischen Übernachtungen in heimischen Fünfsternehotels diskret über die – trotz zu hohen Bankgebühren – stetig wachsenden Kontostände informieren.

Tempi passati: Das Steuerhinterzieher-Geheimnis haben die Amerikaner geknackt. Jetzt ist der Klientelstaat Fifa an der Reihe. Und das mehr als feine Zürcher «Baur au Lac» verwandelt sich in eine amerikanische Mausefalle. Mit Bundesanwälten und Kantonspolizisten als amerikanischen Chasseurs im Kampf gegen die Fifa-Spitzbuben. Und der *New York Times* als vorinformierter Live-Berichterstatterin bei den jeweiligen Verhaftungen. Direkt aus Zürich.

Wenn wir Dürrenmatt glauben wollen, waren wir Schweizer zu lange unsere eigenen Gefängniswärter. Jetzt haben wir die Schlüssel

an die Amerikaner abgegeben. Und unser Bundesanwalt Lauber parliert an einer Pressekonferenz in Zürich bereits englisch. Damit die ebenfalls anwesende amerikanische Justizministerin – im Gegensatz zum Otto und zur Emma Dürrenmatt-Schweizer – sicher alles trennscharf mitbekommt.

Die Stärke der Schweiz war, ist und bleibt unser grenzenloser Opportunismus. Wir passen uns – und dies erst noch erfolgreich – blitzschnell veränderten Umständen an. Und verdrängen alles, was war, was wahr war. Dies bereits seit Marignano. Wir unterschrieben nach der Niederlage einen bilateralen Subordinationsvertrag mit Frankreich. Und lieferten während dreier Jahrhunderte den französischen Königen vor allen andern Söldner gegen Geld. Und liessen dies alles von den französischen Ambassadoren kontrollieren.

Noch treibt die SVP den Bundesrat vor sich her. Kopflos will unsere Landesregierung jetzt – wenn es sein müsse, auch einseitig – eine Schutzklausel einführen. Was ist der Inhalt der Schutzklausel? Niemand weiss es. Wie wird die EU auf einseitige Massnahmen reagieren? Gleich wie die Amerikaner. Mit Druck. Und wer wird im eigenen Interesse nachgeben? Natürlich wir Schweizer. Dank dem Marignano-Gen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Und schuld ist der Scheff

Von Kurt W. Zimmermann — Wenn Sie sich im Job unbeliebt machen wollen, hier unser Tipp: Werden Sie NZZ-Chefredaktor.

In der Politik war es die beste Story des Jahres. FDP-Nationalrätin Christa Markwalder hatte einer Lobbyistin im Dienste Kasachstans interne Unterlagen zugesteckt.

Aufgedeckt wurde die Kasachstan-Affäre von Markus Häfliger, dem Leiter der NZZ-Bundeshausredaktion. Häfliger wurde dafür zum «Journalisten des Jahres» gewählt.

Nun verlässt Häfliger die NZZ und wechselt zum Rivalen *Tages-Anzeiger*. Das ist ungefähr so, wie wenn in Bern der Fraktionschef der FDP zur SP überlaufen würde.

Auf der NZZ-Redaktion sorgte der Abgang denn auch für helle Aufregung, zumal zwei weitere Inlandredaktoren mit Häfliger das Weite suchen. Schnell war auf der Redaktion der Grund dafür ausgemacht. Schuld ist der «Scheff». Bei der NZZ ist der Scheff immer schuld. Denn er allein ist zuständig für die internen Klimafragen. Sonst niemand.

Eric Gujer ist seit neun Monaten als neuer Chefredaktor im Amt. Wenn ich nun mit NZZ-Redaktoren über Gujer rede, dann sagen sie mir: «Schreib, er sei ein sozialer Nomade und ein Autist.»

Tatsächlich hat Gujer sich nicht als grosser Kommunikator, sondern als Entscheider eingeführt. Als Erstes entliess und frühpensionierte er auf der Redaktion zwölf Mitarbeiter. Er tat es ohne demokratische Konsultation. Dann stellte er neue Leute ein, wieder ohne demokratische Konsultation.

Ein Geist, der stets verneint

Dass Gujer solch operative Fragen zügig löste, wirft die Redaktion ihm nun vor. Seinem Vorgänger Markus Spillmann hatte sie jahrelang vorgeworfen, dass er solch operative Fragen nicht zügig löste.

Die NZZ-Redaktion ist ein Geist, der stets verneint.

Das erklärt sich durch ihre etwas schizophrene Konstellation. Sie ist ein Haufen von Individualisten, die eine kollektive Leistung erbringen müssen. So schwanken die Journalisten ständig zwischen Individualismus und Kollektivismus. Sie möchten von oben in Ruhe gelassen werden. Sie möchten von oben einbezogen werden. Sie möchten gemeinsam entscheiden. Sie möchten Führung spüren. Sie möchten weiterhin in Einzelbüros sitzen. Sie möchten in den Einzelbüros von Teamarbeit träumen.

Ähnlich gespalten ist auch die publizistische Wahrnehmung des Chefs. Der Chef kann machen, was er will, die NZZ-Redaktion bleibt der Geist, der stets verneint.



Äusserst kontrovers: NZZ-Chefredaktor Gujer.

Während dreissig Jahren beklagte man sich, dass die vormaligen Chefs Hugo Bütler und Markus Spillmann keine griffigen Leitartikel zustande brachten. «Profilschwäche», mäkelte die Redaktion. Dann kam Gujer und schrieb äusserst kontroverse Kommentare. Er setzte sich zum Beispiel für militärische Optionen in Syrien ein und forderte auch von Deutschland ein stärkeres Engagement. «Profilsucht», mäkelte nun die Redaktion.

Die NZZ zählt 230 Köpfe. Das Wirtschaftsressort allein hat zwanzig Redaktoren, das Blatt über vierzig Korrespondenten. Das sind, NZZ online inklusive, zehn Mitarbeiter mehr als Anfang Jahr. Keiner anderen Redaktion im Land geht es so komfortabel. Das ist auch Gujers Verdienst.

Wenn ich nun mit NZZ-Redaktoren über Gujer rede, dann sagen sie mir: «Schreib über seine Frau.»

Man glaubt es kaum, aber tatsächlich ist das grösste Thema auf der NZZ-Redaktion derzeit die Gattin von Gujer. Sie heisst Claudia Schwartz und arbeitet im Feuilleton des Blatts. Sie gilt als sein U-Boot, aus dem Interna an die Kommandobrücke zurückgefunkt werden. Es gibt dazu unzählige Verschwörungstheorien.

«Mein Gott», habe ich gedacht, «wenn auf einer Redaktion die grösste Sorge der Gattin des Chefredaktors gilt, dann geht es dieser Redaktion sehr gut.»

Sterbe-Lotterie

Von Beatrice Schlag — Die etwas andere Altersvorsorge.

Vor ein paar Wochen war mir der Begriff Tontine, wie wahrscheinlich auch vielen Lesern, völlig neu. Jetzt taucht er zumindest in US-Medien immer wieder als mögliches Rentenmodell für Menschen auf, die befürchten, ihr fürs Alter angespartes Kapital könnte früher dahingerafft sein als sie selber.



Benannt ist die Tontine nach dem neapolitanischen Banker Lorenzo de Tonti, der sie schätzungsweise um 1650 dem einflussreichen französischen Kardinal und Politiker Mazarin vorschlug, um dem französischen Staat zu Einnahmen zu verhelfen. In einer Tontine sammelte eine Gruppe Kapital, das sie dem Staat gegen Bezahlung eines Zinses überliess. Sie wollten nicht ihr Kapital zurück, sondern eine Leibrente, so lange sie am Leben waren. Letzteres war der springende Punkt. Verstarb einer der Einzahler, wurde sein Zins unter den Überlebenden aufgeteilt. Wer sehr alt wurde, konnte es dadurch zu beträchtlichen Einnahmen bringen. Wer jung starb, hatte doppelt Pech: wenig Zins und kurzes Leben. In jedem Fall leer gingen Nachkommen aus.

Die Tontine wurde über hundert Jahre lang nicht nur in Frankreich ungemein populär. Die Staaten machten damit gutes Geld. Dann begannen sich die Schauergeschichten über Morde an alten Menschen zu häufen, die von Mitgliedern ihrer Tontine umgebracht worden waren, damit die eigenen Zinsen hochgingen. In den USA wurden *tontines* von teilweise dubiosen Versicherungsgesellschaften ausgegeben. Zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts waren sie in vielen Staaten verboten.

Heute, sagt der kanadische Finanzprofessor und Tontine-Fan Moshe Milevsky, könnte man das Modell dank Computertechnik so anonymisieren, dass niemand weiss, wer mit ihm eine Tontine teilt. «Es erfährt keiner mehr aus den Todesanzeigen, dass seine Zinsen demnächst steigen.» Prämien für Gesundheits- und Lebensversicherungen, so Milevsky, beruhten schliesslich genauso auf geschätzten Lebenserwartungen. Der Vorteil der Tontine sei die Ausschaltung der Mittelsmänner. An ihrer Wiedereinführung, sagt der Kanadier, arbeite bereits eine ganze Riege von Ökonomen. Der Gedanke ist faszinierend und etwas unheimlich. Darauf wetten, dass andere vor mir sterben?

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man Bargeld, das versehentlich mit den Kleidern in der Waschmaschine gewaschen wurde, legal wieder in Umlauf bringen, oder fällt das schon unter das Geldwäschereigesetz? *Alex R. E. Meyer, Egg bei Zürich*

Sie müssen einfach – wie die Profis – den Waschvorgang verschweigen. Der Vorteil von Bargeld ist nämlich, dass es anonym bleibt. Zumindest so lange, bis der Staat eine *smart washing machine* einführt, die den Vorgang automatisch meldet. *Silvio Bormer*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Fragen über Fragen, die mir als Grossvater Angst für die Zukunft unserer Enkel machen.» *Rolf Kumkli*

Auftakt mit Misstönen

Nr. 49 – «Asyl-Kaserne»; Editorial von Roger Köppel

Die nach der Wahl des neuen Parlaments aufkeimende Hoffnung auf bessere Entscheide wurde gleich zu Beginn zunichtegemacht: Mit Christa Markwalder wählte man eine vehemente EU-Beitritts-Befürworterin zur höchsten Schweizerin – ein Affront der grossen Bevölkerungsmehrheit gegenüber, die von einem Beitritt zur EU nichts wissen will. Und ebenso passend schliesslich Markwalders Französisch: «Je vous remercie pour» und «Je vous félicite pour». Jeder Sekundarschüler weiss, dass es nicht «pour», sondern «de» heissen muss. Ein wahrhaft schöner und tröstlicher Auftakt.

Alfred Wettstein, Zollikerberg

Amerikanische Vasallen

Nr. 49 – «Osteuropäische Absetzbewegungen»; Hansrudolf Kamer über Osteuropa

Das Ziel von Wladimir Putin war es von Anfang an, Russland von amerikanischer Bevormundung zu befreien, was ihm auch gelungen ist. Inwiefern er dabei «die neu gewonnenen Freiheiten [offenbar die osteuropäischen] gefährdet», wird im Artikel, nach Art des amerikanischen Informationskrieges gegen Russland, nicht begründet, nur behauptet. Statt einer Begründung ihrer Beschuldigungen Russlands sagen die Amerikaner jeweils: «Wir wissen das.» Den amerikanischen Vasallen genügen diese «Begründungen». Mir als Schweizer genügen sie nicht. Die Schweiz wird zwar von den USA ebenfalls als ein Vasall behandelt. Das Urteil darüber, ob sie das auch bereits ist, überlasse ich dem Autor. Und ich rate ihm, «amerikanische» verleumderische Begründungen zu vermeiden.

Victor Lambert, Rickenbach Sulz

Asyl, Asyl, Asyl

Nr. 49 – «Die Afghanen kommen»; Philipp Gut zur Asylpolitik und allgemeine Berichterstattung über die Flüchtlingskrise

Es ist zwar korrekt, dass viele Migranten aus Afghanistan im Rahmen einer vorläufigen Aufnahme in der Schweiz bleiben dürfen, wenn ihr Asylgesuch denn hier geprüft wird. Ein Grossteil der afghanischen Staatsbürger, die hier um Asyl ersuchen, wird jedoch in einen Dublin-Staat weggewiesen, vornehmlich nach Ungarn, Österreich oder Deutschland. Das wird im Artikel mit keinem Wort erwähnt. *Daniel Widmer, Küttigen*



Frage der Verantwortung: *Weltwoche*-Titel.

Fernsehen, Radio und Zeitungen kennen nur noch ein Thema in den Medien: Asyl. Ist das Zufall, oder hat dies System? Und wer hat den Mut, hinzustehen und «Halt» zu sagen, weil nur ein ganz geringer Teil dieser Asylanten an Leib und Leben bedroht ist? Ich kenne keinen Einheimischen, der echt an Leib und Leben bedrohten Flüchtlingen nicht helfen will. Können wir in der bereits überbevölkerten Schweiz – siehe Autobahnen, Bahnhöfe, Züge et cetera – täglich immer noch mehr unechte Flüchtlinge aufnehmen? Wann müssen die Einheimischen um Asyl bitten, und wer hilft dann den Einheimischen? Hoffen wir, dass diese Masslosigkeit künftig nicht zu sozialen Unruhen führt. Sollte es so weit kommen, stehlen sich dann die dafür Verantwortlichen elegant aus ihrer Verantwortung. Täglich müssen Gemeinden zusätzliche Unterkünfte, muss die Armee Panzerhallen, Truppenunterkünfte und noch mehr räumen – wie soll das weitergehen? Und was kostet dies Jahr für Jahr den Steuerzahler? Wann werden die Einheimischen von Gemeinden, Kanton, Bund dazu verknurrt, Zimmer anzubieten? Fragen über Fragen, die mir als Grossvater Angst um die Zukunft unserer Enkel machen.

Rolf Kumkli, Reinach AG

Vor nicht langer Zeit haben einige Politiker/-innen, Personen des Migrationsamtes, Psychologen und Betreuer über die Medien mitgeteilt, dass ein grosser Teil der ankommenden Flüchtlinge vom Kriegsgeschehen

stark traumatisiert sei. Jetzt plant das Bundesamt für Migration, auf dem Waffenplatz Thun eine Asylunterkunft einzurichten. Die einquartierten Asylanten auf dem Waffenplatz Thun müssen zusehen, wie die Soldaten an Waffen ausgebildet werden, und das erinnert sie an ihr Erlebtes im Krieg. Sofern die Flüchtlinge traumatisiert sind, können sie auf dem Waffenplatz das Erlebte gar nicht vergessen. Was stimmt jetzt – ist ein grosser Teil der Flüchtlinge traumatisiert, oder war das nur eine Lüge, um bei der Schweizer Bevölkerung auf die Mitleidsdrüse zu drücken? Es wäre höchste Zeit, dass die Scheinflüchtlinge sofort ausgeschafft werden, dann sind für die Flüchtlinge, welche an Leib und Leben bedroht sind, genügend Unterkünfte vorhanden.

Hans König, Häusernmoos

Besser geht nicht

Nr. 49 – «Der schlechteste Unternehmer der Schweiz»; Christoph Mörgeli über SRG-Chef Roger de Weck

Dem Artikel von Christoph Mörgeli gibt es nichts mehr hinzuzufügen. Besser geht nicht! Ich hatte mich vor kurzem bei «Hallo SRF» gemeldet («Das Publikum im Dialog mit SRF-Direktor Ruedi Matter»), um mich zu beschweren. Kurz: Das SRF ist die Kosten nicht wert, die dem Konsumenten aufgebürdet werden. Doch die versprochenen harten Fragen an SRF-Direktor Ruedi Matter in der Sendung vom 11. November blieben aus. Diese Sendung war eine reine Alibiübung und hat dem Konsumenten nichts gebracht. Bleiben Sie am Ball mit Ihrer Kritik am SRF!

Fritz Peter Urfer, Davos Platz

CVP hat Zukunft

Nr. 48 – «Verlorene Seelen»; Peter Keller über die Christlichdemokraten

Die CVP muss zu ihrer christlichen Identität stehen und darf den Kampf nicht scheuen. Aktuell sollte sie den neuen Lehrplan 21 hinterfragen. Denn hier wird im Fach «Ethik, Religionen, Gemeinschaft» Christus auf die gleiche Stufe gesetzt wie Mohammed und Buddha und dem Islam der rote Teppich ausgelegt. Der Lehrplan 21 läuft in diesem Fach auf eine Herabsetzung der eigenen Religion und Geschichte hinaus. Damit steht man auch nicht mehr klar zu den Werten und Zielen unserer Verfassung. Wenn die CVP die Auseinandersetzung mit dem Islam scheut, wird sie bedeutungslos. Andere werden dann die Auseinandersetzung für sie übernehmen müssen. Wenn sich die CVP aber auf ihre christlichen Wurzeln besinnt und sie die Demokratie nicht für die EU aufgeben will, hat sie sicher Zukunft.

Beat Meister, Kantonsrat SVP, Hochdorf

Filmreifer Kriminalroman?

Nr. 49 – «Flüchtlingselend in Bonstetten»; Alex Baur über den Fall eines renitenten afrikanischen Migranten

Ist es ein filmreifer Kriminalroman? Spielt sich dieses fortdauernde Austricksen von Behörden wirklich in der Schweiz ab? Man kann es einfach nicht glauben. Und dies in der «gutorganisierten» Schweiz. Kommt noch dazu, dass einem verurteilten Unbotmässigen und Kriminellen Hilfgelder nachgeschoben werden. Wird das Schweizervolk so von der eigenen Behörde betrogen? Dominiert der Schwachsinn in Bern? Gibt es solche Fälle wie dargestellt, ist es allerhöchste Zeit, dass im Justiz- und Polizeidepartement eine radikale Änderung vorgenommen wird. Sonst ist es bald mit unserer schönen Schweiz vorbei.

Hans Furrer, Schwyz

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich ausdrücklich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort können nicht publiziert werden.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach,
8021 Zürich.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

Leserblitz

Proportionen

Die «Flüchtlinge» werden von machtgerigen Führern schamlos missbraucht.

Das Hauptproblem des Islam ist, dass darin Staat und Religion dasselbe sind. Unterwerfung der Bevölkerung unter den Glauben bedeutet gleichzeitig eine Erweiterung des Territoriums, in dem die eigenen Gesetze gelten. In einem muslimischen «Getto» werden sie ungestraft angewandt. Das reicht bis weit in die Familien hinein, wo Mädchen zwangsverheiratet und an der Schulbildung gehindert werden.

Karl der Grosse christianisierte Europa und befestigte seine Macht, führte ein Währungssystem und die Schrift ein und schuf erfolgreiche Handelsmöglichkeiten. Durch das Christentum rettete er die antike Kultur Roms und machte sie fruchtbar für Kunst und Wissenschaft. Die katholische Kirche nahm zum Teil Rücksicht auf regionale religiöse Vorstellungen.

Unterdessen sind wir eine wissende Gesellschaft, die Verantwortung dafür hat, wohin die Reise gehen soll. Die Flüchtlinge werden von machtgerigen Führern schamlos missbraucht, um bei uns neue Gebiete zu erobern. Wir haben keine Verpflichtung, diesen Bestrebungen nachzugeben wegen wirklicher oder angeblicher Verfehlungen in der Vergangenheit. Oder der Gegenwart: Es kann keine Freude machen, wenn die USA den reichen Golfstaaten, die gar nichts für ihre leidenden Glaubensbrüder tun, Bomben verkauft, denn das wahnhabische Saudi-Arabien ist sehr interessiert an der gegenwärtigen Überschwemmung Europas durch Flüchtlinge, welche die Sozialwerke der durch eigene Schuldzahlungsunfähig gewordenen Staaten Europas in den Ruin treiben.

Die Schweiz ist klein in Europa, Europa ist noch viel kleiner in der Welt. Es ist nicht eine Frage von Ob oder Ob-nicht, sondern eine Frage der Proportionen: Hunderte Millionen von Menschen aus überbevölkerten, verarmten und für unsere Begriffe ungebildeten Ländern hier unterzubringen, übersteigt alle Möglichkeiten, hilft niemandem und zerstört unsere durch Hunderte von Jahren gewachsene Kultur. Verantwortlich für das Wohlergehen ihrer Einwohner sind nicht wir, sondern die Eliten und Politiker der Herkunftsländer. Zurück an den Absender.

Verena Guran-Fierz, Zumikon

Zeitung der Schweizer KMU-Wirtschaft

- **Bundesfinanzen**
sgv fordert strengere
Haushaltspolitik
- **Lohnpolizei**
Staatliches Lohndiktat
durch die Hintertür
- **Anforderungsprofile**
Orientierungshilfen für
Berufsbildung anwenden

www.gewerbezeitung.ch

Zahlenspiele mit den Bilateralen

Der Bund hat Studien erarbeiten lassen, die den Wegfall der Bilateralen als sehr teuer erscheinen lassen. Die Kosten der unbegrenzten Zuwanderung beachtet man gar nicht.

Von Beat Gygi

Wie wäre das, wenn man mit dem Auto einen Platten hat, dann aber noch zwei Jahre lang weiter damit herumfährt, ohne den Reifen zu reparieren? Was kostet das einen an zusätzlichem Benzin, Gefährdungen von Menschenleben, Verspätungen und verpassten Geschäften? Das lässt sich sicher ausrechnen, man muss einfach den kaputten Reifen so in die Betriebsbuchhaltung einbeziehen, dass man die Beeinträchtigung der täglichen Arbeit durch den Ausfall des Rades als Reduktion des Tagesverdienstes notiert. Summiert man das über zwei Jahre, zeigt sich dann, dass am Ende ein ganzer Monatslohn verlorengegangen ist. Wäre das Rad ganz geblieben, wäre man also um ein Monateinkommen reicher. Die Hypothese wirkt ziemlich wirklichkeitsfremd, denn wer fährt schon derart lange weiter, wenn der Reifen zerfetzt ist?

Das Beispiel veranschaulicht jedoch, wie die Bundesverwaltung den Wert der bilateralen Verträge zwischen der Schweiz und der EU zu ermitteln versucht. Die Frage lautet: Wie wäre das für die Schweiz, wenn die sieben bilateralen Verträge der ersten Serie wegfallen würden? Hintergrund der Fragestellung ist die im Februar 2014 vom Volk angenommene Initiative gegen die Masseneinwanderung, die eine Steuerung der Zuwanderung durch Höchstzahlen oder Kontingentierung verlangt. Da sol-

che Einschränkungen mit dem bilateral zwischen der Schweiz und der EU geschlossenen Abkommen über die freie Wanderung von Personen, also die vollständige Personenfreizügigkeit, unvereinbar wären, würde dieser Vertrag verletzt. Und dieser ist eben einer der sieben bilateralen Verträge der Serie 1, welche damals beim Abschluss durch die sogenannte Guillotineklauseel miteinander verbunden worden waren – nach dem Motto: Wenn eines der sieben Abkommen verletzt wird, dann sind gleich alle sieben hinfällig.

Weltfremde Ergebnisse

Wie gravierend das wäre, kann niemand genau abschätzen. Frühere Untersuchungen der Konjunkturforschungsstelle (KOF) der ETH oder des Staatssekretariats für Wirtschaft (Seco) erbrachten keine klar bezifferbaren Ergebnisse. Die Bundesverwaltung und die meisten Wirtschaftsverbände konzentrierten sich bisher auf die Beteuerung, die Bilateralen seien enorm wert und deshalb um jeden Preis zu bewahren – was als Waffe gegen eine wortgetreue Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative diente. Das Seco hat nun Ende vergangener Woche neue Informationen zum Wert der Bilateralen geliefert und zwei extern in Auftrag gegebene Studien veröffentlicht, die je rund 125 000 Franken kosteten und zeigen sollen,

welches die gesamtwirtschaftlichen Kosten wären, wenn die Bilateralen I wegfielen.

In Anlehnung an das Fahren mit kaputtem Reifen lassen sich die Befunde so zusammenfassen: Wenn man von 2018 an auf einen Schlag plötzlich ohne die Bilateralen I weiterwirtschaften müsste, ohne sonst irgendetwas zu ändern, würde man in den knapp zwanzig Jahren bis 2035 rund 630 Milliarden Franken verlieren, das entspräche fast dem Bruttoinlandsprodukt (BIP) des Jahres 2015, die Schweiz würde also quasi ein Jahreseinkommen verpassen. Oder anders ausgedrückt: Das BIP des Jahres 2035 läge um 7,1 Prozent unter dem Niveau, das erreichbar wäre, wenn die Bilateralen I intakt blieben. Dies ist die Schätzung der einen Auftragsstudie, jener vom Wirtschaftsforschungsinstitut BAK Basel.

Die zweite vom Seco in Auftrag gegebene Studie vom Beratungsbüro Ecoplan kommt mit

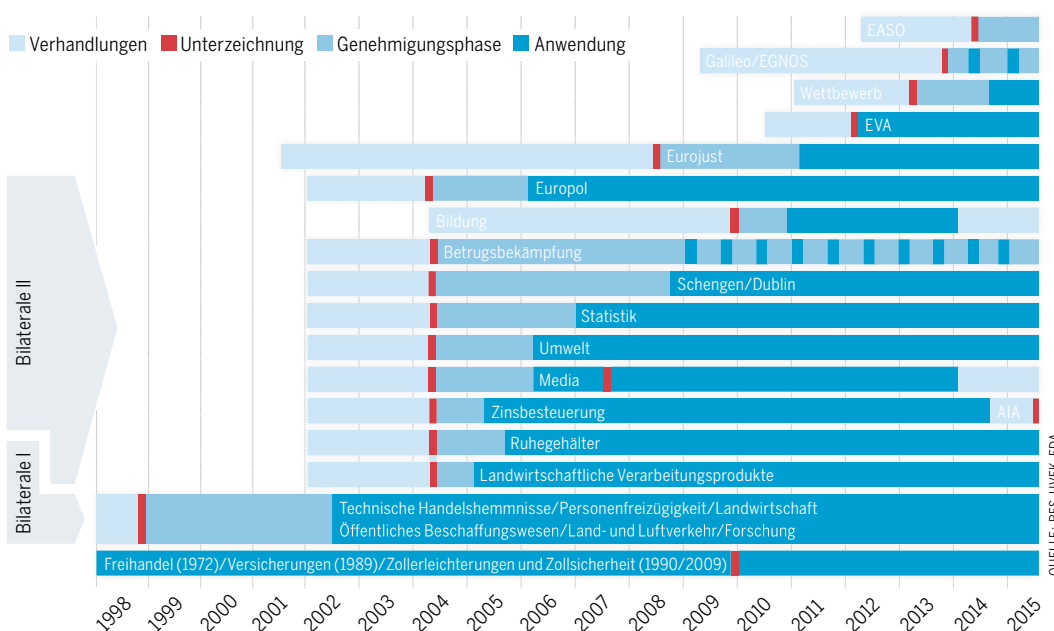
Die Bundesverwaltung wollte offenbar gar nicht genau wissen, was im Fall des Falles passiert.

einer Einbusse beim BIP 2035 von 4,9 Prozent auf einen geringeren Einkommensausfall. Pro Person würde ein Platzen der Bilateralen I in der BAK-Rechnung im Jahr 2035 zu einer Verdiensteinbusse von 3400 Franken führen, in der Ecoplan-Berechnung wären es 1900 Franken.

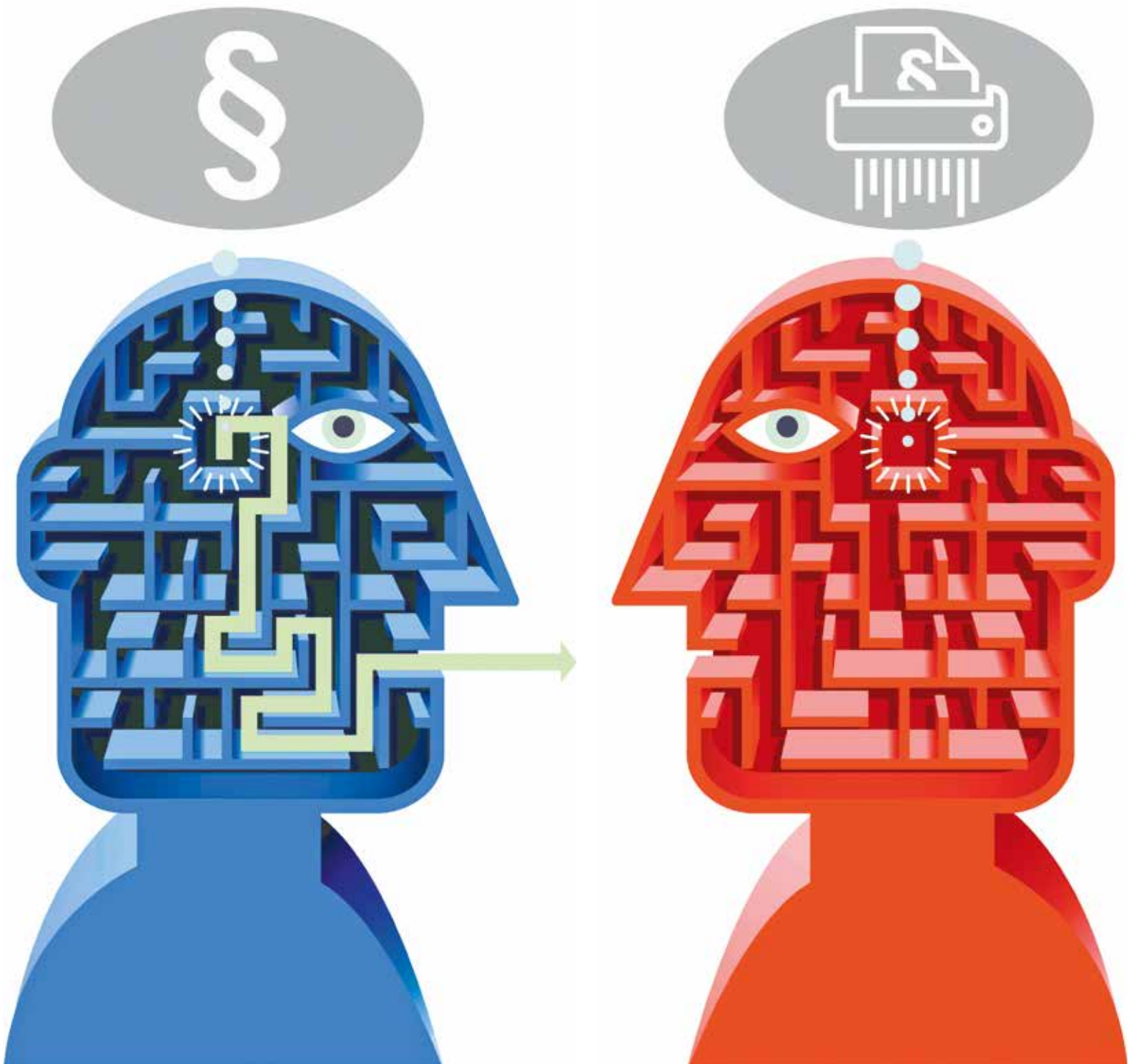
Elektrisierend am Ganzen sind nicht diese genauen Zahlen, sondern die Tatsache, dass die Bundesverwaltung offenbar gar nicht genau wissen wollte, was im Fall des Falles in der Volkswirtschaft passieren könnte. Wie Reiner Eichenberger, Ökonomeprofessor in Freiburg, im Interview (Seite 34) darlegt, sind die Ergebnisse weltfremd, weil die Annahmen für die Berechnungen abwegig seien. In beiden Berichten weisen die Autoren denn auch darauf hin, dass es beim Auftrag vom Seco allein um die volkswirtschaftlichen Folgen einer Annullierung der Bilateralen I gegangen sei. Man könne also ihre Arbeiten nicht als Prognose einer Zukunft ohne Bilaterale ansehen, denn die in Wirklichkeit zu erwartenden politischen Reaktionen auf diesen Einschnitt seien gar nicht in der Fragestellung enthalten gewesen und deshalb nicht berücksichtigt. So haben beide Institute ihre Maschinen mit den ökonomischen Modellen hervorgenommen, die sie sonst für Konjunkturprognosen oder Simulationen einsetzen, haben sie mit speziel-

Bilaterale Verträge

Die wichtigsten bilateralen Abkommen zwischen der Schweiz und der EU, Stand Juni 2015



«Die EU hat von allen einzelnen Verträgen Nutzen, von einigen sogar grossen.»



Statt die Nerven zu verlieren, sollte die Schweiz jene Stellen suchen, an denen sie stärker ist als die EU.

len Daten gefüttert, das Ganze über achtzehn Jahre rechnen lassen und das Ergebnis sozusagen auf ein Blatt notiert, das man dem Seco übergab und auf dem stand «460 bis 630 Milliarden Franken».

Die Untersuchungen liefen nach einem festen Schema. Der Wegfall der Personenfreizügigkeit wurde beispielsweise dadurch berücksichtigt, dass die Nettozuwanderung um 25 Prozent reduziert wurde. Seit der Studie der KOF ETH im Februar 2015 hat sich diese Zahl quasi in der Diskussion festgesetzt, damals kamen die ETH-Ökonomen zum Schluss, dass die Nettozuwanderung, die auf die Personenfreizügigkeit zurückzuführen sei, 25 Prozent

des gesamten Nettozustroms der jüngeren Zeit ausmache. Der Rest käme laut KOF auch bei Kontingentierungen ins Land, da die Unternehmen diese Arbeitskräfte ja nachfragten. Also erhielten nun die Computer von BAK und Ecoplan auf der Input-Seite entsprechend weniger Arbeitskräfte, und so kam auf der Output-Seite weniger Bruttoinlandprodukt heraus. Ähnlich verfahren die Auftragsforscher bei den anderen sechs bilateralen Abkommen: Es wurde an Exporten, Kosten oder Einkommen geschraubt, um neben dem Wegfall der Personenfreizügigkeit auch die Blockade der Abkommen zum Abbau technischer Handelshemmnisse, zum öffentlichen Beschaffungs-

wesen, zu Landwirtschaft, Landverkehr, Luftverkehr und Forschung im Modell zu simulieren.

Auswirkungen der Schutzklausel

Die zwei Gutachten wurden im Frühling 2015 in Auftrag gegeben, und die Ergebnisse entsprechen auch etwa dem Diskussionsstand Frühling. Damals ging es dem Bundesrat darum, die Kosten eines Wegfalls der Bilateralen so hoch darzustellen, dass einseitige Massnahmen der Schweiz zur Steuerung der Zuwanderung nicht in Frage kamen und «nichts unternehmen» als beste Strategie erschien. Mit den Wahlen haben sich die Kräfteverhältnisse im Parla-

«Abwegige Annahmen»

Ökonom Reiner Eichenberger zu den Kosten der Personenfreizügigkeit und den Fehlern der Schutzklausel.

Herr Eichenberger, im Bundesauftrag erstellte Studien deuten auf hohe Kosten hin, sollten die Bilateralen I wegfallen. Wäre das der Preis für die Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative?

Nein, die Zahlen sind absurd, weil sie auf absurden Annahmen beruhen. Technisch sind die Studien nicht schlecht gemacht, aber die abwegigen Annahmen führen zu unbrauchbaren Ergebnissen.

Ist die Einschätzung falsch, dass es teuer wäre, die Bilateralen zu verlieren?

Es sagt ja niemand, diese Verträge hätten für die Schweiz keinen Nutzen. Aber es geht bei sechs von sieben Abkommen um kleine Beträge. Wichtig ist der Vertrag über die Personenfreizügigkeit, und da bin ich der Meinung, dieser bringe für die Schweiz riesige volkswirtschaftliche Kosten. Deshalb muss man die Zuwanderung einschränken.

Auch wenn man dadurch die anderen sechs Verträge verliert?

Auch dann lohnt es sich. Aber die Wahrscheinlichkeit, dass diese sechs Abkommen gekündigt werden, halte ich für gering. Und wenn sie gekündigt werden, gibt es meiner Ansicht nach sehr gute Alternativen.

Warum erwarten Sie keine Kündigung?

Die EU hat von allen einzelnen Verträgen Nutzen, von einigen sogar grossen.

Sie haben kürzlich die Schutzklausel kritisiert, weshalb?

Die Schutzklausel stellt im Prinzip nichts anderes dar als aufgeschobene Kontingente, und dies in einer wenig intelligenten Form. Die Klausel besagt ja, dass man im einen Jahr beobachtet, wie die Zahlen sich entwickeln, im nächsten Jahr werden dann, je nachdem, Beschränkungen erlassen. Damit hat man sofort die ganze Debatte über Kontingente wieder auf dem Tisch.

Viele stellen sich eine Schutzklausel vor, deren Schwellenwert so hoch ist, dass sie in der Mehrheit der Jahre nicht greift.

Die Anreize sind falsch. Die Erwartung, dass die Schutzklausel aktiv werden könnte, veranlasst die Firmen, sich möglichst vorher mit Arbeitskräften einzudecken. Dieses Rennen führt dann gerade zum Aktivieren der Klausel. Das bringt eine unsinnige Hektik in die Zuwanderung.

Gibt es bessere Varianten der Steuerung?

Man muss die Eigentumsrechte der einheimischen Bevölkerung ernst nehmen. Die Schweiz hat ein sehr grosses Vermögen angespart. Viele andere Länder haben grosse Teile ihrer früheren Einkommen verbraucht und haben deshalb weniger Vermögen, weniger Infrastruktur. Da die Schweizer beim Konsum zurückhaltender waren und viel investierten, darf man durchaus verlangen, dass alle Personen, die neu ins Land kommen, etwas an diese Ausstattung bezahlen, zumindest während einiger Jahre.

Eine Art Eintrittspreis?

Wer in diese Gemeinschaft zuwandern will, soll dafür bezahlen. Dann kommen weniger Leute und vor allem diejenigen, die den Eintrittspreis zu zahlen bereit sind. Das sind Menschen, die etwas leisten wollen. Und die Schweizer erhalten so auch eine Entschädigung für Probleme, die mit der Zuwanderung entstehen.

Also eine Miete zum Abgelten der Nebenkosten?

Genau, eine Abgeltung für die Nachteile, die das schnelle Bevölkerungswachstum mit sich bringt. In der Umweltpolitik sind die Kosten riesig. Internationale Verträge beziehen sich oft auf nationale Gesamtzahlen, etwa summierte Emissionswerte pro Land. Eine wachsende Bevölkerung treibt die Kosten für die Schweiz massiv in die Höhe.

Kann man mit Geld die Zuwanderung zielgerecht steuern?

Viel zielgerechter als mit Kontingenten. Ein Preis hat immer eine Wirkung, und es ist eine positive Selektion zu erwarten. Pro Tag Anwesenheit einer Person wird ein bestimmter Betrag verrechnet. Das ist problemlos möglich über die Quellensteuer oder dann über die Einkommenssteuer. Bei alledem bleibt die Wandlungsfreiheit der Bürger erhalten.



Reiner Eichenberger
ist Professor für Theorie der Finanz- und Wirtschaftspolitik an der Universität Freiburg.

Interview: Beat Gygi

ment indessen geändert, und gleichzeitig hat der Bundesrat nun die Anwendung einer Schutzklausel ins Gespräch gebracht. Eine Schutzklausel, die zum Begrenzen der Zuwanderung berechtigt, wird früher oder später dazu führen, dass die Kontingente einzuführen sind, die Personenfreizügigkeit damit verletzt ist und die Bilateralen I zur Disposition stehen.

Nüchterner Blick von Avenir Suisse

Eine Art Zweitmeinung kommt vom Think-Tank Avenir Suisse, der nicht in die Bundesstrategie eingebunden ist und deshalb wohl auch nüchterner auf die Verhältnisse blicken kann. Avenir Suisse hat am Montag, drei Tage nach dem Seco, seine eigene Studie zu den Bilateralen vorgestellt. Diese ist von anderem Charakter als die Maschinenresultate des Bundes, viel stärker auf die Darstellung der Zusammenhänge ausgerichtet und nicht in ein Zahlenmodell gepackt, das Kosten möglichst in Milliardenhöhe ausweisen soll. Vielmehr wird Vertrag für Vertrag untersucht, in welchen Punkten die Schweiz im Vorteil ist und wo die EU stärker ist.

Den günstigen Transit durch die Schweiz wird die EU nicht allzu leichtfertig aufs Spiel setzen.

Der für die Publikation verantwortliche Patrik Schellenbauer und Direktor Gerhard Schwarz waren allerdings in einem Punkt einig mit den Computerstudien von BAK und Ecoplan: Im Paket der Bilateralen I ist der Vertrag über die Personenfreizügigkeit der allerwichtigste Teil – für die Schweiz wie auch für die EU. Über drei Viertel der wachstumssteigernden Wirkungen dieses Vertragspakets sind demnach der Zuwanderung zu verdanken. Aber eigentlich ist das Buch von Avenir Suisse ein reichhaltiges Argumentarium, wenn es darum geht, angesichts der abweisenden Haltung der EU die Nerven nicht zu verlieren, sondern jene Stellen zu suchen, an denen die Schweiz stärker ist als der Riese. Deutlich wird dies etwa beim Abkommen über den Landverkehr, der den europäischen Kollegen einen derart günstigen Transit durch die Schweiz gewährt, dass diese so etwas nicht allzu leichtfertig aufs Spiel setzen dürften.

Aber was bei allen Studien auffällt: Warum werden nur die Kosten eines Wegfalls der Bilateralen I betrachtet und nicht auch der Nutzen? Immerhin hat das Volk bei der Abstimmung über die Masseneinwanderung entschieden, dass die Personenfreizügigkeit so viele Nachteile mit sich bringe, dass man sie aufgeben wolle. Wie gross ist dieser Nutzen? Ist er eventuell mindestens so gross wie der Schaden, den man damit in Kauf nimmt? Dann müsste der Bund sofort seine Modelle, die auf grosse Schadenssummen geeicht sind, überdenken. ○

Schmerzen in Strassburg

Gleich drei Fälle, in denen angebliche Justizopfer gegen die Schweiz klagten, standen diese Woche auf der Traktandenliste des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte. Sie bestätigen jede Kritik am Übereifer der Strassburger Richter. *Von Markus Schär*

«Ich dachte, in der Schweiz gebe es Gesetze und Gerechtigkeit», sagt Iris Spycher*. «Das glaube ich heute nicht mehr.» Die 43-jährige Patientin erzählte vor zwei Jahren im *Beobachter* ihre traurige Geschichte: 2004 fiel ihr im Mutter-Kind-Turnen das dreijährige Söhnchen von der Sprossenwand auf die Schulter. Einen Schaden konnte kein Arzt feststellen; der Schmerz aber, beteuert das Opfer seither, «geht niemals weg». Iris Spycher kämpft deshalb seit bald zehn Jahren um eine Invalidenrente. Vergeblich, weil das Bundesgericht entschied: Beschwerden, für die sich keine Ursache erkennen lässt, können keine Erwerbsunfähigkeit begründen.

Vielleicht findet Iris Spycher ihren Glauben an die Gerechtigkeit wieder. Am 10. Dezember tagt der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte (EGMR) in Strassburg zu ihrem Fall. Ihr Anwalt rief die allerletzte Instanz an, weil das Verfahren zur Zusprache einer Invalidenrente – vom Entscheid der IV-Stelle über die Berufung und die Wiedererwägung bis hin zum Urteil des Bundesgerichts – die Europäische Menschenrechtskonvention (EMRK) verletze: das im Artikel 6 festgeschriebene Recht, dass über Strafsachen und Streitfälle «von einem unabhängigen und unparteiischen, auf Gesetz beruhenden Gericht in einem fairen Verfahren, öffentlich und innerhalb angemessener Frist verhandelt wird».

Die Geschichte der Schmerzpatientin ist nur eine von gleich drei Klagen gegen die Schweiz, die sich diese Woche auf der Tagesordnung des Strassburger Gerichtshofs finden. Schon am Dienstag entschied er über zwei Fälle: einerseits über jenen eines Thurgauers, der wegen seiner Einlieferung in die psychiatrische Klinik klagte, andererseits über jenen eines jungen Paares aus Afghanistan, das sich nach der Ablehnung seines Asylgesuchs gegen die Ausschaffung wehrt. Die drei Fälle, zufällig in derselben Woche traktandiert, sind repräsentativ: Sie zeigen die ganze Fragwürdigkeit der Rechtsprechung des EGMR.

«Mehr richterliche Zurückhaltung in Strassburg», forderte in der *NZZ* der Alt-Botschafter Paul Widmer, der die Schweiz von 2007 bis 2011 beim Europarat vertrat. Der Gerichtshof dehne den Geltungsbereich der Menschenrechte stetig aus und achte die Hoheit der staatlichen Gerichte zu wenig. Diese Kritik kommt nicht nur von angeblich nationalkonservativen Eidgenossen, sondern von vielen Staaten, am lautesten von den Briten: Sie fordern wieder einen Vorrang des eigenen Rechts.

Seit Jahren drängen die Schweizer und die Briten auf Reformen, damit der EGMR nicht unter mehr als 100 000 hängigen Fällen erstickt. Herausgeschaut hat bisher nur das Protokoll Nr.15. Es verkürzt die Beschwerdefrist von sechs auf vier Monate und verlangt von den Richtern – statt die Amtsdauer zu beschränken – ein Höchstalter von 65 Jahren bei der Kandidatur. Daneben schreibt es in der Präambel der Konvention ein «Bekenntnis zum Subsidiaritätsprinzip» fest: Die Staaten hätten einen Ermessensspielraum – «welcher der Kontrolle des durch diese Konvention errichteten Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte untersteht». «Wenn Sie genau schauen, was hier passiert», sagte Lukas Reimann (SVP), als der Nationalrat im September das Protokoll absegnete, «dann sehen Sie, dass man lediglich die gängige Praxis festschreibt.»

Diese Praxis sieht so aus: Der Gerichtshof urteilte letzte Woche darüber, ob die Winzer auf Samos einer Genossenschaft angehören müssen, ob ein Landhandel in Albanien zu lange dauerte, ob ein griechischer Gendarm genug Rente bekam oder ob ein wegen Fälschung seines Lebenslaufs verurteilter spanischer Professor einem Richter zu Recht Befangenheit vorwarf. Oder er entschied am Dienstag, ob die Kreuzlinger Vormundschaftsbehörde die Menschenrechte eines an «chronischer paranoid-

halluzinatorischer Schizophrenie» leidenden Patienten missachtete, als sie 2008 bei der siebten Klinikeinweisung für den Beschwerdeentscheid hundert Tage brauchte. (Ja, meint der EGMR.)

Menschenrecht auf Familienleben

Vor allem der andere Schweizer Fall vom Dienstag schürt jede Kritik am Strassburger Gerichtshof. Ein afghanisches Ehepaar, er achtzehn-, sie vierzehnjährig, kam 2011 von Italien in die Schweiz, um Asyl zu suchen. Trotz der Regeln von Dublin lief das Verfahren ein Jahr lang, dann wurde der Jüngling ausgeschafft. Nach seiner illegalen Rückkehr fordert das Paar jetzt das Menschenrecht auf Familienleben – dabei ist Sex mit Minderjährigen in der Schweiz strafbar und selbst in Afghanistan die Ehe unter fünfzehn Jahren verboten.

Der Gerichtshof wies diese Klage ab; ein Skandal ist der Fall gleichwohl, ebenso wie jener von Iris Spycher. Bei der Schmerzpatientin entschieden die Schweizer Behörden und Gerichte in aufwendigen, fairen Verfahren, dass sie aufgrund von Gesetzen, die das Volk gebilligt hat, keine Rente bekomme. Zu solchen Fällen hat Strassburg schlicht nichts zu sagen.

* Name von der Redaktion nicht geändert. Er steht so auf der Tagesordnung des EGMR und auch in Medienberichten, die der Anwalt der Klägerin anregte.



Fragwürdigkeit der Rechtsprechung: Richter am Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte (EGMR).

Junckers Gehirn

Sie ist klug, ehrgeizig und erfahren: Seit einem Jahr leitet Ann Mettler die Denkfabrik der EU-Kommission. Eigene Ideen sind freilich unerwünscht. Die Anweisungen gibt der Boss.

Von Wolfgang Koydl

Sehr viel höher als Ann Mettler kann man im Palais Berlaymont nicht kommen. Ihr Büro liegt im zwölften Stock jener architektonischen Scheusslichkeit an der Brüsseler Place Schuman, wo die EU-Kommission ihren Sitz hat. Über Mettler residiert nur noch Kommissionspräsident Jean-Claude Juncker, oder besser gesagt: Er schwebt über allen und über allem. Denn die elliptisch geformte oberste Etage des Berlaymont ruht auf dem Dach des Gebäudes wie ein angedocktes Raumschiff.

Früher hätte man aus der Lage des Büros Rückschlüsse ziehen können auf die Bedeutung ihrer Inhaber: Je höher, desto wichtiger, je näher am Chef, desto mehr Einfluss. Doch, so versichern Kommissionsmitarbeiter, seit Junckers Amtsantritt sei alles anders. Der Luxemburger habe seiner Administration die Prinzipien Transparenz, Durchlässigkeit und Demokratie verordnet. Hierarchien gebe es praktisch keine mehr in der Verwaltung der Europäischen Union. «Heute sind alle ein Team», bringt es eine Kommissionssprecherin mit entwaffnendem Lächeln auf den Punkt.

Fraglos sollte man auch diese Aussage, wie vieles, was in Brüssel verlautbart wird, mit einem Körnchen Salz geniessen. Ebenso ausser Frage steht freilich, dass Ann Mettler ihrem Präsidenten nicht nur räumlich sehr nahe ist. Sie bekleidet nicht nur den Rang einer mächtigen Generaldirektorin der Kommission; sie gehört zu jener privilegierten Handvoll Spitzenbeamter, die direkt an Juncker berichten.

Schweiz für Workaholics

Vor einem Jahr hatte Juncker die 44-jährige Karrierefrau zur Chefin des European Political Strategy Centre (EPSC) berufen, eines haus-eigenen, hochkarätig besetzten Think-Tanks, den sich die EU-Kommission seit den Tagen des legendären Präsidenten Jacques Delors leistet und beständig immer weiter ausbaut. «Ich bin dankbar, dass Sie für mich denken», hatte Juncker die neue Frau an der Spitze bei ihrer Vorstellung vor den Mitarbeitern gelobt. Das Bonmot verfiel. Seitdem trägt Mettler den Spitznamen «Junckers Hirn».

Dieses Mensch gewordene Organ ist gross, schlank und blond und lacht nun ein wenig gequält ob ihres Übernamens – schliesslich kann sie sich nicht sicher sein, ob er spöttisch gemeint ist oder als Kompliment. Ihre Bewunderer, von denen es nicht wenige gibt, verbreiten die These, dass Juncker in der Tat das



Intellektuelle Mauern einreissen: EPSC-Chefin Mettler.

denkt, was sie in ihren Berichten schreibt. Ihre Gegner, von denen es mutmasslich mehr gibt als Bewunderer, fragen sich jedoch, wozu es überhaupt eine Denkfabrik braucht, da der EU-Chef ohnehin nur das tut, was er für richtig hält. Nicht überliefert ist, was Juncker von der Unterstellung hält, dass er sein Gehirn gleichsam ausgelagert habe. Mettler selbst kommt nach kurzem Nachdenken zu einer salomonischen Antwort: «Der Präsident», meint sie, «ist sein eigenes Gehirn.»

Mit Denkfabriken kennt Mettler sich aus, was auch der Grund war, weshalb Juncker sie persönlich für den Posten als EPSC-Chefin umwarb und ihr den Vorzug vor internen Bewerbern gab. Geboren in Malmö als Tochter einer schwedischen Mutter und eines deutschen Vaters, studierte Ann Mettler in Bonn und in New Mexico, bevor sie als 26-Jährige eine Anstellung im US-Senat fand und dort Erfahrungen im knochenharten amerikanischen Politikgeschäft sammelte. Gemeinsam mit ihrem amerikanischen Ehemann kehrte sie zur Jahrtausendwende nach Europa zurück, wo sie zunächst drei Jahre lang als Europadirektorin für das Weltwirtschaftsforum arbeitete.

Sie habe gerne in Genf gelebt, sagt sie, obschon ihre Erinnerungen an die positiven Seiten der Schweiz seltsam unpersönlich und

distanziert tönen: «Die Schweiz ist ein innovatives Land, dort wird hart gearbeitet.» Das ist eine Schweiz für Workaholics, ganz bestimmt nicht für Geniesser. Anschliessend zog es Mettler nach Brüssel, wo sie 2003 den Think-Tank Lisbon Council gründete und dann leitete. In dieser Funktion knöpfte sie sich öfter die EU-Kommission und ihre Män-

Kritiker bemängeln, dass ihre Berichte nicht weiter kommen als auf Junckers Nachttisch.

gel vor. Ein regelmässiger Gesprächspartner war der einflussreiche Eurokrat Martin Selmayr, der heute als Junckers Kabinettschef waltet und bei ihrer Berufung zweifellos eine Rolle gespielt haben dürfte.

Mettler erhielt von Juncker den Auftrag, die alte Denkfabrik der EU-Kommission von Grund auf umzubauen. Offiziell trug diese den hochfliegenden Namen «Bureau of European Policy Advisors», doch allgemein wurde sie als «Büro von Barrosos Kumpeln» verspottet. Denn der damalige Kommissionspräsident José Manuel Barroso hatte die Institution vorzugsweise mit portugiesischen Landsleuten besetzt, die dort einen geruhsamen und

wohl-dotierten Lebensabend genossen. Mettler packte ihren Auftrag mit amerikanischer Tatkraft an: Nach kurzer Zeit schon war kein Stein mehr auf dem anderen geblieben – im übertragenen und im wörtlichen Sinn. Jeder Mitarbeiter musste sich erneut um seine Stelle bewerben. Bis auf wenige Ausnahmen erhielten sie sie nicht zurück. Gleichzeitig liess Mettler zwischen den einzelnen Büros die Trennwände einreissen. Die neue Chefin bevorzugte den freien Gedankenaustausch im Grossraum. «Jeder sass bei geschlossener Tür in seinem Büro», klagte Mettler in einem Interview. «Aber die Arbeit in einem Think-Tank bedeutet, auch intellektuelle Mauern einzureissen und den Geist für neue Ideen zu öffnen.»

Verständlich, dass sich die Powerfrau mit diesem rabiaten Vorgehen nicht nur Freunde unter den altgedienten EU-Beamten machte. Zu den weniger schmeichelhaften Adjektiven, die über sie im Umlauf sind, gehören «arrogant», «unzugänglich» und «hyperaktiv». «Sie hat viele gute Leute, die seit Jahren in der Kommission wertvolle Arbeit leisten, unnötigerweise vor den Kopf gestossen», meinte ein Eurokrat, der aus verständlichen Gründen um Anonymität bat. Ein anderer erkannte negative Folgen für ihre Arbeit: «Mit neuen Leuten von aussen kann man nicht erwarten, dass man intern Einfluss hat», zitierte die Online-Publikation *Politico* einen ebenfalls ungenannten Eurokraten.

Unangenehme Wahrheiten

Genau dies aber ist die entscheidende Frage: Was bewirken Ann Mettler und ihre Experten wirklich? Wie viele von ihren Ideen und Vorschlägen finden Eingang in die Kommissionspolitik, wie viel davon wird tatsächlich umgesetzt? Oder stimmt es, was in Brüssel ebenfalls kolportiert wird? Demnach schätzt Juncker an Mettler vor allem, dass sie ihm unangenehme Wahrheiten aufischt, über die sonst niemand offen redet.

Rein faktisch ist es so, dass Mettlers Team aus Wissenschaftlern, Mitarbeitern und Experten aus verschiedensten Disziplinen im Schnitt alle zwei Wochen einen Bericht für Juncker vorbereitet. Alle Mitarbeiter sind von der Kommission angestellt, Sachverstand von aussen holt man nicht ein. Juncker erhält die nur wenige Seiten starken Briefings jeweils zum Wochenende, so dass er ausreichend Zeit hat, sie zu lesen, wie Mettler versichert: «Er freut sich immer schon darauf.» Die Bandbreite der Themen ist breit gefächert – Migration, Steuerreform, Verteidigungspolitik, soziale Fragen, die Euro-Krise.

Eigene Ideen des EPSC freilich sind weniger erwünscht: «Der Präsident ergreift die Initiative und fordert Berichte zu Themen an, die ihn interessieren», erklärt Mettler das Prozedere. «Immer häufiger werden wir auch von

Vizepräsidenten angefragt. Wir kriegen schon so viele Anfragen, dass manchmal unsere Kapazitäten nicht ausreichen, um allen gerecht zu werden.» Visionen zu grundsätzlichen Fragen wie etwa die zunehmende Entfremdung zwischen Bürgern und EU oder die Drohung eines britischen Austritts finden sich unter diesen Anfragen nicht. Meist sind sie an konkrete Termine wie etwa den Klimagipfel in Paris oder das Treffen der EU mit afrikanischen Führern vor wenigen Wochen in Malta gekoppelt. Oft sind sie sehr spezifisch. Vor dem G-7-Treffen im bayerischen Elmau etwa verlangte Juncker einen Report über die Asian Infrastructure Investment Bank. Visionär ist das nicht, aber «Vision» scheint ohnehin in der EU als Schimpfwort zu gelten. Mettler jedenfalls bevorzugt den Ausdruck «Vorausschau».

Ansammlung von Belanglosigkeiten

Kritiker bemängeln, dass die Berichte des EPSC – ob gelesen oder nicht – nicht weiter kommen als auf Junckers Nachttisch. Auf die Frage, ob es irgendwelche Vorschläge konkret in EU-Papiere geschafft haben, fällt Mitarbeitern der Kommission nur der vor einigen Monaten veröffentlichte sogenannte Fünf-Präsidenten-Bericht ein – eine Ansammlung von Belanglosigkeiten, unter der die Namen der Präsidenten der Kommission, des Rates, des Parlaments, der Euro-Zone und der Zentralbank stehen. Mettler meint, dass es «schwer ist, zu beweisen, was wir konkret bewirkt haben». Es gehe vielmehr darum, «Denkprozesse anzustossen, statt quantifizierbare Ergebnisse» vorzuweisen. «Ich habe nicht das Gefühl, dass meine Berichte nicht gelesen werden», sagt sie. «In der Regel finden sie Anklang.» Sehr überzeugend klingt das nicht.

Unabhängige Denkfabriken in Brüssel haben ihre eigenen Gründe, weshalb sie nur ungern mit der Kommission zusammenarbeiten, wie Camino Mortera-Martinez anmerkt. Sie hält für das britische Centre for European Reform die Stellung in der Europa-Metropole. «Wir wollen unsere Unabhängigkeit bewahren», sagt sie, «aber die Kommission ist bekannt dafür, dass sie die Ergebnisse von Untersuchungen zu beeinflussen sucht.»

Das würde erklären, warum sich Juncker ebenso wie all seine Vorgänger lieber auf seinen eigenen Think-Tank verlässt als auf fremde Expertisen: Er bittet um eine Meinung in der sicheren Erwartung, dass sie nicht allzu drastisch von seiner eigenen abweicht. Das deckt sich mit der Beobachtung eines ranghohen Kommissionsmitarbeiters über die vermeintlich demokratischen Zustände in der Juncker-Administration: «Man kann nicht sagen, dass sich der Präsident von seinen Mitarbeitern beraten lässt. Es ist eher so, dass sie seine Ratschläge ausführen.» Bleibt die Frage, wie lange ein Profi wie Ann Mettler mit dieser Rolle zufrieden sein wird. ○

Personenfreizügigkeit

Hinten anstellen

Die Vorschläge des Bundesrats lassen Brüssel kalt. Erst muss das britische Problem gelöst werden.

An der Europafront herrschte in der Schweiz letzthin hektische, ja geradezu atemlose Betriebsamkeit. Seitenweise breiteten die Zeitungen die jüngsten Lösungsvorschläge des Bundesrates aus, mit denen die Masseneinwanderungsinitiative eurokorrekt umgesetzt werden könnte: Schutzklausel, Kontingente, Michael Ambühls Zauberformel – es hatte den Anschein, als ob den erfinderischen Eidgenossen die Quadratur des Kreises gelungen sei.

In Brüssel allerdings hielt sich die Begeisterung in Grenzen. «Glauben Sie im Ernst, dass die EU angesichts ihrer derzeitigen Probleme einen Kopf hat für die Schweiz?», fragte ein hoher Eurokrat. Was flapsig klingt, hat einen realen Hintergrund: Die Lösung des Schweizer Problems der Begrenzung der Zuwanderung hängt eng mit einem anderen, grösseren Problem zusammen, das der EU Kopfschmerzen bereitet: Grossbritannien und sein Referendum, in dem über einen Verbleib in der Union entschieden werden soll. Die Regierung von Premierminister David Cameron fordert eine Reform der EU an Haupt und Gliedern, bevor sie den Briten ein Ja empfehlen will. Die meisten Themen sind, wie in Brüssel versichert wird, lösbar: mehr Wettbewerbsfähigkeit der EU, ein Briten-Veto bei Euro-Zonen-Entscheiden, ja sogar der Abschied der Insel vom hehren europäischen Ziel einer «immer engeren Union». Ernsthaft hakt es nur beim Zuzug von EU-Bürgern ins Königreich und ihrem Anspruch auf Sozialhilfe: Wie bei der Debatte mit Bern geht es um das geheiligte Prinzip der Personenfreizügigkeit. «Es ist ganz einfach», heisst es in Brüssel. «Jedes Zugeständnis, das wir der Schweiz als Nichtmitglied in dieser Frage machen, wäre Wasser auf die Mühlen britischer Europagegner.» Bewegung gibt's erst, wenn das britische Problem vom Tisch ist.

Vor ein paar Tagen drückte Cameron aufs Tempo und wollte sein Reformpaket schon auf dem nächsten EU-Gipfel kommende Woche absegnen lassen. Ein Anruf aus Berlin machte seine Pläne zunichte: Angela Merkel erinnerte den Premier daran, wer in Europa noch immer den Ton angibt, und tat, was sie am besten kann: das Problem vertagen. Für die Schweiz heisst das, sich in einer sehr britischen Tugend zu üben: dem Schlangestehen.

Wolfgang Koydl

Geradlinig

Sonja Gurtner kämpfte an vorderster Front für die Pädophilen-Initiative. Das brachte der Bieler SP-Politikerin viel Ärger und führte zum Bruch mit ihrer Partei. Durch die jüngsten Ereignisse in ihrer Heimatstadt sieht sich 72-Jährige bestätigt. Von Alex Reichmuth und Raffael Waldner (Bild)



Temperamentvoll, kampfbereit: Politikerin Gurtner.

Der Fall macht in diesen Tagen schweizweit Schlagzeilen: In Biel wurde ein Oberstufenlehrer per sofort freigestellt. Gegen ihn läuft eine Untersuchung wegen sexueller Belästigung sowie Verletzung der Fürsorge- und Erziehungspflichten. Der ehemalige Handball-Nationalspieler bekam den Lehrerberuf 2004, obwohl er fünf Jahre zuvor wegen sexueller Handlungen mit Kindern verurteilt worden war. Die Anstellung eines Pädophilen löste in Biel heftige Proteste aus, und Fachleute warnen vor einem Rückfall. Doch die damalige Schulpräsidentin Irène Truffer (SP) liess sich nicht beirren. «Jeder hat eine zweite Chance

verdient», verteidigte sie die Anstellung. Der Fall von 2004 war der Auslöser, dass die Bewegung «Marche Blanche» eine Initiative startete und für verurteilte Pädophile ein lebenslanges Verbot forderte, mit Kindern zu arbeiten. 2014 sagte das Stimmvolk ja dazu.

Noch ist unklar, was zur Freistellung des Bieler Lehrers vor einigen Tagen führte. Laut Medienberichten soll er in einem Klassenlager Schüler fotografiert haben – obwohl es ihm verboten war, an Klassenlagern teilzunehmen. Bekannt geworden ist, dass die Lehrerin, die ihm 2004 als Aufpasserin zur Seite gestellt wurde, heute seine Partnerin ist.

Massgeblich beteiligt am damaligen Protest gegen die Anstellung war Sonja Gurtner. Die ehemalige Bieler SP-Parlamentarierin sieht ihre damaligen Warnungen vor dem Pädophilen bestätigt. «Genugtuungspüre ich zwar nicht», sagt die 72-Jährige, «dafür ist die Sache zu tragisch. Aber nun ist klar, dass wir recht hatten.»

Tausende von Unterschriften

Sonja Gurtner empfängt den Journalisten mit Tee im Einfamilienhaus, das sie mit ihrem Mann Roland bewohnt. Der Einstieg ins Gespräch gelingt problemlos. Gurtner ist eine temperamentvolle Person. Das war sie schon damals. Über 3000 Unterschriften habe sie mit Gesinnungsgenossen gesammelt, als die Verpflichtung des vorbestraften Lehrers 2004 bekanntgeworden sei, erzählt sie. «Und das im kalten Dezember, in nur zehn Tagen.»

Die Petition verlangte die Absetzung des Lehrers und den Rücktritt der Schulkommission. «Im Bieler Parlament, dem Stadtrat, bekamen wir Unterstützung quer durch die Parteien, vor allem auch von vielen Bürgerlichen.» Ein Antrag gegen die Wiederwahl der Schulkommission scheiterte dann allerdings knapp, mit 26 gegen 30 Stimmen. Nachdem auch der damalige Berner Erziehungsdirektor erklärt hatte, nichts gegen die Anstellung des Pädophilen in Biel tun zu können, kontaktierte Sonja Gurtner die Bewegung «Marche Blanche». Zusammen mit Christine Bussat gleiste sie die Pädophilen-Initiative auf. Gurtner wurde Mitglied im Initiativkomitee.

Ihr Engagement führte indes zu einem Krach in der Bieler SP – insbesondere, weil sie mit der Schulkommissionspräsidentin eine Parteikollegin angegriffen hatte. «Man kämpft nicht gegen eine Parteigenossin», habe man ihr gesagt – etwas, über das Gurtner heute noch den Kopf schüttelt. Von Leisetreterei, um Parteikollegen zu schonen, hält sie nichts. «Ich musste mich für diese Sache einsetzen, schliesslich ging es um unsere Kinder», betont sie. Ein früherer Fall in ihrem Umfeld habe sie für das Thema Pädophilie sensibilisiert.

Die Retourkutsche kam prompt

Mit ihrer geradlinigen Haltung schuf sich Gurtner Feinde. Die Retourkutsche kam prompt. 2007, als es an der SP war, eine Vizepräsidentin für das Stadtparlament vorzuschlagen, übergangen die Parteikollegen die bestandene Politikerin. Sie zogen Gurtner eine junge Genossin mit deutlich weniger Erfah-

rung vor. Der Eklat folgte sofort: Gurtner verliess die Sitzung ihrer Partei Knall auf Fall – zusammen mit ihrem Mann, der ebenfalls für die Sozialdemokraten im Parlament sass. Kurz danach traten beide aus der SP aus und verblieben als Parteilose im Bieler Stadtrat.

Umbrüche hatten das Leben von Sonja Gurtner schon immer geprägt. Aufgewachsen war sie in Mühlhausen im Elsass, als ältestes Kind unter acht Geschwistern. Eigentlich wollte sie Anwältin werden. Doch dann zog sich ihre Mutter bei einem Unfall schwere Verletzungen zu. Gurtner musste das Gymnasium verlassen, um sich um den Haushalt der Familie zu kümmern. Eine Rückkehr an die Schule blieb ihr verwehrt. «Ich heulte tagelang», erinnert sich Gurtner. Schliesslich konnte sie nur eine Verkäuferinnenlehre absolvieren.

Später ging die Ehe mit ihrem ersten Mann, mit dem sie drei Kinder hatte, in die Brüche. Um Abstand zu gewinnen, zog Gurtner vom Elsass in die Schweiz, wo sie sich in Basel mit einem Job in einer Coop-Filiale durchschlug. Eigentlich wollte sie ihre Kinder nachkommen lassen. Aber weil sich ihr Ex-Mann querstellte, musste sie diese schliesslich in Frankreich zurücklassen. «Das war hart», sagt Gurtner.

Wenig später veränderte sich ihr Leben erneut – diesmal zum Positiven: Sie hatte einen Job in einem Gasthaus im Kanton Jura angenommen und lernte dort ihren zweiten Mann

Roland kennen. Zusammen mit ihm übersiedelte sie in dessen Heimatstadt Biel. Gurtner gebar nochmals zwei Kinder. Perfekt zweisprachig, etablierte sie sich als freischaffende Übersetzerin – eine Arbeit, die sie bis heute weiterführt.

Sonja Gurtner entdeckte in der neuen Heimat Biel auch ihre Leidenschaft für die Politik. Diese lag ihr schon im Blut: «Mein Vater war Kommunist. Bei ihm hatte ich das Argumentieren gelernt.» Da ihr Schwiegervater Bieler Finanzdirektor war, wurde das Politisieren nun wieder alltäglich. Gurtner und ihr Mann tra-

Als sie aus dem Stadtrat ausschied, war sie erleichtert. «Ich konnte gewisse Köpfe nicht mehr sehen.»

ten der SP bei. 1999 rückten die beiden fast zeitgleich in den Stadtrat nach und waren das erste Ehepaar, das im Parlament sass.

Sonja Gurtner amtierte auch als Co-Präsidentin der Bieler Sozialdemokraten. Als Parteisol-datin verstand sie sich allerdings nie: «Ich arbeitete immer auch mit Politikern anderer Fraktionen zusammen – wenn es darum ging, etwas durchzusetzen, das mir wichtig war.» Auch bei ihrem Engagement für die Pädophilen-Initiative machte es Gurtner nichts aus, mit SVP-Politikern wie Natalie Rickli oder

Oskar Freysinger zusammenzuspannen. «Obwohl ich mit ihnen das Heu sonst absolut nicht auf der gleichen Bühne habe», so Gurtner. Umgekehrt konnte sie Feigheit und Duckmäusertum nie ausstehen. Solches Verhalten habe ihr während der Jahre im Stadtrat immer mehr zu schaffen gemacht. Als sie 2008 aus dem Gremium ausschied, war Gurtner erleichtert. «Ich konnte gewisse Köpfe nicht mehr sehen.»

Rechtliche Schritte möglich

Das politische Feuer in ihr ist aber nicht erloschen. Die Umsetzung der Pädophilen-Initiative werde trotz dem klaren Volks-Ja verschleppt, klagt sie. Und dass der vorbestrafte Pädophile, gegen dessen Anstellung sie gekämpft hatte, mutmasslich rückfällig wurde, lässt ihr keine Ruhe.

Irène Truffer, die damalige Schulkommissionspräsidentin, dementiert auf Anfrage, dass die Anstellung des Mannes ein Fehler gewesen sei. «Er war ein guter, beliebter Lehrer», betont sie. Bis zu ihrem Rücktritt als Schulkommissionspräsidentin Ende 2008, so Truffer, habe sich der Lehrer nie etwas zuschulden kommen lassen.

Für Sonja Gurtner sind solche Argumente fadenscheinig. Sie gibt sich kampfbereit: «Sollte der Lehrer erneut verurteilt werden, werde ich zusammen mit «Marche Blanche» rechtliche Schritte gegen Irène Truffer vornehmen.» ○

HUBLOT



**CLASSIC FUSION
POWER RESERVE**



HUBLOT

BOUTIQUES
GENEVE • GSTAAD • LUZERN
ZURICH • ZERMATT

hublot.com • f • t • i

Sie schafften das

Während des Zweiten Weltkriegs bot die Schweiz mehr Flüchtlingen Zuflucht als bisher angenommen. Die Regierung taktierte gut: Sie sah von einer Willkommenspolitik ab, liess die Grenzwächter in Sachen Asyl aber grosszügig verfahren. Von Jean-Christian Lambelet



Humane Praxis: Französische Flüchtlingskinder werden in der Schweiz aufgenommen.

Es gibt einige Präzedenzfälle für die gegenwärtige Flüchtlings- und Migrantenkrise – zum Beispiel den Exodus deutscher Staatsangehöriger, die zwischen 1945 und 1950 aus Osteuropa vertrieben wurden (mindestens zwölf Millionen). Ein weiterer ist die Schweiz als Zufluchtsort während des Zweiten Weltkriegs, ein Präzedenzfall, der viel weniger Menschen betraf, aber dennoch interessante Parallelen zur momentanen Krise aufweist und der es verdient, dass man noch einmal auf ihn zurückkommt.

Heftiger Widerstand im Land

Im Gegensatz zu einer verbreiteten Meinung wurde die «Endlösung» in den von Deutsch-

land besetzten westeuropäischen Ländern (Frankreich, Benelux) erst ab Juli/August 1942 praktiziert. Von diesem Zeitpunkt an strömten im Lauf der folgenden Monate zivile Flüchtlinge, fast ausschliesslich Juden, an die Schweizer Grenzen, vor allem an die genferische und die jurassische. Davor hatten nur sehr wenige Zivilisten in der Schweiz Zuflucht gesucht.

Angesichts dieser Flut, die mit der gegenwärtigen in Europa vergleichbar ist, wenn man der Grösse der Schweiz Rechnung trägt, beschloss der Bundesrat am 13. August 1942, allen «illegalen» zivilen Flüchtlingen das Asyl zu verweigern, also solchen, die nicht über ein

Visum oder eine im Vorfeld erhaltene Einreisebewilligung verfügten. Doch der Beschluss, «die Grenzen zu schliessen», führte im ganzen Land zu heftigem Widerstand, vergleichbar mit den jüngsten Reaktionen der öffentlichen Meinung in Deutschland.

Diese historische Episode wurde von einem glaubwürdigen Zeugen, von Gerhart Rieger, der damals in Genf den Jüdischen Weltkongress vertrat, so beschrieben: «Eine Protest-

«Fast einstimmig war der Aufschrei, das Asylrecht müsse gewährleistet werden.»

welle flutete über das Land. [...] Zeitungen von rechts bis links kritisierten die Regierung aufs Heftigste. Fast einstimmig war der Aufschrei, das Asylrecht müsse gewährleistet werden, und zahlreiche politische, staatsbürgerliche und religiöse Gruppen protestierten vehement. [...] Es war einer der schönsten Momente, die ich in der Schweiz erlebt habe. Von der gemässigten Rechten bis zur Linken kam es zu einem regelrechten intellektuellen Aufstand.»

Angesichts dieser Reaktionen machte der Bundesrat sofort einen Rückzieher. Bundesrat Eduard von Steiger, der gesagt hatte, das Boot sei voll, kontaktierte inoffiziell die Behörden des Kantons Genf, der am stärksten exponiert war, und wies sie an, die neuen Instruktionen nicht anzuwenden. Deshalb explodierte die Zahl der Flüchtlinge, die in der Mehrzahl Juden waren, geradezu, nachdem die Grenzen offiziell geschlossen worden waren.

In der Regel dauern solidarische Aufwallungen nur kurze Zeit. War die schweizerische also ein blosses Strohfeuer, oder wirkte sie sich langfristig aus? Anders gesagt: Wie verfuhr die Schweiz generell mit der Aufnahme von Flüchtlingen vom Sommer 1942 bis zum Kriegsende? Erinnern wir uns: Im August 1942, als die Grenzen (theoretisch) geschlossen wurden, gab der Bundesrat den Grenzwachtern auch ausdrücklich den Befehl, von nun an die Identität all jener Personen zu erfassen, die man an der Grenze abwies. Die entsprechenden Informationen wurden dann in einer Kartothek in Bern zusammengeführt. Dessen ungeachtet ist bekannt, dass es auch zu «wildem» Zurückweisungen kam, also zu solchen ohne Erfassung der Identität. Aber alles deutet darauf hin, dass deren Zahl sehr klein war – ausser vielleicht im Tessin in den Wochen nach dem Sturz

von Mussolini im Juli 1943 und nach dem Waffenstillstand vom 8. September 1943. Damals verloren die Behörden angesichts des ebenso heftigen und plötzlichen wie heterogenen Ansturms (viele Soldaten und andere Nichtzivilisten) zeitweilig die Kontrolle über die Situation – wie das kürzlich an verschiedenen Grenzen Süd- und Südosteuropas geschehen ist.

Die Berner Kartothek wurde nach dem Krieg vernichtet, vorhanden sind nur noch die Gesamtzahlen, von denen weiter unten die Rede sein wird. Für den wichtigsten Bezirk, Genf, sind die Archive, welche die Flüchtlinge betreffen, aber erhalten geblieben. Ihre Daten wurden computerisiert und wissenschaftlich analysiert – mit erstaunlichen Ergebnissen: Während der Zeit vom Sommer 1942 bis zum Kriegsende wurden nicht weniger als 86 Prozent der «illegalen» zivilen Flüchtlinge, die sich an der Genfer Grenze meldeten, aufgenommen – und 92 Prozent der jüdischen! Mit anderen Worten: Abgewiesen wurden 14 Prozent der Flüchtlinge, wovon 8 Prozent jüdische waren. Noch kann man es nicht mit Sicherheit sagen, aber die Quoten der von Deutschland, Schweden und anderen Ländern bisher oder in Zukunft abgewiesenen Flüchtlinge dürften sich in einem ähnlichen Bereich bewegen.



Ansturm: Französische Soldaten in Delsberg.

linge, die für eine unterschiedlich lange Zeit aufgenommen wurden, ist allerdings entschieden grösser: um die 300 000 Menschen, was 7 Prozent der damaligen Schweizer Bevölkerung entspricht; ein Prozentsatz, der sehr viel höher liegt als derjenige, von dem zurzeit in Schweden oder Deutschland die Rede ist. Von den «illegalen» Zivilisten abgesehen, handelte es sich um Soldaten, Deserteure und Fahnenflüchtige, vorübergehend aufgenommene

arbeiter in Deutschland, zahllose «unerwünschte Elemente» oder Menschen, die vor der vom Vichy-Regime verfügbaren Zwangsarbeit geflohen waren, und so weiter). Die Schweizer Behörden hatten somit gar nicht die Möglichkeit, öffentlich zu verkünden oder auch nur anzudeuten, dass sie in Sachen Asyl grosszügig verfahren würden. Anders gesagt: Die Funktion der offiziellen Verlautbarungen war, abschreckende Signale auszusenden. Um die Glaubwürdigkeit dieser Verlautbarungen zu gewährleisten, liess sich ein Minimum an Abweisungen nicht vermeiden, so schmerzlich dieses Eingeständnis auch ist.

«Dieser Ansatz ist absolut gescheitert»

Dass eine grosszügige Praxis pragmatisch koexistieren konnte neben offiziellen Verlautbarungen, die lange sehr streng waren, war nur deshalb möglich, weil die Behörden den Ausführenden vor Ort immer grossen Spielraum liessen. Die meisten dieser Ausführenden konnten sich deshalb mitfühlend und menschlich verhalten – anderenfalls wären die Aufnahmequoten nie so hoch ausgefallen.

Und wie ist diese Krise ausgegangen? Als im Mai 1945 der Krieg endete, zählte man in der Schweiz insgesamt 115 000 Flüchtlinge aus

Trockenzeit?

- Kratzen im Hals
- Trockenheitsgefühl
- Hustenreiz
- Stimme weg



Erhältlich in Ihrer Apotheke und Drogerie.

GeloRevoice hilft rasch und langanhaltend bei Trockenheitsgefühl im Mund- und Rachenraum.

www.gelorevoice.ch

Etwas weniger als die Hälfte aller zivilen Flüchtlinge während des Zweiten Weltkriegs meldete sich an der Genfer Grenze. Man kann deshalb annehmen, dass die oben erwähnte Abweisungsquote repräsentativ sein dürfte für die Praxis der ganzen Schweiz. Durch simple Extrapolation kommt man so auf eine Zahl von insgesamt etwas mehr als 8000 zivilen Flüchtlingen, die abgewiesen wurden (darunter etwas weniger als 2000 Juden); das sind viel mehr als die 3000, von denen Serge Klarsfeld sprach, und etwas weniger als die 10 000, die im Bericht von Carl Ludwig erwähnt werden; vor allem aber sehr viel weniger als die horrenden Schätzungen («mindestens 30 000 Abgewiesene»), die zuvor von verschiedenen Seiten geltend gemacht worden waren.

Ungeheure Menge potenzieller Flüchtlinge

Was nun die Zahl der Aufgenommenen betrifft, so hat die Schweiz rund 51 100 «illegale» zivile Flüchtlinge aufgenommen, von denen 21 300 jüdischen Glaubens oder jüdischer Abstammung waren. Die Gesamtzahl der Flücht-

linge aus dem Ausland oder aus Grenzgebieten, entflohenen Kriegsgefangene und so weiter. Doch dürften sich zu keinem Zeitpunkt mehr als 115 000 Flüchtlinge gleichzeitig auf Schweizer Territorium befunden haben, was 2,7 Prozent der Bevölkerung entspricht.

Im Vergleich zu dieser grosszügigen und in jeder Hinsicht der humanitären Tradition unseres Landes würdigen Praxis blieben die offiziellen Verlautbarungen – oder, wenn man so will, die Rhetorik der Behörden – bis 1944 ausgesprochen harsch. Warum?

Kein Mensch hat je behauptet, die Schweiz hätte ihre Grenzen ganz öffnen und alle, die sich dort meldeten, aufnehmen können und müssen. Eine solche Politik – ein umfassendes «Willkommen», wie es Angela Merkel zumindest anfänglich im Sinne hatte – hätte mit Sicherheit zu einem Ansturm geführt, der die Aufnahmemöglichkeiten eines kleinen Landes seinerzeit von etwas mehr als 4 Millionen Einwohnern überstiegen hätte: Immerhin gab es damals in Europa eine ungeheure Menge potenzieller Flüchtlinge (10 Millionen Sklaven-

allen Kategorien. Im Jahr 1950 waren es nur noch 10 000. Die anderen waren heimgekehrt oder ausgewandert, viele Juden nach Palästina oder Israel. Die meisten, die dableiben, integrierten sich gut in die Schweizer Gesellschaft.

Es wäre überraschend, wenn die gegenwärtige Krise ebenso abliefe. Im Oktober 2010 hatte Angela Merkel zum Aufbau einer Multikulti-Gesellschaft erklärt: «Dieser Ansatz ist gescheitert, absolut gescheitert.» Infolgedessen scheint sie nun eine rasche Integration von Flüchtlingen und Einwanderern anzustreben – «Wir schaffen das!». Mit grosser Wahrscheinlichkeit wird die Flut Einwanderungswilliger aber zu weiteren Parallelgesellschaften führen wie im Fall der früher eingewanderten Türken: Nur ungefähr die Hälfte der dritten Generation dieser Einwanderer kann als in die deutsche Gesellschaft integriert bezeichnet werden.

Jean-Christian Lambelet ist emeritierter Professor der Universität Lausanne. Er war Gründer und Direktor des Wirtschaftsforschungsinstituts Créa.
Aus dem Französischen von Thomas Bodmer

Kim Jong Uns Fliegertruppe

Beim Circus Salto Natale in Kloten lassen sich zurzeit Akrobaten aus Nordkorea bis zu zwölf Meter hoch in die Luft schleudern. Zwei der tollkühnen Staatskünstler haben sich bereit erklärt, über ihr Leben im sozialistischen Land zu erzählen. Es kam anders. *Von Rico Bandle und Thomas Buchwalder (Bild)*

Bereits vor zwei Jahren sorgte eine Artistengruppe aus Pjöngjang in der Schweiz für Furore. Die Nordkoreaner wirbelten durch das Zelt des Circus Knie, die Nummer am fliegenden Trapez war der Höhepunkt des Programms. Der Versuch, mit einem oder zwei der Artisten Kontakt aufzunehmen, scheiterte damals. Den Künstlern sei es nicht erlaubt, mit den Medien zu reden, hiess es. Nun ist wieder eine Gruppe aus dem Nationalzirkus Nordkoreas in der Schweiz, im Winterzirkus Salto Natale in Kloten. Die Nummer ist nicht minder spektakulär: Auf einer russischen Schaukel lassen sich die Artisten bis zu zwölf Meter hoch in die Luft schleudern, um dann auf einer Matte stehend zu landen. Zum Ende der Nummer zeigt ein Artist einen fünffachen Salto – weltweit eine Höchstleistung.

Wieder versuche ich, mit diesen waghalsigen Akrobaten aus der abgeschotteten Volksrepublik in Kontakt zu treten. Nach einigen Tagen Abklärung kommt aus dem Zirkusbüro der positive Bescheid: Die Gruppe sei tatsächlich offen für ein Gespräch, Fragen zur Politik allerdings seien zu unterlassen. Wir treffen uns an einem Donnerstagabend im Salto-Natale-Zelt in Kloten, zwei Stunden vor Vorstellungsbeginn. Hinter dem Vorhang – im Fachjargon spricht man vom «Sattelgang» – sind die Artisten versammelt, wärmen sich auf, schminken sich. Die zehnköpfige koreanische Truppe hat sich in einer Ecke der Garderobe eingerichtet. Einige Artisten fläzen sich auf dem bereitgestellten Sofa, andere sitzen auf dem Boden um ein Brettspiel herum, das wie eine komplizierte Version von Mühle aussieht. «Janggi» heisse das Spiel, erklärt die Englisch sprechende Übersetzerin, «Korean chess», also koreanisches Schach. Mehrere Stunden könne eine Partie dauern, für die Artisten der ideale Zeitvertreib.

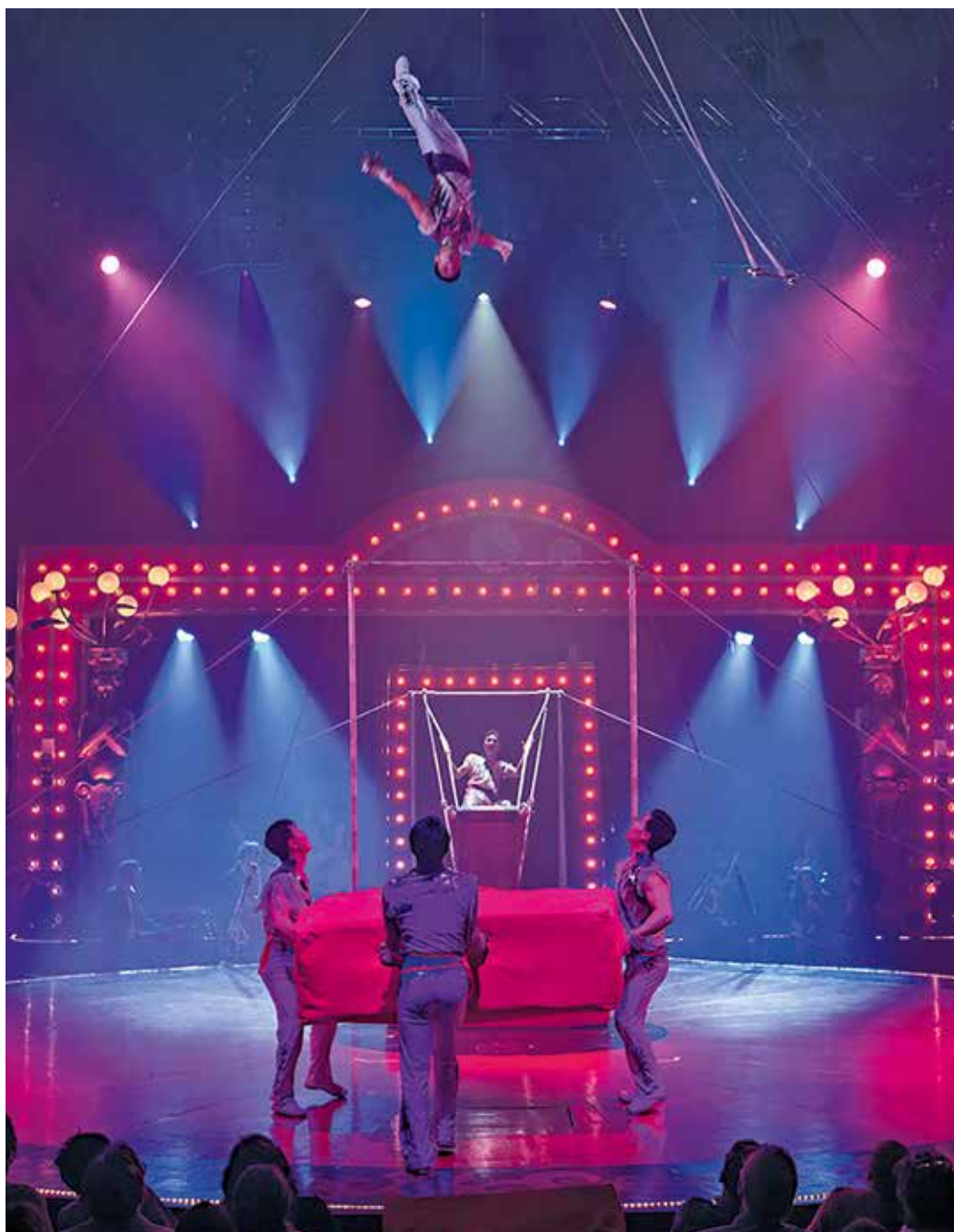
«Das Wetter hat sie überrascht»

Nordkoreanische Akrobaten sind Staatsangestellte, Botschafter und Devisenbeschaffer für das sozialistische Korea. «Wir haben die Truppe beim nordkoreanischen Nationalzirkus gebucht, der direkt an das Ministerium angeschlossen ist», sagt Zirkusdirektor Gregory Knie. Auch ein Teil der Bezahlung gehe direkt an den nordkoreanischen Staat, ein anderer Teil werde hier ausbezahlt; so sei sichergestellt, dass die Artisten einen Teil des Geldes bekommen.

Vereinbart war ein Interview mit einem einzelnen Künstler aus der Gruppe, um das Persönliche ins Zentrum des Gesprächs setzen zu

können. Plötzlich stehen aber zwei da, Song Il Chae, 30 Jahre alt, und Un Mwa Choe, 26 Jahre alt – sie ist die einzige Frau in der Gruppe. Dazu kommen die Übersetzerin, die zum festen Stab der Nordkoreaner gehört, sowie ein Aufpasser, der ständig danebensteht. In einem abgesperrten Bereich des Zirkusbuffets richten wir uns ein, die Serviertochter stellt für alle ein Fläschchen Wasser auf den Tisch, die Koreaner rühren es allerdings nicht an, als seien sie zu schüchtern, es anzunehmen.

So todesmutig sie in der Manege sind, im Gespräch wirken die Nordkoreaner wie eingeschüchterte Schulkinder. Vor fünf Jahren seien sie zum ersten Mal ausserhalb Nordkoreas aufgetreten, in Stuttgart, erzählt Song Il Chae. Was ist ihnen am meisten aufgefallen, als sie erstmals in einem westlichen Land waren? Die beiden zögern, dann gibt Un Mwa Choe eine kurze Antwort. Die Übersetzerin sagt: «Das Wetter hat sie am meisten überrascht. Das Klima ist schon speziell hier.» Nächster Versuch: «Wenn Sie im Ja-



Fünffacher Salto: Nordkoreaner im Schweizer Zirkus.

nuar wieder zu Ihrer Familie und Ihren Freunden zurückkehren, was erzählen Sie ihnen von der Schweiz?» Wieder fällt die Antwort karg aus: «Wir sind ja noch nicht lange hier, deshalb haben wir noch kaum etwas gesehen.» – «Werden Sie noch ein bisschen im Land herumreisen oder zumindest nach Zürich gehen?» – «Wir haben nur wenig Zeit.» Die Übersetzerin ergänzt: «Wir sind zum Arbeiten hier, nicht als Touristen.»

Locker wird das Gespräch nicht werden, das ist sofort klar. Der schwergewichtige Aufpasser sitzt schweigend da, sagt die ganze Zeit über kein Wort, seine Präsenz ist aber raumfüllend. Woran liegt die Zurückhaltung? Ist es die Angst, etwas Falsches zu sagen? Oder entspricht dem Charakter der Koreaner? «Wahrscheinlich eine Kombination von beidem», sagt Gregory Knie. «Auch uns gegenüber sind die Nordkoreaner eher verschlossen, es ist nicht einfach, einen Zugang auf persönlicher Ebene zu finden.»

Zirkusgruppen liefern ein zuverlässiges Abbild des Freiheitsgrads ihres Landes, das war schon immer so. Vor zehn oder fünfzehn Jahren waren die Chinesen im Zirkus noch das, was heute die Nordkoreaner sind: unnahbar, ständig von Funktionären beaufsichtigt, ihre Darbietungen Ausdruck von strenger Disziplin und knallhartem Training. Individualität war nicht gefragt, dafür absolute Synchronität. Bei Salto Natale, wo auch eine chinesische

Der Aufpasser sagt die ganze Zeit über kein Wort, seine Präsenz ist aber raumfüllend.

Gruppe engagiert ist, zeigt sich, wie stark sich dies verändert hat: Im Garderobenzelt blödeln die chinesischen Artisten genauso herum wie die westlichen, in der Manege ist das erzwun-

gene Lächeln durch Spielfreude abgelöst worden. Der Unterschied zu den Nordkoreanern ist eklatant: Deren Darbietung wirkt zwar nicht unangenehm angestrengt, doch an erster Stelle stehen hier ganz klar sportliche Höchstleistung und Präzision, nicht die lässige Show, erst recht nicht ein künstlerischer Anspruch in westlichem Sinne.

Handschlag mit dem «Obersten Führer»

Un Mwa Choe und Song Il Chae sind beide in der Hauptstadt Pjöngjang geboren. Choes Eltern seien Ärzte, bei Chae lebe nur noch die Mutter, sie sei Wissenschaftlerin, sagt die Übersetzerin. Die Spitzenartisten gehören zur Elite des Landes, geniessen hohes Ansehen, auch wenn sie das nicht zugeben wollen oder dürfen. «Bei uns haben alle denselben Status, egal, ob Arbeiter oder Arzt.» Von ihrer Heimat reden sie nur positiv. «Die Schule, die medizinische Versorgung und vieles mehr ist in Nordkorea gratis. Hier musste ein Artist einmal zum Zahnarzt, das kostete gleich 500 Franken, das können wir uns nicht leisten.»

Beide besuchten von Kindesalter an die staatliche Artistenschule; nur Mädchen und Buben mit besten körperlichen Voraussetzungen schaffen die strenge Aufnahmeprüfung. Morgens hätten sie normalen Schulunterricht gehabt, nachmittags Akrobatiktraining.

Wenn Choe und Chae nicht irgendwo auf der Welt für ihr Land akrobatische Höchstleistungen erbringen, treten sie im 3500 Zuschauer fassenden Zirkusbau in der Hauptstadt auf, einem Ufo-artigen Gebäude, wo der Sozialismus aus jeder grauen Betonwand zu atmen scheint.

Zudem sind sie als Solisten Teil der typischen Massenchoreografien, in denen Tausende von Turnern in riesigen Stadien wie lebende Bildschirm-Pixel gigantische Formationen bilden. Song Il Chae erzählt, nach einer solchen Massenchoreografie habe der «Oberste Führer» Kim Jong Un ihm einmal die Hand gedrückt. «Haben Sie ein wenig mit ihm geredet?» Er schüttelt den Kopf. Die Übersetzerin sagt: «Es ist schon eine riesige Ehre, von unserem Präsidenten begrüsst zu werden.»

Das Publikum strömt langsam in das Vorzelt, wir gehen für das Foto in die Garderobe zurück. Die charmante Übersetzerin sagt, sie sei ständig mit verschiedenen nordkoreanischen Akrobatikgruppen irgendwo auf der Welt unterwegs. «Kommen Sie doch auch einmal nach Nordkorea. Es ist schön da, und es hat auch immer mehr Touristen», wirbt sie für ihr Land.

Erst einmal lässt sich etwas Nordkorea-Gefühl hier in der Schweiz, bei Salto Natale, erleben, wenn die tollkühnen Artisten durch die Luft fliegen. Und das jedenfalls ist atemberaubend.



Todesmutig in der Manege, schüchtern im Gespräch: Song Il Chae, Un Mwa Choe (l.).

Salto Natale: Weihnachtszirkus von Gregory und Rolf Knie, Zürich Kloten, bis 3. Januar 2016

Secondos auf den hinteren Plätzen

Die Schweiz rühmt sich ihrer gutausgebildeten Einwanderer. Umso erstaunlicher ist es, dass die Kinder von Zuwanderern in der Schule vergleichsweise schlecht reüssieren. Zahlen der OECD zeigen: Kanada, Australien und Neuseeland machen es besser. *Von Florian Schwab*

Am letzten Freitag veröffentlichte das Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) zwei Studien, die den Wert der bilateralen Verträge mit der Europäischen Union belegen sollten. Eine davon hat das Seco beim Forschungsinstitut Bakbasel in Auftrag gegeben, einer privaten Firma für volkswirtschaftliche Analyse, die immer wieder für den Bund tätig ist. Die Bakbasel-Ökonomen schreiben mit Verweis auf frühere Untersuchungen des Seco, dass durch die Personenfreizügigkeit «aufgrund der überwiegend hochqualifizierten Zuwanderung» der «durchschnittliche Ausbildungsstand der Erwerbsbevölkerung gestiegen» sei. Die Behauptung ist beinahe so alt wie die Personenfreizügigkeit selbst. Schon in seinem zweiten Observatoriumsbericht aus dem Jahr 2006 fand das Seco seine «Vermutung bestätigt», laut welcher der freie Personenverkehr die vermehrte Zuwanderung von höherqualifizierten Arbeitskräften «sogar fördern würde».

Da der Apfel sprichwörtlich nicht weit vom Stamm fällt und gutausgebildete Eltern nach allem, was man weiss, die Bildung ihrer eigenen Kinder stärker fördern als Geringerqualifizierte, müsste sich der behauptete Bildungsvorteil der Einwanderer auch in der schulischen Leistung ihrer Kinder zeigen. Sprich: Die Söhne und Töchter von Zuwanderern müssten in der Schule bessere Leistungen erzielen als die Kinder der einheimischen Bevölkerung.

Schweizer Eltern sind höher qualifiziert

Zweifel daran nährt die Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD). Sie hat die schulischen Leistungen von Fünfzehnjährigen aus 48 Ländern (28 OECD-Länder, 20 Nicht-OECD-Länder) im Rahmen der berühmten Pisa-Untersuchung verglichen. In diesem Test kann jedes Kind maximal 550 Punkte in den Disziplinen Leseverständnis, Mathematik und Naturwissenschaften erreichen. Das Ergebnis: In der Schweiz schneiden die Kinder von Immigranten im Pisa-Test in allen drei Disziplinen wesentlich schlechter ab als die Schweizer Schulkinder.

Der Unterschied in der Pisa-Leistung von Einheimischen- und Einwandererkindern, ausgedrückt in erreichten Punkten, ist mit 63 in der Mathematik am grössten, es folgen die Naturwissenschaften mit einer Differenz von 62 Punkten und das Leseverständnis mit einer



Bildungsunterschied ist nicht auf Diskriminierung zurückzuführen.

solchen von 49 Punkten. In allen drei Disziplinen ist der Punkte-Unterschied grösser als im OECD-Durchschnitt. Das gilt sowohl für die Kinder von Einwanderern der zweiten Generation als auch die der ersten Generation.

Die OECD-Daten widersprechen zudem der Behauptung, die Eltern der Immigrantenkinder, also die Einwanderer selbst, seien im Durchschnitt höher qualifiziert als die einheimischen Eltern. Zumindest, was die Mütter betrifft: Während nur 16 Prozent der Schweizer Mütter einen tiefen oder sehr tiefen Ausbildungsstand aufweisen, sind es bei den Ein-

Es ist kein Naturgesetz, dass Secondos eine Zwei auf dem Rücken haben müssen.

wandererfamilien der ersten und der zweiten Generation 43 respektive 47 Prozent. (Zu den Vätern finden sich in dem Bericht keine separaten Angaben.) Im Schnitt bringen Schweizer Eltern 14,3 Ausbildungsjahre mit, während es bei den Eltern von Kindern der ersten Einwanderergeneration 12,6 und bei solchen der zweiten 13,4 Jahre sind.

Für die Untersuchung wurden die neusten verfügbaren Pisa-Ergebnisse aus dem Jahr 2009 analysiert, also fünf Jahre nach Beginn der ers-

ten Personenfreizügigkeits-Etappe. Selbstverständlich umfassen sie auch Kinder von Personen, die vor Inkrafttreten des freien Personenverkehrs eingewandert sind. Eine Unterteilung nehmen die Autoren der Studien nicht vor.

Das Phänomen der überwiegenden Migration von Schlechterausgebildeten darf man somit nicht ausschliesslich der Personenfreizügigkeit anlasten. Vielmehr war die Schweizer Wirtschaft vor der Personenfreizügigkeit bereits auf viele niedrigqualifizierte Einwanderer in Sektoren wie Landwirtschaft, Gastronomie und Baugewerbe angewiesen. Und sie ist es nach wie vor, bis heute.

Die Behauptung allerdings, die Personenfreizügigkeit habe gewissermassen per Zauberstab zu einer Selbstaulesung von hochqualifizierten Einwanderern geführt, scheint im Lichte der Analyse der Pisa-Daten von 2009 wenig plausibel. Im Gegenteil: So ist es schwieriger geworden, Fachkräfte aus anderen Ländern als der EU anzuwerben. Ihnen zeigt die Schweiz vermehrt die kalte Schulter.

Modell Kanada

Dabei ist es keineswegs ein Naturgesetz, dass Secondos – wie an den Schweizer Schulen – eine Zwei auf dem Rücken haben müssen. Länder wie Australien, Neuseeland und Kanada machen vor, dass es auch anders geht.

Romantiker vs. Rechner

Eine Studie vergleicht die Berufschancen von Geistes- und Wirtschaftswissenschaftlern. Sie birgt eine herbe Ernüchterung für angehende Historiker und Philosophen. *Von Claudia Schumacher*

Musterknabe ist Australien, wo sowohl die Einwandererkinder erster Generation als auch jene der zweiten Generation die einheimischen Kinder schulisch tatsächlich übertrumpfen. In Kanada und Neuseeland ist der Bildungsnachteil der Immigranten mit nicht einmal 5 von 550 Punkten (zweite Generation) verschwindend klein. Besser als die Schweiz schneiden auch Israel und Irland ab.

In einem separaten Studienkapitel konzentriert sich die OECD auf die Schweiz und Kanada, indem sie die Pisa-Daten aus dem Jahr 2000 (vor der Personenfreizügigkeit) der beiden Länder miteinander vergleicht. Sie kommt zum Schluss, dass ein fünfzehnjähriges Einwandererkind in der Schweiz eine um 18 Prozent geringere Chance respektive Wahrscheinlichkeit als ein einheimisches Kind habe, acht Jahre später eine Tertiärausbildung, also beispielsweise ein Universitäts- oder ein Fachhochschulstudium, zu absolvieren. Demgegenüber hat ein Immigrantenkind in Kanada eine um satte 12 Prozentpunkte höhere Chance auf eine Tertiärausbildung als ein einheimisches Kind. Die Studie zeigt zudem, dass der Bildungsunterschied in der Schweiz nicht auf eine Diskriminierung von Einwanderern zurückzuführen ist, sondern dass er alleine aufgrund sozialer und ökonomischer Merkmale der Einwanderer zustande kommt.

Punktesystem ist besser

Als Grund für die Unterschiede zwischen Kanada und der Schweiz identifiziert die Studie zuvorderst das System, mit dem die Einwanderung gelenkt wird. Kanada habe ein Punktesystem, das gezielt höher qualifizierte Einwanderer anlocke. So stammen dort 44 Prozent der Einwanderer aus dem fernen Asien, wo berufliche Leistung traditionell einen sehr hohen Stellenwert hat. Demgegenüber sei die Schweiz traditionell ein Einwanderungsland für Niedrigerqualifizierte, früher eher vom Balkan und heute eher aus der Europäischen Union. Die Studie hält allerdings fest, dass dies nicht für Einwandererkinder aus Deutschland, Frankreich, Österreich und Belgien gilt: Diese würden mit einer grösseren Wahrscheinlichkeit als die ansässigen Schweizer Kinder eine Tertiärausbildung absolvieren.

Wie sich die immer stärkere Zuwanderung in die Schweiz seit 2009 ausgewirkt hat, wird der nächste Pisa-Vergleich im Jahr 2018 zeigen. Bis dahin bleibt es beim auffälligen Befund, dass sich genau diejenigen drei OECD-Länder durch geringe Unterschiede in den Pisa-Leistungen zwischen Migrantenkindern und einheimischen Kindern auszeichnen, die Einwanderer mit einem Punktesystem auslesen: Kanada, Neuseeland und Australien. Wenn man tatsächlich Hochqualifizierte aus aller Welt anlocken will, ist ein solches Punktesystem dem aktuellen Regime der Personenfreizügigkeit sicherlich überlegen. ○

Wie kann es überhaupt gelingen, mit zwei oder mehr Händen einen Text zu verfassen? Wie verhält sich die inhärente Pluralität literarischer Texte dazu, dass jeder literarische Text als solcher auch eine Singularität darstellt? Was bedeutet der Prozess der Weltliteratur zum Grossen, Gleichen, Allgemeinen, wie behauptet sich das Kleine gegenüber dem Grossen, der einzelne poetische Text gegenüber der Weltliteratur? – Fragen über Fragen, die das Semesterprogramm der Literaturwissenschaft an der Universität Zürich gerade an die Studenten richtet. Sie verstehen da nur Bahnhof? Das mag daran liegen, dass Sie einen Job haben.

Das Bundesamt für Statistik hat soeben eine Auswertung der Arbeitsmarktsituation von Absolventen der Geistes- und Sozialwissenschaften auf der einen Seite und der Situation von Absolventen der Wirtschaftswissenschaften auf der anderen Seite vorgenommen. Die Analyse birgt – eigentlich wenig überraschend – eine herbe Ernüchterung für Studenten der Philosophie, Geschichte oder Romanistik: Sie sind im Zusammenhang mit Gelderwerb nach dem Studium nur schwer vermittelbar.

Die Analyse vergleicht die Chancen der Geistes- und Sozialwissenschaftler mit denen der Wirtschaftswissenschaftler – nicht, um besonders gemein zu sein. In beiden Studiengebieten ist die Zahl der Absolventen stark gestiegen, weshalb sich ein Vergleich anbietet. Im Folgenden werden die Geistes- und Sozialwissenschaftler der Einfachheit halber «Romantiker», die Wirtschaftswissenschaftler «Rechner» genannt.

Zwischen 2002 und 2008 ist die Zahl der Absolventen bei den Romantikern um 38 Prozent gestiegen, bei den Rechnern um 25 Prozent. Im Vergleich zu den Rechnern waren die Romantiker nach dem Abschluss signifikant häufiger ohne Arbeit. Die Romantiker landeten nach dem Abschluss öfter auf Praktikantenstellen oder leisteten öfter Freiwilligenarbeit (30 Prozent) als die Rechner (9 Prozent). Mehr als doppelt so viele von ihnen signalisierten Bereitschaft, sich mit einem niedrigen Lohn abzufinden.

Fünf Jahre nach dem Abschluss sieht es allgemein etwas rosiger aus: 70 Prozent sind unbefristet angestellt. Allerdings viele von ihnen nur auf Stellen, für die sie überqualifiziert sind, was Rechnern selten passiert. Dreimal so viele Romantiker (60 Prozent) wie Rechner landeten im öffentlichen Sektor. Dort verdienen

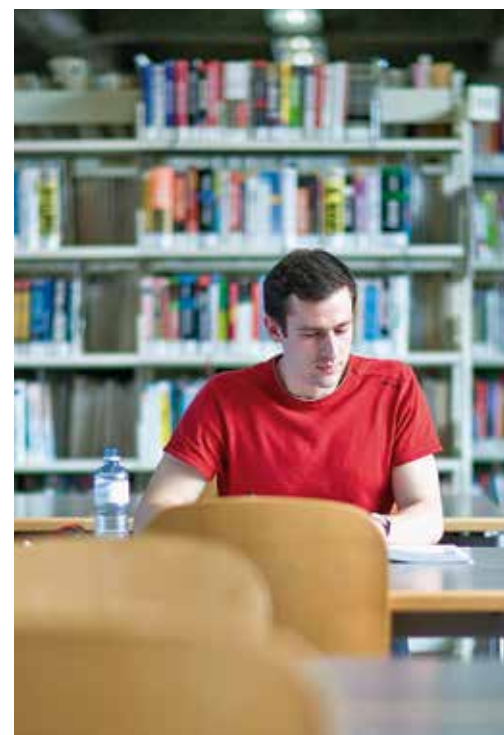
ten sie durchschnittlich 17 600 Franken weniger im Jahr als die Rechner-Kollegen. Aussch!

Sollte man die Geistes- und Sozialwissenschaften abschaffen? Natürlich nicht. Es gibt Menschen, die Kunstgeschichte studieren und später eine lukrative oder zumindest interessante Galerie führen, oder solche, die Literatur studieren und später beruflich schreiben. Als Studenten wussten sie, was sie wollten, und schauten, dass im Studium etwas für sie rauskommt.

«Das Alphabet beherrsche ich!»

Das Problem ist nur die Masse der Romantiker, die es anders macht. Wie die persönliche Erfahrung auf dem Campus zeigt, wählt das Gros von ihnen das Studienfach nach dem Ausschlussverfahren: «Ich kann nicht rechnen und habe keine Interessen – aber das Alphabet beherrsche ich. Ich glaube, ich studiere Germanistik!»

So werden Jahr für Jahr Massen an Orientierungslosen oder einfach nur unambitionierten Studenten von den Unis direkt in die berufliche Frustration geführt. Am schlimmsten trifft es die Gebildetsten: Promovierte Romantiker tun sich auf dem Arbeitsmarkt noch schwerer als Masterabsolventen, die wenigstens nicht so lange die Weltfremde des Elfenbeinturms geatmet haben. ○



Das Studium rechnet sich: Wirtschaftshochschüler.

Ein kleines bisschen Horror

Canepa & Canepa: Das stärkste Ehepaar im Schweizer Sport verpasst zwar die Champions League. Aber es macht den Zürcher Fussball filmreif.

Von Thomas Renggli



Schönwetterphasen bevorzugt: Ancillo und Heliane Canepa.

Halloween fand am 31. Oktober statt. Doch im Schweizer Fussball geistert immer noch ein sportliches Schreckgespenst umher: ein Schein von Hexerei, eine Prise Realitätsverlust, ein Coiffeur, der besser Velomechaniker geworden wäre – eine Mischung, die den eigenen Klub in Richtung Friedhof lenkt und in den Medien übernatürliche Fantasien weckt: Ancillo und Heliane Canepa!

Einst hochechfolgreiche Dribbler auf dem wirtschaftlichen Terrain, führen die mächtigen Fussball-Eheleute den FC Zürich momentan wie einen Gemischtwarenladen im Kreis 4, in dem das Verkaufspersonal regelmässig ausgetauscht und die Auslage neu sortiert wird, aber die Kasse am Monatsende doch nicht stimmt. «Ancillo Canepa betrachtet den FCZ als seine Privatangelegenheit. Dabei ist der Klub eine öffentliche Marke, die vom Volk getragen wird», sagt der ehemalige Sportchef Marco Bernet. Der Zürcher war beim FCZ ab 2013 die Schaltstelle zwischen Trainer und Klubführung. Dann wurde seine Position per präsidiales Dekret aus der Unternehmensstruktur gelöscht.

«Desinteresse und Geringschätzung»

Köbi Kuhn ist ein durch und durch anständiger Zeitgenosse. Nie würde es ihm in den Sinn kommen, die FCZ-Krise öffentlich zu analysie-

ren oder gar mit dem Finger auf die Verantwortlichen zu zeigen. Lieber sagt die Zürcher Fussballlegende: «Ich bin in der glücklichen Lage, dass ich die Spiele entspannt verfolgen und mir ein Glas Rotwein dazu gönnen kann. Und wenn es nicht so gut läuft, trinke ich ein zweites Glas.»

In Kuhns Weinkeller muss Ebbe herrschen. Doch wenn der ehemalige Captain auf die derzeitige FCZ-Führung angesprochen wird, setzt er ein kryptisches Lächeln auf und lenkt das Thema auf den Fahrplanwechsel der SBB. Dabei könnte Kuhn vermutlich so viel über Ancillo Canepa erzählen wie sonst kaum jemand. Denn er besitzt neben Insiderwissen einen repräsentativen Vergleichswert. Auch Kuhn spielte (in den sechziger und siebziger Jahren) unter einem Präsidenten, der an vorderster Front mitanpackte, die Spiele von der Trainerbank aus verfolgte und mit der Suchtprävention auf Kriegsfuss stand: unter dem zigarrenrauchenden Tabakladenbesitzer Edi Naegeli.

Canepa ist nicht gleich Naegeli. Doch auch er fackelt nicht lange. Seit seinem Amtsantritt 2006 hat er (defensiv gerechnet) 30 Millionen Franken in den FC Zürich gepumpt. Es ist Geld, das ihm seine Frau, die ehemalige Konzernchefin von Nobel Biocare, zur Verfügung stellt, das aber eigentlich nicht für die blosse

Schadensbegrenzung vorgesehen war. «Wir wollen den FC Zürich wie eine Firma führen und finanziell selbsttragend machen», sagte Canepa 2009 der *Bilanz*.

Seine Worte sprach er in der Euphorie der Champions-League-Qualifikation, die rund 25 Millionen Franken in die Klubkasse spülte und den Letzigrund für ein paar Wochen in die Beletage des europäischen Fussballs hievte – mit Real Madrid, Olympique Marseille und AC Mailand als prominenten Gästen.

Seither ist viel Wasser die Limmat hinuntergeflossen, und die Personalfuktuation im Letzigrund hat sich auf hohem Niveau konsolidiert: Bernard Challandes, Urs Fischer, Harald Gämperle, Rolf Fringer, Urs Meier und (aktuell) Sami Hyypiä durften (und dürfen) sich als Übungsleiter versuchen. Canepa begrüßte jeden Wunschtrainer mit Überschwang und Vorschusslorbeeren bis unters Stadionsdach. Doch noch grösser als die präsidiale Begeisterung ist in der Regel das Tempo des Ablösungsprozesses. Marco Bernet spricht von «Desinteresse und Geringschätzung», die Canepa in diesen Momenten ausstrahle.

Davon verschont geblieben ist der Finne Hyypiä – bis jetzt. Allerdings weniger aus sportlicher Überzeugung denn aus wirtschaftlicher Einsicht. Zwei Trainerwechsel pro Saison sind selbst

bei einem strukturellen Defizit von rund sechs Millionen Franken nicht vorgesehen.

Doch der momentane Wunschtrainer sollte sich nicht in vorweihnachtlicher Sicherheit wiegen. 2010 hatte Ancillo Canepa bei der Anstellung von Urs Fischer als Trainer die Personalie zur «besten Entscheidung meiner Präsidenschaft» erklärt. Konsequenterweise liess er das Porträt seines Günstlings auf die Saisonkarten drucken. Der «beste» Trainer erhielt den Laufpass im März 2012. Die Abonnemente blieben gültig. Heute steht Fischer dort, wo der FCZ wieder hinmöchte: ganz oben – als Trainer des FC Basel. Derweil hält es Canepa mit Konrad Adenauer: «Was interessiert mich mein Geschwätz von gestern?»

Auch wenn es sich der FCZ-Kanzler kaum eingestehen würde, hat ihn die Champions League verblendet und geblendet. Er denkt noch immer in Millionen – und will nicht wahrhaben, dass er jeden Franken zweimal umdrehen müsste, dass ein Kader mit 27 Spielern bei Titelchancen in noch einem Wettbewerb (Stand bei Redaktionsschluss dieser Ausgabe) dem Grössenwahn nahekommt. Längst hat Canepa vor dem Schein der Champions-League-Sterne kapituliert. Als es vergangenen August um die Verpflichtung eines neuen Trainers ging, sagte er sich: «Wenn wir es nicht mehr in die Meisterliga schaffen, holen wir die Meisterliga zu uns.» Er engagierte den finnischen Altverteidiger Sami Hyypiä. Dieser ist als Trainer zwar frei von jeglichen Erfolgen und Plänen, hat aber als beinhardter Abräumer 2005 mit Liverpool die Königsklasse gewonnen.

Angesichts der Realität im Zürcher Fussball mutet Canepas sportliche und wirtschaftliche Vision so weltfremd an wie die Durchführung von Olympischen Spielen in Deutschland. Dabei müsste es der Finanzfachmann eigentlich besser wissen. Als Buchprüfer von Ernst & Young hatte er einst die Bilanz der GC-Fussballer durchleuchtet und schon früh exklusiven Einblick in den Geldvernichtungsprozess des hiesigen Spitzensports erhalten. Er sichte-

Zwischen sportlichem Anspruch und finanzieller Realität klafft in der Schweiz ein Millionenloch.

te jede Quittung und führte die Arbeit zur allgemeinen Zufriedenheit aus. Beim finanziellen Ablauf von komplizierten Transfergeschäften soll er allerdings an seine fachspezifischen Grenzen gestossen und auf den Rat von Experten angewiesen gewesen sein – dies zumindest ist aus dem Dunstkreis der GC-Administration zu hören.

Auf stumm schaltet dagegen Canepa. Wie er die Situation momentan einschätzt? Davon dringt nur bröckchenweise etwas an die Öffentlichkeit. Denn er pflegt Interviews am liebsten in sportlichen Schönwetterphasen zu

führen. Gegenüber einem Zürcher Lokalfernsehen wies er jegliche Kritik am eigenen Führungsstil kategorisch von sich. Er spricht von kurzen Dienstwegen und einer optimierten Entscheidungsfindung. Dem ist nicht zu widersprechen: Präsident Canepa und Sportchef Canepa sehen sich morgens schon im Badezimmerspiegel das erste Mal. Derweil macht Geschäftsleitungsmitglied und Verwaltungsrätin Canepa den Kaffee.

Aber welche Note würde die preisgekrönte Wirtschaftsmanagerin Heliane Canepa der heutigen FCZ-Vereinsführung geben? Die temperamentvolle Vorarlbergerin winkt ab: «Die Antwort, die Sie erwarten, kriegen Sie von mir nicht. Die Medien interessieren sich sowieso nur für Führungsstrukturen, wenn es schlechtläuft.»

Todesmutiger Kampf um Publizität

Vielleicht hat Frau Canepa recht. Ganz sicher aber darf man einen Sportklub nie mit einem Unternehmen in der Privatwirtschaft vergleichen. Denn zwischen sportlichem Anspruch und finanzieller Realität klafft in der Schweiz ein Millionenloch.

«Wer zahlt, befiehlt!» Die Führungsphilosophie von Ancillo Canepa ist simpel. Sie garantiert zwar keine sportlichen Erfolge, aber mediales Spektakel. Wo stünde der Schweizer Sport, wenn nur Figuren wie FCB-Dauerlächler Bernhard Heusler, GC-Schattenpräsident Stephan Anliker oder ZSC-Lions-Gentleman Walter Frey mitspielten? Es sind die Constantins und Canepas dieser Welt, die den Leistungsgedanken des Sports zum Showbusiness veredeln – weil sie die Gesetzmässigkeiten aus dem (erfolgreichen) Berufsleben standhaft ignorieren, völlig unbelehrbar und kritikresistent bleiben und das Gefühl vorleben, sie wären auch als Trainer, Spieler, Sportchef, Kommunikationsdirektor und Fanklub-Obmann die perfekte Lösung. Daneben stopfen sie in den seltenen Pausen gekonnt jedes mediale Loch: Im Kampf um Publizität warf sich Canepa todesmutig in einen Zürcher Fluss, um Familienhündin Kookie vor einer Erkältung zu bewahren.

Heute erfreut sich Kookie blendender Gesundheit. Und «irgendwann wird es auch dem FCZ wieder gutgehen», sagt Heliane Canepa die Entwicklung der sportlichen Grosswetterlage voraus. Und damit hat sie vermutlich sogar recht. Der hundertjährige Kalender des Sports kennt ein Gleichgewicht zwischen Sturmtief und Sonnenschein. Um dies aber auch im Letzigrund zu bewahren, muss Frau Canepa ihren Gatten so schnell wie möglich an die kurze Leine nehmen. Es ist nämlich davon auszugehen, dass sich Cillo am Samstag für ein allfälliges Penaltyschiessen im Cup-Viertelfinal gegen Thun selber einwechseln wird: als Torhüter. Und eigentlich müssen wir genau darauf hoffen – im Sinne der kultivierten Selbstdemontage, im Sinne des Spektakels, im Sinne des Weinhändlers von Köbi Kuhn. ○

Eishockey

Swissness total

Mit der Wahl seiner Trainer inszeniert Swiss Ice Hockey einen Rütlichswur auf Bewährung.

Nach einer öffentlichen Auswahl, in der mehr Tränen flossen als in allen «Bachelor»-Shows zusammen, bekannte sich die Trainerfindungskommission des Schweizer Eishockeyverbands zur ultimativen Swissness und präsentierte seine Traumtrainer: Patrick Fischer (Innerschweiz), Felix Hollenstein (Zürich Unterland), Reto von Arx (Emmental).

Als Eishockeyprofis bringen die drei die Erfahrung von über 400 Länderspielen mit, als Cheftrainer sind sie frei von Titeln und internationalen Referenzen. So entschieden Eloquenz und Rhetorik über die Hackordnung. Patrick Fischer wird am ehesten zugetraut, dass er an Gala-Anlässen eine repräsentative Rolle übernehmen kann. Bei einer Einladung ans Münchner Oktoberfest würde trotzdem von Arx das Kommando übernehmen. Er erwies sich 2002 auf der olympischen Sumpftour durchs alkoholfreie Salt Lake City als grosser Vorkämpfer. Es war seine letzte Bestellung als Nationalspieler.

In der vorweihnachtlichen Hektik kann auf dem Transfermarkt Torschlusspanik aufkommen. Also sagte sich Swiss Ice Hockey: «Lieber



Helvetisches Trio: Fischer, Hollenstein, von Arx.

die Spatzen in der Hand als die Tauben auf dem Dach», schmetterte die Bewerbung des dreifachen Schweizer Meisters Larry Huras per SMS ab und ging auf die Avancen von Olympiasieger Bengt-Åke Gustafsson gar nicht ein.

Nun ist die Nationalmannschaft erstmals seit achtzehn Jahren wieder ganz in helvetischer Hand. «Wir wissen und hoffen, dass die drei alles geben – und hoffen, dass sie den Erfolg heimbringen werden», sagte Verbands-CEO Florian Kohler – und gab seinen Hoffnungsträgern Verträge bis Mai 2016. Es ist ein Rütlichswur auf Bewährung.

Thomas Renggli



Trend zur Anpassung: Lukas Bärfuss.

Es gibt auch andere

Lukas Bärfuss ist weder der erste noch der letzte Autor, der die Schweiz und die Schweizer verunglimpft. Andere fanden aber durchaus Gefallen am helvetischen Sonderfall. *Von Christoph Blocher*

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde es unter Schweizer Schriftstellern und sogenannten Kulturschaffenden Mode, die unabhängige, direktdemokratische, föderalistische und neutrale Schweiz herabzumindern. Auch heute gilt es als chic, wenn sich etwa Lukas Bärfuss in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* über die Schweiz hermacht. Die Qualität von Bärfuss' Zeilen ist allerdings zu unbedeutend, als dass diese grosse Aufmerksamkeit rechtfertigen würden.

In Vergangenheit und Gegenwart gab und gibt es aber auch Schriftsteller und Dichter, die sich dem Trend zur Anpassung an europäische Grossreiche entgegenstellten. Sie seien hier dem Chor der modernen Schriftsteller gegenübergestellt.

«Liebe zur Freiheit, zur Unabhängigkeit»

1871, als führende Kreise ins deutsche Kaiserreich drängten, wandte sich der Zürcher Staatsschreiber Gottfried Keller in einem Bettagsmandat an die Mitbürger und drückte die Sorge darüber aus, dass man nicht weniger als die Eigenständigkeit und Freiheit der Schweiz in Frage stelle.

Keller schrieb: «So scheint das republikanische Prinzip, welches unser bürgerliches Dasein von jeher bedingt hat, mehr zu vereinsamen als Unterstützung zu finden.» Und er klagte an: «Lächelnde, wenn auch unberufene

Stimmen lassen sich hören: «Was willst du kleines Volk noch zwischen diesen grossen Völkerkörpern und Völkerschicksalen mit deiner Freiheit und Selbstbestimmung?» Man fühlt sich umgehend an heute erinnert. In einem politischen Aufsatz nahm Gottfried Keller Stellung zur Frage, ob die Schweiz zum Deutschen Reich gehöre: «Der Nationalcharakter der Schweiz besteht nicht in den ältesten Ahnen noch in der Sage des Landes, noch sonst in irgendetwas Materiellem, sondern er besteht in der Liebe zur Freiheit, zur Unabhängigkeit, er besteht in ihrer ausserordentlichen Anhänglichkeit an das kleine, aber schöne und teure Vaterland, er besteht in ihrem Heimweh, das sie in fremden, wenn auch den schönsten Ländern, befällt.»

Als es vor, während und nach dem Ersten Weltkrieg mit dem Anpassen wieder losging, war es insbesondere Carl Spitteler, der dieser unüberlegten Begeisterung für das Kaiserreich entgegentrat und auf die Schweizer Werte Freiheit und Unabhängigkeit pochte.

Der spätere Literatur-Nobelpreisträger wählte im Dezember 1914 klare Worte. In seiner berühmten Rede «Unser Schweizer Standpunkt» führte er aus: «Alle, die jenseits der Landesgrenze wohnen, sind unsere Nachbarn und bis auf weiteres liebe Nachbarn; alle, die diesseits wohnen, sind unsere Brüder. Der Unterschied zwischen Nachbarn und Bruder aber ist ein unge-

heurer. Auch der beste Nachbar kann unter Umständen mit Kanonen auf uns schiessen, während der Bruder in der Schlacht auf unserer Seite kämpft.»

Spitteler warnte vor Grossmächten und übertriebener Staatsverherrlichung: Staaten seien keine «sentimentalen Mächte», sondern «Gewaltmächte». Weiter meinte er: «In der Tat lässt sich die ganze Weisheit der Weltgeschichte in einem einzigen Satz zusammenfassen: Jeder Staat raubt, so viel er kann.»

«Nach langer Pause wieder Patriot»

Auch wenn es nach dem Zweiten Weltkrieg üblich wurde, dass sich Schriftsteller zuerst nach dem Reich des Sozialismus und dann nach dem Aufgehen im grossen Ganzen der EU sehnten, gab und gibt es bedeutsame Ausnahmen: Niklaus Meienberg (1940–1993) empfand sich zwar als «Linker», war aber eben doch ein Schweizer Patriot. Als 1990 der *Zeit*-Verleger Gerd Bucerius Liechtenstein und Monaco als «Staatsplitter» beleidigte, erwiderte Meienberg scharf. Solche grossstaatlich-überheblichen Fanfarenstösse würden ihn zwingen, «nach langer Pause wieder Patriot zu werden – schweizerischer». Die Kulturboykotteure gegen die 700-Jahr-Feier bezeichnete Meienberg als «Plaudertäschchen und Abschaffungsapostel». Und meinte weiter über die Schweiz: «Allen Regionen geht es besser, wenn sie nach Bern ausgerichtet sind und nicht nach Berlin, Rom oder Paris [...], und Koller ist weniger schlimm als Kohl und in unserem System wohl doch besser kontrollierbar.»

Dann gab's aber auch – hintergründig, mächtig und stets über allem stehend – einen Friedrich Dürrenmatt (1921–1990). Ich erinnere an seine Rede «Die Schweiz – ein Gefängnis», in der er unser Land, das ja zahlreiche – nach meiner Meinung zu viele – Freiheitsbeschränkungen kennt, die er auch genüsslich aufzählte, als Gefängnis darstellte. Das finde ich richtig, denn jeder Staat ist stets eine Art Gefängnis, weil er ja immer auch die Freiheit einschränkt. Aber die Schweiz – so Dürrenmatt – stelle ein besonderes Gefängnis dar. Weil die Gefängniswärter und die Gefangenen identisch sind. Es stimmt! In der Schweiz sind die Bürger die Wärter und die in der Freiheit beschränkten «Gefangenen» sind Wärter zugleich.

Das beste aller Gefängnisse

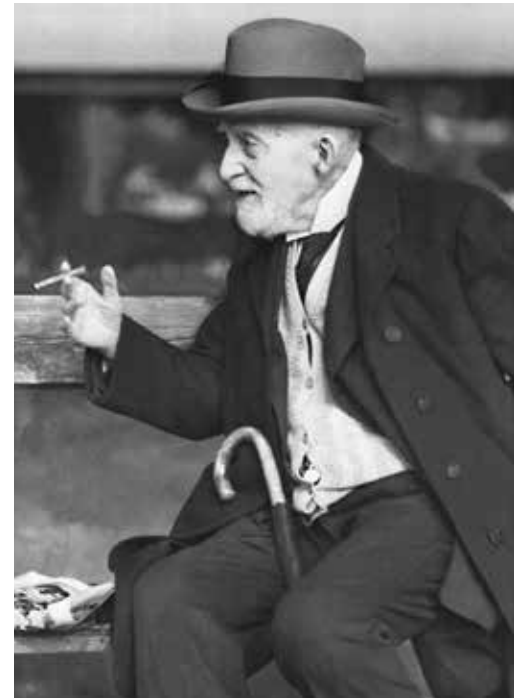
Die Linken im Lande freuten sich damals wie heute, weil sie glaubten, dass Dürrenmatt die Schweiz herabmindere, ja gar verdamme. Und die Bürgerlichen ärgerten sich, weil sie nicht merkten, dass Dürrenmatt den Staat schlechthin als Gefängnis darstellte.

Doch leider haben weder die Linken noch die Bürgerlichen den Schlusssatz gehört oder gelesen. Sonst hätten sich die Linken geärgert. Und die Bürgerlichen – zumindest diejenigen,

die Anfang der neunziger Jahre noch Patrioten waren – hätten sich freuen müssen. Denn Dürrenmatt schloss seine Geschichte wie folgt: «Platon erzählt gegen Ende seiner *Politeia*, dass nach dem Tod die Seele eines jeden das Los zu einem neuen Leben wählen müsse: Zufällig aber habe die Seele des Odysseus das allerletzte Los erhalten und sei nun herangetreten, um zu wählen. Da sie [«die Seele Odysseus’] aber in Erinnerung an ihre früheren Mühsale allen Ehrgeiz aufgegeben hatte, sei sie lange Zeit herumgegangen und habe das Leben eines zurückgezogenen, geruhsamen Mannes gesucht und gerade noch irgendwo eines gefunden, das die andern unbeachtet hatten liegenlassen. Und als sie dies entdeckt hatte, habe sie gesagt, sie würde ebenso gehandelt haben, wenn sie das erste Los bekommen hätte, und habe es mit Freude gewählt. *«Ich bin sicher»*», so schloss Dürrenmatt, «Odysseus wählte das Los, ein Schweizer zu sein.» Das beste aller Gefängnisse ist demnach die Schweiz.



«Was willst du kleines Volk?»: Gottfried Keller.



«Unser Schweizer Standpunkt»: Carl Spitteler.

Supranationale Gebilde? Nie!

Schliesslich ist der standhafte Thomas Hürlimann zu erwähnen: Schon 1992 hatte er den Mut, sich gegen den Beitritt der Schweiz zum Europäischen Wirtschaftsraum (EWR) auszusprechen. Ich erinnere mich, wie couragiert er in Deutschland auf einem Podium auftrat – und erst noch mit mir, für die damalige Klasse

politique ein Populist und die Inkarnation des Bösen schlechthin.

Hürlimann hat sich aber auch erst kürzlich zu Wort gemeldet: «Ja, so sind wir [gemeint sind wir Schweizer]. Reaktionäre Rebellen. Rebellische Reaktionäre.» Vorgestern die Habsburger, gestern die Kirche, heute die EU.

Von den «Brüsseler Bürokratie-Stalinisten» hält Hürlimann nichts. «Fest steht», ruft er aus: «Zu dem supranationalen Gebilde, das die Vaterländer in sich auflöst, wollen wir nicht gehören. Nie!»

Christoph Blocher ist alt Bundesrat und SVP-Vizepräsident.



riverside ... das seminar- und eventhotel.

... in der ehemaligen garn-spinnerei-letten, wo sich nostalgie und moderne perfekt vereinen, finden sie eine einmalige atmosphäre, um andere menschen zu treffen, miteinander zu kommunizieren und ideen zu spinnen.

direkt am ufer der glatt setzen wir kulinarische akzente, verblüffen sie mit kreativen events und unterstützen sie in der planung und umsetzung von inspirierenden und produktiven momenten für ihre mitarbeiter und kunden.

hotel

seminare

gastronomie

bowling

events



riverside ... alles im grünen bereich.

spinnerei-lettenstrasse
ch-8192 zweidlen-glattfelden

+41 43 500 92 92
www.riverside.ch

Hej, alter Schwede!

Historische Wende in Stockholm. Schweden verabschiedet sich von der offenen Migrationspolitik. Bandenkriege, Sprengstoffanschläge, Judenhass sind Zeichen ihres Scheiterns. *Von Urs Gehrig*

Das Land von Pippi, Schabernack in Ringelsocken, Lönneberga, Bullerbü. Von Kindsbeinen an waren sie uns Füllhorn der Fantasie, diese ollen Schweden. Und erst ihre blonden Geschöpfe der Wollust! Von Ekland bis Ekberg haben sie die Männerwelt erobert, nachhaltiger noch als ihre männlichen Vorfahren, die Wikinger auf ihren Schiffen. – Und jetzt: brennende Asylheime, Handgranaten inmitten von Wohnquartieren, Juden in Angst, Rekordzahl an Vergewaltigungen. König Carl XVI. Gustav hat sogar Schloss Drottningholm für Besucher geschlossen, aus Furcht vor Anschlägen offenbar.

Alter Schwede, was ist bloss los mit dir?

Letzte Woche hinter dem Bahnhof von Malmö, Südschweden. Auf dem Posthusplatsen stehen Cargo-Container. «Refugee? Welcome to Malmö» steht da in vier Sprachen geschrieben. Vorwurfsvoll schaut Jenny von der Aufnahme drein, wenn man sie fragt: «Wie lange hält ihr das noch durch?» – «Wir geben nicht auf!», sagt sie in einem Ton aus Mitleid und Verachtung. «Es ist unsere moralische Pflicht.» Schliesslich würden eines Tages auch die Schweden zu Flüchtlingen werden, «wenn durch die Klimaerwärmung der Meeresspiegel steigt».

«Wir können nicht mehr»

Irgendwie ist Jenny typisch für dieses Land. Liebenswert, mit offenem Herzen und beflissen, Gutes zu tun. Bis zur Selbstaufgabe. Woche für Woche strömen 10 000 Migranten nach Schweden. 190 000 hat das Land in diesem Jahr aufgenommen. Gemessen an seiner Bevölkerung von knapp zehn Millionen, ist Schweden Asylkönig Europas. Und das schon lange. Jahrelang hat man Migranten eine Wohnung auf Staatskosten bereitgestellt, Essen, Kleider, Taschengeld. Doch jetzt verkümmert die helfende Hand, zwangsläufig. Aus dem ganzen Land kommen Hilferufe von Behörden und Helfern: «Wir können nicht mehr.» 45 000 Wohnungen würden fehlen, sagt die Regierung, um die Nachfrage von neuankommenden Migranten zu decken.

Die Standorte der bestehenden Aufnahme-lager halte die Migrationsbehörde inzwischen geheim, sagt Jenny. Aus Angst vor Anschlägen. Seit dem Ansturm von Flüchtlingen aus Syrien Mitte September ist die Stimmung im Land gekippt. Rund zwei Dutzend Brandanschläge auf Asylzentren gab's – von Malmö bis an den Polarkreis.

Dabei wollen viele Migranten sowieso nicht aufs Land. Immer wieder weigern sich Neu-

ankömmlinge, aus den Bussen zu steigen, wenn sie in einem entlegenen Dorf ankommen. Also bleiben die meisten in den Städten. Besonders in Malmö. Die drittgrösste Stadt Schwedens hat sich zum Sammelbecken für Asylsuchende entwickelt. Und mit jedem, der hierbleibt, wächst die Sogwirkung. 300 000 Einwohner zählt die Metropole in Schwedens Süden. Ein Viertel von ihnen stammt aus muslimischen Ländern.

Wer in Malmö ankommt und ein Getto erwartet, liegt allerdings falsch. Malmö empfängt seine Gäste in fantastischer Kulisse, selbst bei Winternebel und Nieselregen. An seiner Westseite liegt das Meer mit Hafen, Leuchtturm, Docks und Frachtschiffen. Zwar fehlen die Hafennutzen und die weissbärtigen Seebären, um als waschechte Hafenstadt durchzugehen, dafür gibt es gleich nebenan einen tollen Sandstrand, den die lokale Jugend liebevoll «Copa-cabana» nennt.

Dicht dahinter liegt der historische Stadtkern mit Flanierstrassen, Cafés, Ornamentbauten und Riegelhäusern, die jetzt in weihnächtlichem Schmuck aussehen wie eine Lebkuchenkolonie. In Richtung Süden franst Malmö aus. Wohnsilos reihen sich an Schlafblöcke, kilometerlang, bis hinein ins Herz der urbanen Finsternis, wo einzig der Name an längst verblichene Schönheit erinnert: Rosengård!

In düsteren Superlativen berichten Medien seit Jahren über das Quartier. In Rosengård trifft Bagdad auf Somalia, Damaskus auf den Balkan. 25 000 Menschen wohnen hier, 90 Prozent haben Migrationshintergrund, 60 Prozent sind arbeitslos. Verwaiste Spielplätze, planlos kurvende PWS, herumlungern Pickelgesichter mit Krieg im Kopf prägen das Bild. Doch die berühmte Kriminalität? Davon merkt man tagsüber kaum etwas. Da hält eine junge Frau freundlich eine Tür auf. Dort quitiert ein Bärtiger den Gruss. Die Leute sind hilfsbereit. Besonders wenn man nach Zlatan fragt, dem König von Rosengård, dann schwillt die Brust an vor Stolz. «Auf diesem Platz hat er mit uns gekickt.» «Von jenem Balkon aus hat seine Mutter geschrien: <Zlatan, Essen! Je-e-e-tzt!>»

Jeder hier hat ihn gekannt, höchstpersönlich, versteht sich: Zlatan Ibrahimovic, 34, den schwedischen Fussballsoldner im Dienst von Ajax, Juve, Barcelona und aktuell von Paris Saint-Germain. Der fantastische «Ibrakadabra», der in der Sturmmitte mit Bällen zaubert und Tore knipst wie ein Herrgott in geflügelten Stollenschuhen.



Asylkönig Europas: Innenstadt von Malmö.

Praktisch im Alleingang hat der die schwedische Nationalelf an die EM 2016 geschossen. In seiner Autobiografie gibt Zlatan eine Kostprobe, wie es sich anfühlt, wenn man aufwächst in Rosengård. Von geklauten Velos und Diebestouren durch Kaufhäuser ist die Rede, und von Schlägereien. «Wir Jungs machten alle auf hart. Wegen jeder Kleinigkeit rasteten wir aus.» Obschon er sich längst auf die Sonnenseite des Lebens gedrippelt hat, wohnt Rosengård noch



immer in Zlatans Brust. «Du kannst einen Typen aus dem Getto holen, aber du holst niemals das Getto aus einem Typen.»

Gemessen an heutigen Verhältnissen lesen sich Zlatans Jugenderinnerungen wie verklärte Schlingelromantik. «Das Gesicht der Kriminalität hat sich grundlegend verändert in den letzten zwanzig Jahren», sagt Torsten Elofsson. «Heute rivalisieren Migrantenbanden um Territorium und um die Kontrolle

über Prostitution, Drogen, Waffen – alles, was Geld bringt.»

Elofsson hat den Tiefenblick fürs Kriminelle. 42 Jahre arbeitete er bei der Malmöer Polizei und war bis letztes Jahr ihr oberster Chef. Seit der Eröffnung der Öresundbrücke im Jahr 2000, welche Malmö mit Kopenhagen und Resteuropa verbindet, verzeichne Südschweden eine starke Zunahme an schweren Waffen. 2014 detonierten 24 Handgranaten in Malmö's Wohnge-

bieten. Dieses Jahr waren es bereits über fünfzig Sprengstoffanschläge, mehrheitlich gegen Autos und Gebäude. Malmö ist Spitzenreiter der Gewalt, aber längst kein Einzelfall. «Landesweit haben wir 55 Gebiete als «problematisch» eingestuft. Die Feuerwehr löscht dort nur mit Polizeischutz. Und die Polizei kreuzt ausschliesslich mit verstärkten Patrouillen auf.» Dass die Gewalteskalation mit der hohen Zahl an Ausländern zu tun hat, steht für Elofsson ausser Zweifel. «Die Mehrheit der verhafteten Delinquenten haben Migrationshintergrund.»

«Ich bin sehr beunruhigt über die Zukunft», sagt Elofsson. «50 000 Einwanderer in diesem Jahr waren männlich und minderjährig, gut 20 000 davon kamen unbegleitet, ohne Eltern. Wenn wir sie nicht in die Schulen schicken können, dann droht die Gefahr einer Parallelgesellschaft. Wir brauchen dringend 6000 Lehrer, jetzt. Der schwedische Wohlfahrtsstaat steht auf dem Spiel.» Die Medien würden alles schönreden, aber man könne die Menschen nicht für dumm verkaufen. «Darum sind die Schwedendemokraten im Aufwind», sagt Elofsson, der selbst Mitglied der Christdemokraten ist.

Sverigedemokraterna! Spricht man in der Innenstadt diesen Parteinamen aus, legen sich die Gesichter in Falten, die Blicke verflüchtigen sich,

Die Feuerwehr löscht dort nur mit Polizeischutz. Die Polizei kreuzt mit verstärkten Patrouillen auf.

als hätte man eben ein Glas Blausäure geöffnet. Die Medien berichten mit grösster Reserve über die Partei und stets mit einem Zusatz in den Variationen «Nazis», «Rassisten», «Rechtsextreme», «Populisten» oder «Rechtspopulisten».

Wirtschaftlich vertritt die Partei liberale Werte wie tiefe Steuern und die Zurückbindung des Staates. Ihr Kernressort indessen ist die Asyl- und Integrationspolitik. Angesichts des gegenwärtigen Migrationsdrucks plädieren die Schwedendemokraten für einen kompletten Stopp der Einwanderung.

Die letzte Festung

Im Stadshuset kriegen sich die regierenden Grünen und Sozialdemokraten nicht mehr ein, seit die Schwedendemokraten hier eingezogen sind. Auf genau drei Buchstaben – «Hej!» – beschränkt sich die Höflichkeit, wenn sie auf dem Flur einem Schwedendemokraten begegnen.

«Wir nennen es die letzte Festung», sagt Jörgen Grubb in verschwörerischem Flüsterton über die Stadtverwaltung. Grubb ist Vorsitzender der Schwedendemokraten in Malmö, hat einen unspektakulären Rundum-gleichlang-Kurzhaarschnitt und eine sanfte Stimme.

Fällt das Wort «Rassist», rollt Grubb gelangweilt die Augen. «Ich bin mit Migranten aufgewachsen, viele meiner Freunde haben dunkle Haare.» Es sind Griechen, Italiener, die in seiner



Hier trifft Bagdad auf Somalia, Damaskus auf den Balkan: Malmö-Aussenviertel Rosengård.

Jugend nach Schweden gekommen sind. «Sie haben sich bestens integriert. Viele von ihnen wählen Schwedendemokraten.» Wir erklärt Grubb diesen erstaunlichen Sukkurs? «Sie haben geschuftet, Steuern bezahlt, und heute wirft man den neuen Flüchtlingen das Geld einfach nach, das macht sie wütend.»

Die Wurzeln der heutigen Krise sieht Grubb in den siebziger Jahren. 1975 beschloss das schwedische Parlament einstimmig, das vormalig homogene Schweden in ein multikulturelles Land umzuwandeln. «Man begann von uns Schweden zu verlangen, dass wir uns anpassen. Das ist falsch.»

«Verzweifelte, ehrliche Menschen»

Die Schwedendemokraten formierten sich 1988. Lange dümpelten sie am politischen Tellerrand. Vor zehn Jahren schliesslich begann ihr Aufstieg. Der ist direkt mit einem Namen verknüpft: Jimmie Åkesson, 36, der Parteipräsident mit Maturandengesicht und Hornbrille. Sein Erfolgsrezept? «Seine Ruhe», sagt Grubb. «Was immer sie ihm Übles anhängen, er steckt es kommentarlos weg und fährt weiter.» 13,9 Prozent der Stimmen erzielten die Schwedendemokraten bei den Parlamentswahlen letztes Jahr. Inzwischen liegen ihre Umfragewerte bei 27 Prozent. Und langsam kommen die etablierten Parteien, die gegen die Schwedendemokraten gerne die «Rassisten»-Keule zücken, in Erklärungsnotstand.

Einer, der früh warnte vor der Verteufelung der Schwedendemokraten, ist der Starautor Per Olov Enquist. Nachdem die Schwedendemokraten 2010 erstmals den Sprung ins Parlament geschafft hatten, sagte er im Gespräch mit der *Weltwoche* über die verpönte Partei: «Es gibt Probleme mit der Immigration. [...] Sie [die

Swedendemokraten, die Red.] zu ignorieren, wäre gefährlich. Einige von ihnen mögen Neonazis sein. Viele aber sind verzweifelte, ehrliche Menschen.»

Die jüdischen Schweden bekamen als Erste zu spüren, dass etwas nicht stimmte mit Schwedens Ruf als tolerante Multikultigesellschaft. Schon vor Jahren gab es einen Anstieg der antisemitischen Hassverbrechen.

Malmö gilt heute als eine der antisemitischsten Städte Europas.

Malmö gilt heute als eine der antisemitischsten Städte Europas. In den letzten Jahren halbierte sich die Zahl der Juden in Schweden auf 20 000. Viele kehrten ihrer Heimat für immer den Rücken. «Es ist eine permanente, diffuse Angst, die uns umtreibt», sagt Freddy Gellberg, Vizedirektor der Jüdischen Gemeinde in Malmö. «Wir fühlen uns als Zielgruppe.» Die Büroräume der Gemeinde befinden sich hinter Sicherheitsschranken, Kameras spähen in die Nachbarschaft.

Seit dem Anschlag auf die Kopenhagener Synagoge im Februar, bei dem ein jüdischer Wachmann von einem Terroristen palästinensischer Herkunft erschossen wurde, befindet sich seine Gemeinde in nervöser Unruhe. «Wir fürchten uns vor «einsamen Wölfen»», sagt Gellberg. «Wir tragen keine jüdischen Symbole, um nicht aufzufallen.» Anfang Jahr spazierte ein schwedischer Reporter mit einer Kippa auf dem Kopf durch Malmö. Das schwedische Fernsehen filmte ihn mit einer versteckten Kamera, die ganze Nation wurde Zeuge von virulentem Judenhass. «Jüdischer Teu-

fel», «jüdische Scheisse», «Geh weg», riefen Passanten dem verkleideten Reporter zu.

Bei einer Pro-Palästina-Demonstration vor ein paar Wochen, bei der eine sozialdemokratische Stadtpolitikerin eine Ansprache hielt, skandierten Demonstranten auf Arabisch «Tod den Juden». Gellberg hat die Mordaufrufe aufgezeichnet und der sozialdemokratischen Regierung und der Polizei unterbreitet, ohne Folgen. 134 Klagen hätten Mitglieder der Jüdischen Gemeinde im letzten Jahr bei der Polizei gemeldet, doch wegen keiner einzigen Tat sei ermittelt worden. «Das heisst, niemand rapportiert mehr.»

Zusätzlich unter Druck fühlen sich jüdische Schweden durch die Aussenpolitik der sozialistischen Regierung. Sie hat letztes Jahr als erstes europäisches Land den «Staat Palästina» anerkannt. Aussenministerin Margot Wallström nimmt regelmässig Stellung gegen Israel. «Die Aussenministerin sagte neulich, dass es hier so viele Fanatiker gebe, sei wegen des israelisch-palästinensischen Konflikts», sagt Gellberg.

In Schweden herrscht eine Stimmung wie in Taka-Tuka-Land. An der Macht ist eine Regierung, die zur Hälfte aus Frauen besteht. Gleichzeitig führt das Land die schwarze Liste der Vergewaltigungen an, direkt hinter dem südafrikanischen Lesotho. Das Wort «Rasse» ist per Gesetz verboten. Der Malmöer Imam Adly Abu Hajar frohlockt: «Schweden ist der beste islamische Staat.» Und die erste lesbische Bischöfin – Eva Brunne – ruft dazu auf, die Kreuze von der Seemannskirche in Stockholm zu entfernen. Diese seien eine Beleidigung für Muslime.

Ist dieses famose Land komplett meschugge? Nicht ganz. Hoffnung keimt. Ministerpräsident Stefan Löfven hat sich nach den Pariser Anschlägen und tosenden Notrufen aus den Flüchtlingszentren offiziell von der schrankenlosen Migrationspolitik verabschiedet – mit einem bemerkenswerten Bekenntnis: «Ich muss leider sagen, dass Schweden naiv war.» ○

Collection „Stellina brillante“, Roségold, Rubin, Brillanten

Liebesbeweis...

Echt
DEVON
Juwelen & Uhren

Rennweg 18 · 8001 Zürich
www.devon.ch +41 44 222 00 55
welcome@devon.ch

© Design Devon Ueli Küng

Champagner fürs Hirn.



Verblüffen Sie mit einem prickelnden Weihnachtsgeschenk. Und bleiben Sie 50 Wochen in bester Erinnerung. Bestellen sie jetzt ein Geschenkabo unter www.weltwoche.ch/abo oder rufen Sie unseren Kundendienst an: Telefon 043 444 57 01.

Die Girlies sind zurück

Bubblegum-Pop, R&B, Frauen in bauchfreien Tops und Männer in Baggy-Jeans: Die neunziger Jahre lösen die Achtziger als popkulturelle Referenz ab. Wie konnte das passieren? *Von Claudia Schumacher*

Etwas verwirrend, was der Ed Sheeran sich auf der Bühne erlaubt. Der 24-jährige Pop-Prinz trägt gerne ein kariertes Flanellhemd zum bübischen Zauselhaar und lommelig am Hintern sitzende Jeans (jawohl: Baggy!), als hätten die neunziger Jahre für ihn nie geendet. Die Gitarre schrummt der Brite folkig, wie der Zeitgeist das verlangt, aber wenn er den Mund aufmacht, erinnert er an Justin Timberlake. Als wären das nicht schon genügend Neunziger-Jahre-Anspielungen, schmettert er einen Cover-Song: «Every-booo-deey!» – das Original der Backstreet Boys ist aus dem Jahr 1997.

Erstaunlich ist diese Verneigung vor den neunziger Jahren deshalb, weil die Dekade, Zeit meiner Pubertät, bis vor kurzem als stilistischer Fundus total pfui war und als popkultureller Retro-Referenzrahmen ausgeschlossen blieb. Wer trotzdem nach den Neunzigern aussah, galt wenig schmeichelhaft als «hängengeblieben». Der Satz: «Das ist voll Neunziger» bot sich an, wollte man ausdrücken, dass etwas veraltet und uncool war.

Girlgroups, Boygroups, Bubblegum-Pop! R&B! Tattoo-Ketten! Latzhosen! Netzshirts! Arschgeweih! Haarmascara! Nokia! Bauchfrei! Nicht in jedem Fall tat man den Neunzigern

Bis vor kurzem waren die Neunziger als stilistischer Fundus total pfui.

ganz unrecht, freute man sich über ihr Ende. Ein Ende, das wir nun aber überlebt zu haben scheinen. Nachdem die Achtziger der Popkultur der letzten Jahre von den superengen Jeans bis zum Synthie-Pop-Sound viele Ideen geliefert hatten, werden sie nun von der Folgedekade abgelöst. Nicht nur Ed Sheerans Auftreten weist darauf hin, dass die Neunziger gross im Kommen sind.

Rihanna zeigt sich mit eng am Hals anliegenden Ketten und bauchfreien Oberteilen und lässt sich dabei mit Freundinnen fotografieren, die es ihr modisch gleichtun (sieht dann aus wie Tic Tac Toe). Katy Perry trägt die Haare Bubblegum-bunt, wie man das als Teenager in den Neunzigern stilecht gemacht hat. Auch die provokanten Knotenhaare des Pop-Enfant-terrible Miley Cyrus waren original Neunziger. Ebenso die Doc Martens, die Overalls, das Bauch-Gezeige und vieles mehr, mit dem Cyrus ins Auge fällt.

Wie konnte das passieren? Die oberflächliche Antwort verweist auf die Taktung der Dekadennostalgie. Empirisch gesprochen: Ein Jahrzehnt wird nach etwa zwanzig Jahren recycelt. Die siebziger Jahre orientierten sich an den Fünfzigern, die Achtziger gedachten der Sechziger, und die Neunziger kruschtelten im abgefahrenen Fundus der Siebziger herum. Unsere Zeit (wie heisst sie eigentlich: die zehner Jahre?) ist also keine Ausnahme, wenn sie sich von den Neunzigern jetzt etwas trendpolitische Unterstützung holt.

Aerobic-Amazonen Crawford

Warum aber liegen immer zwanzig Jahre zwischen den Dekadenwiederholungen? Der Grund hierfür ist wohl banaler, als man meinen könnte. Er hat mit der Zeit zu tun, die ein Mensch braucht, um erwachsen zu werden. Denn die Kultur eines Jahrzehnts lebt immer dann wieder auf, wenn diejenigen, die ihre Kindheit oder Jugend in ihr verbracht haben und sie somit als besonders prägend empfanden, gerade alt genug geworden sind, um als gesellschafts- und kulturpolitisch relevante Mediatoren zu wirken.

Als die Backstreet Boys ihr «Everybody» schmetterten, war Ed Sheeran sechs Jahre alt – und wie damals alle anderen Kinder, die den Hit im Radio oder am TV hörten, völlig aus dem Häuschen. Hat man dann mal die iTunes-Download-Charts angeführt oder den Soundtrack eines riesigen Blockbusters wie «Der Hobbit» beliefert, was auf den heute erwachsenen Ed Sheeran beides zutrifft, kann man sich auch getrost auf die Bühne stellen und die Backstreet Boys covern, ohne zu fürchten, dass einen deshalb alle gleich ausbuhnen. Furcht ist auch deshalb nicht angebracht, weil im Publikum viele andere alte Kinder aus den Neunzigern stehen, die im Bereich der Trendsetzung zwar weniger Macht haben als Sheeran, aber auch keine Lust mehr verspüren, sich sagen zu lassen, wie massiv uncool das Jahrzehnt war, in dem sie herangewachsen sind. De facto singen plötzlich alle mit. Lauthals. Fast ein bisschen bedrohlich. Als wollten sie auch noch mehr davon!

Bei den Damen vertreten nicht nur Rihanna, Katy Perry und Miley Cyrus bereits eine offensive Neunziger-Nostalgie. Das US-Supermodel Karlie Kloss postet Bilder seiner liebsten Supermodels aus den Neunzigern – Naomi Campbell und Christy Turlington – auf Instagram als Hommage an deren stilbildende



Covern die Spice Girls: Musikerin MØ.



Auffallen um jeden Preis: Schriller Mustermix.



Provokante Knotenhaare: Miley Cyrus.

Grösse. Kloss' beste Freundin, Popmusik-Regentin Taylor Swift, hält es in ihren Verehrungsaktivitäten ähnlich. Vor kurzem liess sie das Über-Supermodel der neunziger Jahre, Cindy Crawford, prominent im Musikvideo «Bad Blood» auftreten, das modisch vom Lipgloss bis hin zur bauchfreien Lackästhetik



Bauch-Gezeige: Taylor Swift, Karlie Kloss.



Schmuddel-Look: Latzhose.



Kunstvoll gedrehtes Zwirbelhaar: Rihanna.



Flanellhemd und Zauselfrisur: Ed Sheeran.



Kult oder kindisch? Plateauschuhe.



Vibes der Erlöser: Nirvana-Fan.

ohnehin bereits einen starken Rückbezug auf Crawfords Dekade darstellt. Apropos Crawford: Dem Fitnesswahn der Neunziger, dem die Schöne mit dem Muttermal als Aerobic-Amazone vorstand, schenkt die Generation Y mit ihren Tracker-Uhren gerade auch eine Renaissance.

Die Generation Y, aufgewachsen in den Neunzigern, arbeitet mittlerweile im Bereich der Musik, der Mode oder der Medien an exponierter Stelle – und macht ihre Jugendnostalgie, die generell dann besonders stark wird, wenn man gerade den Ernst des Lebens kennenlernt, zu einem gesamtgesellschaftlichen Phänomen.

Das Gesetz, dass die Jungen, sobald sie sich in der Gesellschaft auf die Ebene der Entscheidungsträger und Trendsetter hochgearbeitet haben, die Zeit ihrer Prägung wieder aus der Mottenkiste holen, sorgt dafür, dass beim Stil-Recycling auch wirklich keine Dekade ausgelassen wird – egal, wie medioker sie gewesen sein mag.

«Himmel, da stehen mir die Haare zu Bergel!», meinte meine Mutter in den nuller Jahren, als mit Leggings, Schulterpolstern und toupierten Haaren in den Modezeitschriften die Rückkehr der Achtziger kommuniziert wurde. Sieht sie hingegen irgendwo die siebziger Jahre aufblitzen, freut sie sich ungemein.

Auch wer die Dekade nicht mag, wird ihre Renaissance ohne allzu viel Fremdschämen erdulden.

Wie man der jeweiligen Dekadennostalgie gegenübersteht, hängt wohl davon ab, ob es sich dabei um eine Verbeugung vor der eigenen Jugend handelt oder ob einem nur die Mode-sünden der anderen aufgetischt werden, die man schon einmal unbeteiligt ertragen musste. (Davon ausgenommen sind die sechziger Jahre. «Mad Men» mögen ja irgendwie alle.)

Im Kostüm auf der Motto-Party

Auch wer die Neunziger so wenig mag, dass er ihnen nicht einmal mit ironischem Augenzwinkern und im Flanellhemd-Kostüm auf der Motto-Party begegnen will, wird ihre Renaissance ohne allzu viel Fremdschämen erdulden können. Es war eine Dekade, in der es den Leuten gutging und man eine fröhliche Kindheit erleben konnte. Entsprechend handelt es sich um die Zeit der grossen TV-Serien: «Der Prinz von Bel-Air», «Eine schrecklich nette Familie», «Die Nanny», und, natürlich, der absoluten Kultserie: «Friends». Gute *vibes* erreichen uns aus den Neunzigern, die, mit dem groben Fernglas betrachtet, tendenziell ein Jahrzehnt bildeten, das weltweit von wirtschaftlicher Stabilität, sinkenden Kriminalitätsraten und relativer Friedlichkeit geprägt war.

Während in den Klubs jetzt also wieder Neunziger-Jahre-Partys gefeiert werden, arbeiten sich die Musiker brav am Sound von damals ab. Die junge Dänin Mø hat «Say You'll Be There» von den Spice Girls in ihren elektronischen Cool übersetzt, amerikanische Indie-Sänger covern die Ära der Boygroups ab, und interessante Musikerinnen wie Banks, Jessie Ware, FKA Twigs oder Kelela bringen den R&B ihrer Kindertage zurück. Da fällt mir ein, dass ich noch einen Haufen Spice-Girls-CDs von einer Freundin im alten Kinderzimmer bei meinen Eltern eingelagert habe – vielleicht fängt sie jetzt an, diese zu vermissen!



«Reisen ist eigentlich viel zu billig»: Tui-Chef Wittwer.

«Apple ist unser Vorbild»

Wegen des starken Frankens buchen viele Schweizer ihre Ferien mittlerweile im Ausland. Tui-Suisse-CEO Martin Wittwer über die Konkurrenz im Euro-Raum, den Terrorismus und die Digitalisierung der Reisebranche. *Von Martin Spieler und Mara Truog (Bild)*

Herr Wittwer, die Reisebranche steht vor riesigen Herausforderungen. Wo geht die Reise hin?

Der Tourismus ist weltweit ein stark wachsender, ja sogar boomender Markt. Zehn Prozent aller Arbeitsplätze weltweit entfallen heute auf den Tourismus. Die Reisetätigkeit nimmt global rasant zu.

Der Markt steht vor einem grossen Umbruch. Welche Trends machen Sie aus?

In der Schweiz unternehmen jährlich rund 90 Prozent der Bevölkerung eine Reise. Reisen ist ein Massengut geworden. Die Menschen wollen reisen, aber sie wollen möglichst massgeschneidert ihre Bedürfnisse leben. Tui ist erfolgreich darin, das Massengeschäft zu individualisieren. In der Schweiz ist das Potenzial im Gegensatz zu anderen Ländern, im östlichen Europa oder in Indien, ausgeschöpft. Entsprechend sind in diesen Ländern die Wachstumschancen für unsere Branche viel grösser.

Welche Ferien sind gefragt?

Gefragt sind weiterhin klassische Badeferien, allerdings mit einer starken Ten-

denz zu individuellen, persönlichen Erlebnissen. Im Trend sind Ferien mit Zeit für sich selbst oder die ganze Familie, Komfort, Action, Fitness, Wellness oder Gesundheitsprogrammen. Diese Bereiche wachsen gewaltig. Interessanterweise sehen wir auch eine Bewegung zurück zur Einfachheit, zu Ferien in der Natur. Nicht mehr möglichst viel Luxus, sondern das Gegenteil ist gefragt.

Was ja auch eine Luxuserscheinung ist?

Das ist einer von vielen Widersprüchen im Reiseverhalten der Konsumenten. Auf der einen Seite wollen die Leute Tapetenwechsel, Exotik und Abenteuer. Auf der anderen Seite wollen sie Pünktlichkeit und Sauberkeit, wie sie es von zu Hause gewohnt sind. Der Schweizer möchte ausbrechen, aber auf einem Standard, wie wir ihn hier haben.

Der Bünzlischweizer träumt vom Abenteuer in der Ferne, wenn aber etwas nicht perfekt läuft, wird er sauer?

Schweizer haben hohe Ansprüche, auf die sie nicht verzichten möchten, selbst wenn sie in fremden Ländern sind oder sich in der freien Natur bewegen. Man will campen, aber auch das muss perfekt organisiert sein.

Für viele ist Reisen heute spottbillig: Werden die Preise weiter sinken?

Auslandreisen sind wegen des starken Frankens, vor allem auch wegen der niedrigen Flugkosten günstiger geworden. Die Überkapazitäten bei den Airlines verursachen einen Preiserfall. Reisen ist eigentlich viel zu billig. Die Flugpreise, die durch Angebot und Nachfrage bestimmt und bezahlt werden, sind oft nicht kostendeckend.

Reisen ist zum Teil so billig, dass man in den Ferien günstiger lebt, als wenn man zu Hause bleibt.

Das ist verrückt, aber es stimmt. Ferien etwa in Thailand können in der Tat billiger sein.

Wer zahlt den Preis für Billigstreisen?

Es gibt im Tourismusmarkt nur noch wenige grosse Marktteilnehmer. Diese holen über Skaleneffekte und eine effiziente, internationale Arbeitsweise für die Kunden das Optimum heraus. In der Schweiz profitieren wir zusätzlich von einer höheren Kaufkraft. Dennoch sollte man nicht moralisieren. Unter Berücksichtigung einer nachhaltigen Entwicklung schafft der Tourismus in vielen Ländern wichtige Arbeits-

plätze. Wenn wir in ein Reisebüro gehen und buchen, unterstützen wir einerseits die hiesige Wirtschaft, andererseits profitiert auch die Wirtschaft im Reiseland.

Braucht es künftig noch Reisebüros? Heute buchen viele ihre Reisen übers Internet.

Wir investieren in beide Vertriebswege. Man muss unterscheiden zwischen Reisebüro und Reiseveranstalter. Wir sind ein Reiseveranstalter, der auch Reisebüros betreibt. Unsere Mitbewerber sind nicht Hotelplan oder Kuoni. Es sind Internetportale wie Booking.com, Ebookers.com.

Diese Internetportale gewinnen immer mehr Marktanteile.

Wir bieten den Kunden mehr Bequemlichkeit und persönliche Betreuung. Wenn Sie über Internetportale buchen, erfolgt der Kontakt meist nur über einen Klick. Wenn Sie während der Ferien ein Problem haben, wird dies bei den Portalen schwierig. Beim klassischen Reiseveranstalter gibt es von der Buchung im Reisebüro bis zum Aufenthalt am Ferienort immer einen direkten Kundenkontakt. Der *personal touch* ist unser Wettbewerbsvorteil.

Haben Sie die Digitalisierung verschlafen?

lisierung betreibt Apple an teuersten Standorten Läden, und die Kunden strömen dahin.

Ist Apple Ihr Vorbild?

Wenn man so will, ja. Wir müssen den Mut haben, uns von den alten, verstaubten Reisebüros zu verabschieden und sie gestylt und technologisch neu erfinden. Dank dem neuen Tui-Store-Konzept werden auch die Jungen wieder in unsere Läden kommen.

Verlieren Sie dann nicht ältere Kunden?

Im Jahr 2020 wird die Gruppe der aktiven Senioren in Westeuropa die Mehrheit ausmachen. Das ist ein Riesentrend, ein wichtiger Markt. Ältere Menschen haben mehr Geld, wollen mehr und bis ins höhere Alter reisen. Diese Kunden wollen wir behalten. Es wäre ein Fehler, nur noch auf die Digitalisierung zu setzen. Zu unserem Markenversprechen gehört auch der persönliche Kontakt.

Konkurrent Kuoni ist aus dem Reiseveranstaltergeschäft ausgestiegen: Ist das auch für Sie eine Option?

Nein, für Tui ist dies keine Option. Im Gegenteil, wir haben uns aufs Reiseveranstalter-

Deutschland verloren, obwohl wir die Preise um 15 Prozent gesenkt hatten. In den Köpfen der Kunden bleibt die Überzeugung: «Wenn ich über die Grenze gehe, ist es billiger.» Das stimmt nicht.

Was erwarten Sie von der Politik?

Dass wir Reisen auch in Euro anbieten und verrechnen können. Gemäss Gesetz dürfen wir in den Katalogen und auf den Internetportalen nicht in Euro werben. Wir möchten Reisen auch in Euro ausschreiben, um damit den Kunden die nötige Preistransparenz zu bieten.

Ein wachsendes Risiko ist der Terrorismus. Was ist in Ihnen vorgegangen, als Sie von den Anschlägen in Paris, Ägypten und Tunesien hörten.

Die Sicherheit der Kunden bestimmt unser Handeln. Wir sind auf verschiedene Situationen vorbereitet. Dennoch haben mich diese Attentate tief berührt. Es ist frustrierend, wenn ein Land wie Tunesien versucht, demokratische Strukturen aufzubauen, und diese durch feige Anschläge zerstört werden sollen. Das macht mich traurig und bestürzt.

Die Opfer hätten Ihre Kunden sein können.

Wir kommen spät, aber auf breiter Front und immer wieder mit kundenfreundlichen Neuheiten. Doch es stimmt: Die traditionelle Reisebranche hat die Veränderung nicht aktiv angestossen. Nun sind wir dabei, wenn sich der Markt durch die Social Media und das Internet weiter verändert.

Welche Antworten haben Sie als Tui Suisse?

Als international tätiger Reisekonzern investieren wir hohe Summen in die Technologie. Wir sehen für uns die Zukunft in der digitalen Welt. Das heisst nicht, dass wir die klassischen Reisebüros schliessen. Das Reisebüro wird Teil der digitalen Welt. In unseren neuen Concept-Stores, zum Beispiel im Glattzentrum, verbinden wir die beiden Vertriebskanäle. Wir zeigen, dass das Internet nicht der Feind des Reisebüros ist.

Jüngere Konsumenten gehen doch nicht mehr ins Reisebüro.

Das sehe ich anders. Nehmen Sie die Apple-Stores: Trotz Internet und Digita-

tergeschäft spezialisiert. Das ist unser Kerngeschäft. Darin sind wir erfolgreich.

Wie wirkt sich der starke Franken aus?

Aus unserer Sicht war die überraschende Aufhebung des Euro-Mindestkurses durch die Nationalbank nicht nachvollziehbar. Wir verlassen uns auf Aussagen der SNB. Wenn man erst sagt: «Wir halten an der Politik des Mindestkurses fest», und dann plötzlich das Gegenteil tut, ist man als Nationalbank nicht glaubwürdig. Der Entscheid hat uns viel gekostet. Wir sassen auf hohen Devisenbeständen.

Was verlangen Sie von der Nationalbank?

Eine berechenbare Politik. Die heutige Situation führt dazu, dass immer noch zu viele Leute im Ausland einkaufen und Reisen buchen. Wir sägen am Ast, auf dem wir sitzen.

Sie profitieren auch vom starken Franken. Reisearrangements sind billiger geworden.

Das stimmt. Aber wir leiden stark unter dem Einkaufstourismus. Wir verlieren Kunden. Viele buchen im Euro-Ausland. Wir haben bis zu 15 Prozent Kunden an

Wir empfinden grosses Mitgefühl mit den Angehörigen der Opfer. In der Schweiz hatten wir Glück, dass wir nicht direkt betroffen waren.

Warum bieten Sie trotzdem weiter Ferien in Ländern wie Tunesien oder Ägypten an?

Wir stützen uns auf die Reisehinweise des Eidgenössischen Departements für auswärtige Angelegenheiten sowie die Informationen, welche wir von unseren Vertrauenspersonen vor Ort erhalten. Entscheidend ist: Für diese Länder gibt es keine Reisewarnung.

Sie können nie die volle Sicherheit garantieren in diesen Ländern.

Nirgends auf der Welt gibt es eine hundertprozentige Sicherheit. Wir nehmen unsere Verantwortung wahr. Die Entwicklung in den Reiseländern verfolgen wir im internationalen Verbund rund um die Uhr. Solange keine Reisewarnung besteht und wir auf mögliche Risiken hinweisen, sehen wir keinen Anlass, solche Reiseländer nicht anzubieten. Ausserdem würden wir diese Länder erst recht schwächen. ○



Überbleibsel der Mongolenherrschaft: Bachtchissarai in der Autonomen Republik Krim.

Aufgewiegelt

Im Westen empören sich manche über die russische Herrschaft auf der Krim. Eine Reise auf die Schwarzmeer-Halbinsel indes zeigt: Mit Russland gibt es kaum Probleme. Es sind vor allem Kiewer Exiltataren, die den schwelenden ethnischen Konflikt befeuern. *Von Thomas Fasbender*

Der Bahnhof gleicht dem einer Geisterstadt; die hohe, mit Eichenholz getäfelte Schalterhalle ist ebenso menschenleer wie die Stuhlreihen im Wartesaal. Eine einzige Kasse ist besetzt. Fünfmal täglich verkehren Züge in Richtung Sewastopol, dann gibt es noch Verbindungen nach Jewpatoria, in den Osten bis nach Kertsch und in den Norden kurz vor die ukrainische Grenze.

Am Bahnhof in Simferopol kommt kein Fremder mehr an. Die Gleise, die zum Festland führen, sind ungenutzt, seit eine neue Grenze die Halbinsel von der Ukraine trennt. Die Handvoll Ausländer, die sich noch auf die Krim trauen, landen mit einem der rund dreissig Flieger, die täglich in Moskau in Richtung Süden starten – ein weiteres gutes Dutzend trifft aus den russischen Regionen ein. Zwei neue Terminals wurden im letzten Jahr aus dem Boden gestampft. Rund sechs Millionen russische Passa-

giere, fast fünfmal so viel wie 2013, wickelt der Flughafen Simferopol heuer ab.

Die Elektrische mit der Nummer 6941 verlässt die Stadt um 17.45 Uhr. Eine Elektrische ist eine Vorortbahn. Sie hat Holzbänke, keine Toiletten und hält an jeder Viehweide. Bachtchissarai ist die siebte Station. Als der Zug bremst, ist es stockfinster auf dem Perron, kein Licht, keine Stadt, kein Bahnhof. Die Mitreisenden bestehen dennoch darauf, dass ich aussteige. «Bachtchissarai», sagen sie, ja ja.

Stalins Rache

Tagsüber ist der Bahnhof türkisfarben und anmutig mit einem von zwei Säulen getragenen Portikus. Ewige russische Provinz. Niemand würde erwarten, dass von hier aus jahrhundertlang ein kleines Reich regiert wurde. Bachtchissarai war die Hauptstadt des Khanats der Krimtataren – ein Überbleibsel der Mongolen-

herrschaft – von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis zur Annexion durch Russland 1783. Die zuvor von der Krim ausgehenden Raubzüge unter der slawischen Bevölkerung lieferten jahrhundertlang den Nachschub für die Sklavenmärkte in Istanbul, Damaskus und Bagdad.

Die Annexion 1783, der Krimkrieg 1853–56, der Russisch-Türkische Krieg 1877/78, die russische Nationalitätenpolitik und nach der Oktoberrevolution 1917 Verfolgung, Hunger und Kollektivierung sorgten dafür, dass später Hunderttausende Krimtataren ihr Leben liessen oder emigrierten, vor allem in die Türkei. Kein Wunder, dass viele der Zurückgebliebenen die Truppen der Achsenmächte 1941 als Befreier empfangen und den neuen Herren etwa im Tataren-Gebirgsjäger-Regiment der Waffen-SS dienten.

Stalins Rache war grausam. An nur drei Tagen im Mai 1944 liess er alle 240 000 Krim-



«Das Teilen muss ein Ende haben»: Marktstand in Bachtschssarai.

tataren mit Viehwaggons nach Zentralasien schaffen. Binnen weniger Monate lebte nur noch die Hälfte von ihnen. Zurückkehren durften sie erst Ende der 1980er.

Den politischen Willen der bis zuletzt anti-kommunistischen Tataren bündelte ein sowjetischer Dissident: Mustafa Dschemiliew. Immer noch prägt er das Bild seiner Volksgruppe in der Öffentlichkeit. Der 1943 geborene Politiker, der sich wie der verstorbene Albanerführer Ibrahim Rugova gern mit einem Schal über der Krawatte zeigt, ist ein PR-Profi. «Qirimoglu» lässt er sich nennen – Sohn der Krim. Der deutsche Wikipedia-Eintrag präsentiert ihn als leuchtenden Märtyrer und Helden; der Titel «Qirimoglu» wird dort sogar zum Namensbestandteil. 2013 strahlte der türkische Kanal TRT eine neunteilige Serie über ihn aus: «Sohn der Krim – Kampf einer Nation».

Von 1991 bis 2013 stand Dschemiliew dem Medschlis vor, einer krimtatarischen Exekutivvertretung, die weder in der Ukraine noch in Russland rechtlich anerkannt ist. Seit 1998 ist er Abgeordneter im ukrainischen Parlament und dort für seine prowestlichen Ansichten bekannt. Dass er sich nach dem Kiewer Umsturz im Februar 2014 auf die Seite der neuen Regierung schlagen würde, war absehbar. Seitdem sitzt er in der ukrainischen Hauptstadt; dort

fressen ihm die internationalen Medien aus der Hand. In Russland, und damit auch auf der Krim, gilt für ihn ein Einreiseverbot.

Vor allem bei russlandkritischen Journalisten sind die Krimtataren ein beliebtes Sujet. Die Quellen tragen immer die gleichen Namen: Mustafa Dschemiliew, sein Nachfolger als Medschlis-Oberhaupt Refat Tschubarow und der stellvertretende Medschlis-Chef Achtem Tschijgos, der seit Februar 2014 auf der Halbinsel in Untersuchungshaft sitzt.

Warum das Café nicht geöffnet habe, frage ich. «Politik», sagt er.

Westliche Medien und NGOs bedienen sich im Umfeld dieser Gruppe. Charakteristisch ist der Beitrag «Krim – die Halbinsel der Angst» auf der Website von Amnesty International im März. Dort wird ein Treffen mit der Ehefrau des inhaftierten Achtem Tschijgos geschildert. Die Wiener *Presse* schöpft aus einem Besuch bei Safinar Dschemilewa, der Gattin des «Qirimoglu» höchstselbst. Auch der ukrainische Ableger von Radio Free Europe stösst ins gleiche Horn. In der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* erschien Anfang September ein Beitrag «Gleichschal-

tung auf der Krim». Der Korrespondent hatte sich nach Bachtschissarai begeben und dort das seit Monaten geschlossene Café «Musafir» besucht. Danach schrieb er, die Tataren würden dereinst vor Freude Schafeschlachten, wenn Putin stürze oder die Halbinsel wieder ukrainisch werde. Im Vorspann heisst es: «Seit der Annexion der Halbinsel durch Russland werden die Krimtataren mehr denn je diskriminiert. Ihre Sprache verschwindet aus den Schulen und ihre Gedenktage aus dem Kalender.»

Schafe schlachten

Das Café «Musafir» liegt auf der linken Seite der Leninstrasse an einem Hang. Sie führt durch das Tal des Flüsschens Tschuruk-Su in die Altstadt, am Palast des Khans vorbei und weiter flussaufwärts bis zu einem byzantinischen Höhlenkloster im steilen Fels. Im Fenster des Cafés hängt unübersehbar ein Schild «Geschlossen». Ich steige eine Treppe hinauf, da löst sich eine Gestalt aus dem Hintergrund, ein Mann in den Vierzigern. Warum das Café nicht geöffnet habe, frage ich. «Politik», sagt er. Als ich nachhake, meint er, das «Musafir» gehöre jemanden aus der Familie des Tatarenchefs. So sei das, wenn die Grossen in Ungnade fielen. «Tatarenchef», wiederhole ich und frage: «Dschemiljew?» Er nickt. >>>

Ich brauche gar nicht gross zu fragen; er erzählt mir alles genau so, wie ich es in der FAZ gelesen habe. Davon, wie die Russen mit der Führung des Medschlis umspringen, von der Verhaftung des Achtem Tschijgos, von den Schulen, die geschlossen wurden und den verbotenen Feiertagen. Und auch, dass alle Tataren Schafe schlachten würden, wenn Putin dereinst stürzt oder die Halbinsel wieder ukrainisch werde.

Schon den Taxifahrer, der mich am Vorabend vom Bahnhof zum Hotel fuhr, hatte ich nach den Tataren und der neuen Zeit gefragt. Er sei Ukrainer, erklärte er mir als Erstes, und das zu hundert Prozent. Aber er lebe freiwillig hier, habe kein Problem mit den Russen. Nur die Tataren – das eine wisse ich doch: Früher hätten sie alle Slawen, deren sie habhaft wurden, nach Arabien verkauft. Ich frage ihn, ob es stimme, dass es den Tataren vor 2014 besser ergangen sei. «Wie man's nimmt», sagt er. Jedenfalls hätten die Ukrainer ihnen nicht so auf die Finger geschaut. Die Ukrainer hätten niemandem auf die Finger geschaut. Im Vorbeifahren zeigt er auf ein geschlossenes Strassenrestaurant, dann auf ein zweites, dann auf das «Musafir». Keine Papiere, keine Lizenzen, keine Steuern, nichts, sagt er. Den Kiewern sei das egal gewesen; das hätte einigen in den Kram gepasst. Die Russen führen jetzt ein ganz anderes Regiment. Schluss mit lustig.

Der Khan-Palast ist ein angenehm bescheidener, von Mauern umgebener Komplex mit Museen und einem Marmorbrunnen, den Puschkin besungen hat. Katharina die Grosse war im Frühjahr 1787 hier. Jetzt im Oktober gibt es kaum Touristen, ohnehin war die Saison schlecht. Worauf soll man hoffen, wenn geschrieben steht: «Krim – die Halbinsel der Angst».

Krimtatarisch wird kaum gesprochen

Vor einem der leeren Cafés sitzt ein Alter ohne Vorderzähne auf einer Pritsche. Er spricht Fremde an und wirbt für sein Etablissement. Obwohl ich es besser weiss, frage ich, ob es das «Musafir» sei, das würde ich suchen. Es werde schliesslich überall empfohlen. Da schimpft er. Das «Musafir», das sei der Clan dieses Medschlis-Chefs, dieses Dschemiliew, der jetzt in Kiew sitze. Meinen Kaffee tränke ich besser bei ihm, ausserdem sei das «Musafir» sowieso geschlossen: «Die machen jetzt in der Ukraine ihr Geld.»

Ich bin der einzige Gast. Ein schwarzhaariges Mädchen bedient, den Blick gesenkt. Türkischer Kaffee und süsse Leckerbissen zum zweiten Frühstück. Der Fernseher oben an der Stirnwand zeigt den krimtatarischen Sender ATR, dessen Lizenz sie auf der Krim nicht verlängert haben und der jetzt aus der Ukraine sendet. Das Programm: russische Filme. Am Nachmittag, als ich auf einen weiteren Kaffee vorbeikomme, läuft ein ukrainischer Sender.

Da ich schon wieder der einzige Gast bin, bitte ich das Mädchen, auf ATR umzuschalten. Eine Historikerin aus dem Medschlis-Umfeld, Gulnara Bekirowa, spricht über tatarische Geschichte. Auf Russisch.

Kurz vor Mittag erscheint eine Hochzeitsgesellschaft im Hof des Palasts. Der Bräutigam in tatarisch-türkischer Tracht mit schwarzem Fez, die Braut in Weiss, eine schwarzhaarige Schönheit mit sanften Bewegungen. Am Strassenrand parkt eine schwarze S-Klasse mit zwei krimtatarischen Flaggen, einem gelben Dreizack, dem Symbol der Goldenen Horde, auf türkisfarbenem Grund. Ich fotografiere die



Sohn der Krim: Tatarenchef Dschemiliew.



Gewirr aus Intrigen: Khan-Palast.

Hochzeitsgesellschaft, gutgekleidete junge Menschen, die weder Russen noch Ukrainern ähneln. Ob ich wohl ein Wort Krimtatarisch höre? Fehlanzeige, bei dieser Hochzeit ebenso wie in ganz Bachtschissarai.

Auch das Mädchen mit dem gesenkten Blick spricht Russisch, nicht nur mit mir, sondern auch in der Küche. Ich frage, ob sie Krimtatarisch beherrscht. «Natürlich», sagt sie. In der Schule habe sie es gelernt und zu Hause. Nur im Alltag benutze es niemand. «Warum nicht», frage ich, «ist es verboten oder geniert man sich?» Ein verständnisloser Blick – wie ich auf die Idee komme? – Nun, ich

hätte gelesen, tatarische Schulen würden geschlossen. «Nein», sagt das Mädchen und schüttelt den Kopf. Nur in der Schule Nummer fünf, dort sei früher nur auf Tatarisch unterrichtet worden und heute zweisprachig auf Tatarisch und Russisch. Aber sie sprächen ja sowieso alle Russisch.

Tiefe Zerwürfnisse

Die gleichen Antworten auf die gleichen Fragen höre ich überall, wo ich einkehre, auch in dem freundlichen Familienhotel in der Altstadt. In der Tat scheinen sich Unterdrückung und Verfolgung auf den Medschlis und seine Pro-Kiew-Aktivisten zu beschränken; den Alltag der übrigen Tataren betreffen sie nicht.

Das deckt sich mit den Aussagen aus der Umgebung des Republikchefs Sergei Aksjonow: Mindestens 70 Prozent der Krimtataren seien inzwischen für die neuen Verhältnisse. Aksjonow wirft Kiew und dem Medschlis vor, die Krimtataren bewusst gegen die Mehrheitsbevölkerung aufgewiegelt zu haben: «Das Teilen der Krimbewohner in Nationalitäten muss ein Ende haben», forderte er. «Was für die Krim getan wird, wird für alle getan.» Vier Wochen nach dem Anschluss der Halbinsel hat Präsident Putin die 1944 verbannten Armenier, Bulgaren, Griechen, Deutschen und Tataren nach russischem Recht rehabilitiert. Im vergangenen April wurde erstmals ein neuer Feiertag begangen: der Tag der Rückkehr der verbannten Völker auf die Krim.

Was hat es also auf sich mit diesem Medschlis und seinen Protagonisten? Wer etwas tiefer gräbt, trifft auf krimtatarische Gegenspieler, etwa eine Partei namens Milli Firka, die nach der Oktoberrevolution die krimtatarische Linke vereinte. 2006 wurde sie wieder ins Leben gerufen. Seither positioniert sie sich mit russischer Unterstützung gegen den pro-westlichen Medschlis. Milli Firka hängt der eurasischen Weltanschauung an, wie sie auch in Moskau Konjunktur hat: Den orthodoxen Slawen und den islamischen Turkvölkern gebührt eine eigene Zukunft, abgegrenzt vom westlichen Gedankengut.

Wer noch weiter gräbt, stösst auf tiefe Zerwürfnisse, die lange vor der Ukrainekrise wurzeln. In dem Gewirr aus Intrigen und Halbwahrheiten spielen Mustafa Dschemiliew und seine Kamarilla eine Hauptrolle. Es geht um Macht und um Geld, um Banken und Immobilien. Angeblich wird der Medschlis mit Dollar-millionsen aus der Türkei und den USA unterstützt. Wie immer im Osten gibt es weder Schwarz noch Weiss. Was sich als Überlebenskampf einer Minderheit verkauft, hat geopolitische Dimensionen. Russland hat die Zeit vor 1954 nicht vergessen und die Türkei nicht diejenige vor 1783. Beide Nationen tragen ihren Anspruch auf die Krim im Herzen. Die Illusion vom Ende der Geschichte hegt man nur in Westeuropa. ○



«Live on Ice» in Küsnacht ZH

Winterzauber am Zürichsee

Auch in der kalten Jahreszeit hat der Zürichsee seine Reize. Als Weltwoche-Abonnent geniessen Sie zu speziellen Konditionen ein romantisches Essen mit Eislauf-Show im traditionsreichen Romantik Seehotel Sonne – auf Wunsch mit Übernachtung.



rechten Zürichseeufer bietet alles, was man sich für sein Wohlbefinden nur wünschen kann. Kompetent geführt von René Grüter und Catherine Julen Grüter, will das Seehotel am Puls der Zeit bleiben und gleichzeitig traditionell Landestypisches weiterpflegen. Das Hauptgebäude ist vom international bekannten Lichtkünstler Gerry Hofstetter beleuchtet, im Garten befindet sich eine romantische Eisbahn. Ein Open-Air-Käsefondue gibt es immer dienstags im November und Januar.

Romantic Wednesday:

Jeden Mittwoch ab 19.30 Uhr (ausser 23. und 30. Dezember) findet die Eislauf-Show «Live on Ice» mit den Sunny Ice Angels statt, gefolgt vom Candlelight-Dinner am stimmungsvoll dekorierten Tisch. Für Weltwoche-Abonnenten stehen spezielle Arrangements zur Verfügung.

So nah von daheim – und doch so fern vom Alltag: Wenn Sie den langen Winter mit einem speziellen Erlebnis bereichern wollen, sind Sie im Romantik Seehotel Sonne richtig. Das 1641 erstmals urkundlich erwähnte Haus direkt am

Platin-Club-Spezialangebot

Romantik Seehotel Sonne
Seestrasse 120, 8700 Küsnacht

Candlelight-Dinner:

8. November 2015 bis 7. Februar 2016
jeweils So bis Do (exkl. Feiertage)
4-Gang-Überraschungsmenü
Pro Person Fr. 84.– (statt Fr. 98.–)
Nur mittwochs: inkl. Eislauf-Show ab 19.30 Uhr

Übernachtung mit Seeblick:

1 Nacht im Deluxe-DZ inkl. Glühwein-Apéro und 3-Gang-Dinner für 2 Personen (exkl. Getränke)
Freier Eintritt auf die Eisbahn (Mo geschlossen)
Pro Person Fr. 198.– (statt Fr. 262.–)
(Angebot gültig für max. 6 Personen pro Platin-Club-Karte, nach Verfügbarkeit)

Reservation:

Romantik Seehotel Sonne, Tel. 044 914 18 18
oder per E-Mail an home@sonne.ch. Bitte Kennwort «Weltwoche Platin-Club» angeben.

Veranstalter:

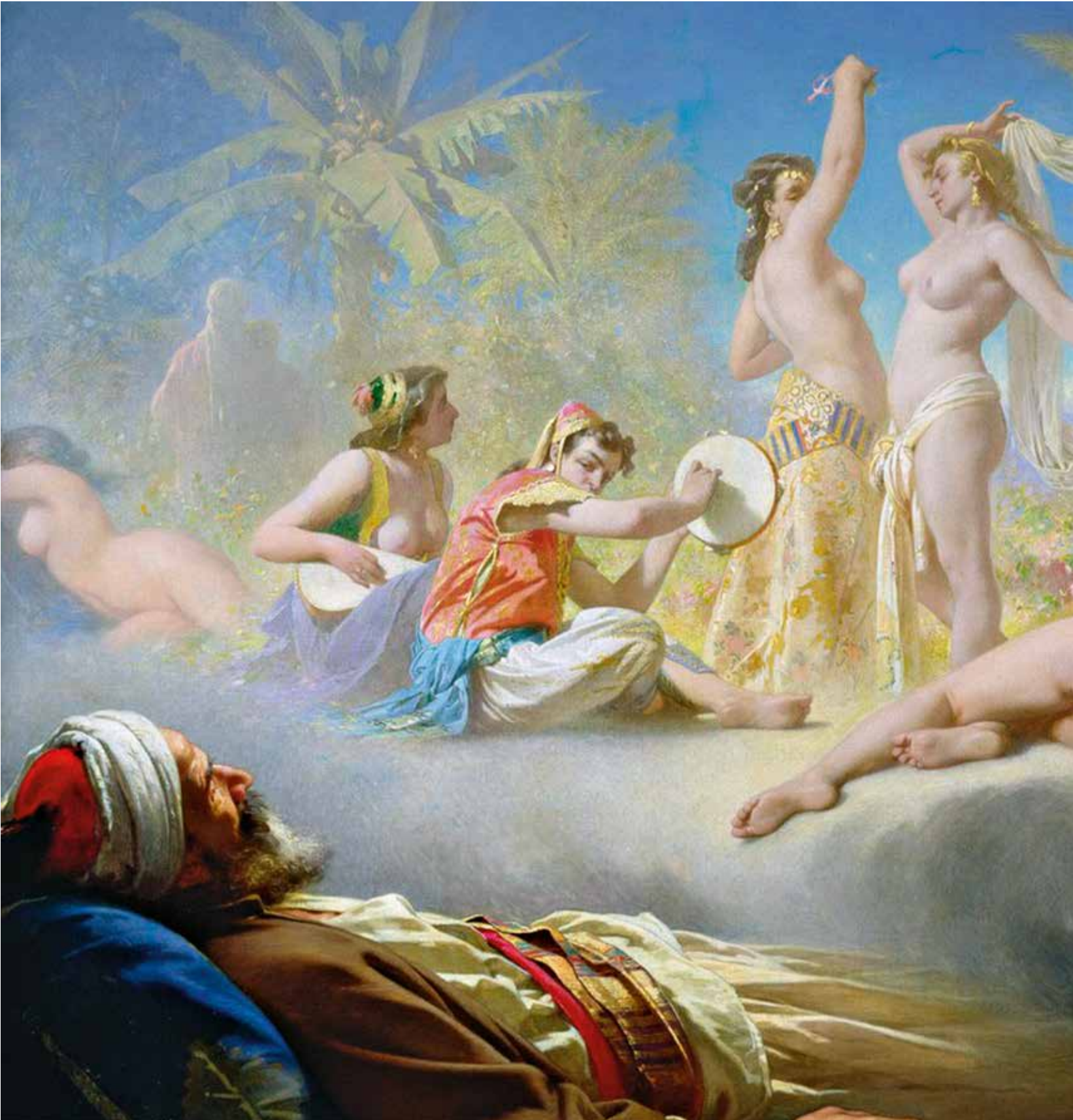
Romantik Seehotel Sonne
www.sonne.ch

www.weltwoche.ch/platinclub



Die Sache mit den 72 Jungfrauen

Die islamischen Paradiesvorstellungen beflügeln muslimische Extremisten, Nichtmuslime schütteln den Kopf: Woher kommt die Idee, dass im Himmel unbefleckte Schönheiten darauf warten, von Märtyrern beglückt zu werden? *Von Manfred Schlapp*



«Engelsgleiche Jungfrauen rufen schon deinen Namen!»: «Le rêve du croyant», Achille Zo, um 1870.

Utopia ist jener fiktive Ort, der Menschen als Wandschirm dient, auf den sie ihre Sehnsüchte und ihre Träume von einem paradisischen Dasein projizieren. Der Traum von einem Paradies, das in unendlicher Fülle bietet, was einem das real existierende Leben vorenthält, ist so alt wie die Menschheit. In allen Paradiesvorstellungen spiegelt sich ein

Schlaraffenland wider, in dem kein Mangel an irdischen Genüssen herrscht: Indianer erträumten sich ewige Jagdgründe, Germanen halluzinierten von Walhalla, wo die Krieger um knusprige Braten sitzen, bedient von Walküren, die stets darauf bedacht sind, dass der Met in den Trinkhörnern der Zecher nicht versiegt.

Auch der koranische Himmel spiegelt die klassischen Visionen himmlischer Glückseligkeit wider, wahrgenommen durch die Brille von Wüstenbewohnern, für die selbst pures Wasser eine Kostbarkeit ist. Ergo gleicht bei Wüstensöhnen der Himmel einer blühenden Oase, die Essen und Trinken im Überfluss bietet. Ein derartiger Himmel kann nur ein «dschannat» sein, ein Garten, genauer: der Garten Eden, in dem nicht nur kühle Quellen sprudeln, sondern auch Milch, Wein und Honig fließen! Und Früchte und Fleisch in Fülle vorhanden sind! Einen solchen Garten verheißt den Gläubigen der Schlussvers der 98. Sure, «as-suratu al-bayyinah» (ein deutlicher Beweis): «Ihr Lohn ist der Garten Eden bei ihrem Herrn, um dort auf ewig zu verweilen. Allah ist mit ihnen zufrieden und sie mit ihm! Solches ist jenem gewiss, der seinen Herrn fürchtet!»

Fress- und Saufgelage

Dass der Koran – wie alle heiligen Bücher – Menschenwerk ist und nicht vom Himmel gefallen ist, wird von keinem historisch gebildeten Menschen bezweifelt. Der Koran ist ein vielschichtiges Werk, in dem Ägypter und Griechen, Juden und Christen, Syrer und Perser ihre Spuren hinterlassen haben, ganz zu schweigen von all den Stämmen, die auf der Weihrauch-

Im Garten Eden dürfen Muslime tun, was im Hier und Jetzt streng verboten ist.

strasse zwischen Sanaa und Petra ihr Wesen trieben. Würde man den 114 Suren des Korans all die Töne entlocken, die aus alten Zeiten nachklingen, müsste man viele Sondernummern füllen. Begnügen wir uns also mit einem exemplarischen Blick auf wenige Quellen.

Das Paradies geht auf persische Traditionen zurück. Im altpersischen «paradaida» habe Gott den ersten Menschen aus Erde erschaffen. «Adam» bedeutet «Erde». Diese Etymologie und diesen Schöpfungsmythos lehrt auch der Koran. Und was erwartet gläubige Männer im Paradies? Schöne Jünglinge, die sie bedienen und die Becher reihum füllen (Sure 52, 24), und grossäugige Jungfrauen vom Aussehen erlesener Perlen (Sure 56, 22–23), deren Anzahl auf 72 steigen kann, wie es die Hadithe, eine Sammlung von Geschichten und Sprüchen rund um Mohammed, verheissen!

Im Garten Eden, der zum Inbegriff des muslimischen Paradieses werden sollte, wird den Bewohnern nicht nur all das Schöne und Gute geboten, das ihnen im diesseitigen Jammertal versagt bleibt, sondern sie dürfen sogar tun, was im Hier und Jetzt streng verboten ist – Prunkentfaltung, Fress- und Saufgelage. Der 15. Vers der 47. Sure beschreibt ein Beispiel für das Paradiesgärtlein: «In ihm sind [...] Ströme



von Wein, köstlich für die Trinkenden.» Reihum bedient werden die Trinker, die «sich, an golddurchwobene Polster lehnend, gegenüber sitzen» (Sure 56, 15–16), je nach Neigung «von immerjungen Knaben» (Sure 56, 17) und «von Jünglingen, [schön] wie erlesene Perlen» (Sure 52, 24) oder von «[grossäugigen] Jungfern», ebenfalls von der Art «erlesener Perlen» (Sure 56, 22–23).

Um von Persien zum Mittelmeer zu blicken: In die griechisch-ägyptische Götterwelt taucht ein, wer das koranische Paradiesgärtlein betritt. Die grossäugigen Frauen erinnern an die kuhäugige Göttin des alten Ägypten, deren glanzvolle Augen Eingang in den griechischen Götterhimmel finden sollten: «Kuhäugig» nannte bereits Homer die Göttin Athene. Die schönen Jünglinge wiederum erinnern an den Lustknaben Ganymed, der dem Göttervater Zeus als Mundschenk und auch sonst zu Diensten war.

Sind die Köstlichkeiten vom Aussehen erlesener Perlen, wie sie in der 56. Sure verheissen werden, in der Tat die heissersehnten, in weisse Gewänder gehüllten Jungfrauen? Oder sind die «erlesenen Perlen» eine Metapher, hinter der sich etwas ganz anderes verbirgt?

Der Alltag der Paradiesbewohner gleicht festlichen Gelagen in den Gärten der Alhambra (al-Hamra): «Gekleidet in Seide und Brokat, sitzen sie einander gegenüber» (Sure 44, 53) und laben sich «an Früchten in Mengen, uner-

schöpflich und stets verfügbar» (Sure 56, 32–33). Versorgt sind sie nicht nur mit Früchten, sondern auch «mit Fleisch, welches sie nur wünschen» (Sure 52, 22). Und all das spielt sich in schattigen Hainen ab, in denen Bächlein plätschern und rauschen.

Freuden des Paradieses

Im ursprünglichen Wortsinn verkörpert ein Paradies einen abgeschlossenen Garten, in dem es blüht und duftet. Wie ein roter Faden durchzieht arabische Märchen die Sehnsucht nach einem solchen Traumland, das für die Söhne der Wüste in unerreichbare Ferne gerückt war. Die Erfüllung ihrer Sehnsüchte verspricht bis zum heutigen Tag die jenseitige Welt, deren Tore jenen offenstehen, die ein gottgefälliges Leben nachweisen können.

Wenn im Koran die Freuden des Paradieses ausgemalt werden, tauchen immer wieder die «huur» auf, schöne Frauen oder Jungfern, die den Männern zu Diensten sind, wie etwa in der 44., 52., 55. und 56. Sure. Im prosaischen Sinn ist «huur» der Plural zu «hawra» (Gefährtin). Romantiker bringen «huur» mit «huuria» (Nymphe) in Verbindung und machen daraus die sagenumwobenen «huur al-dschannat» (Paradiesjungfrauen). So oder so: An keinem anderen Wort hat sich die Fantasie der Muslime so sehr entzündet wie an den «huur», an all den vielen schönen Frauen,

von denen ein Paradiesbewohner laut muslimischer Überlieferung mindestens zwei, mancher aber 72 an seiner Seite haben.

Diesbezüglich geben die berühmten Hadithe beredte Auskunft: «Im Paradies wird ein jeder zwei so wunderschöne Frauen von so zarter Haut haben, dass sie wie durchscheinend ist, und kein Mann wird im Paradies ohne Frauen sein.» Und: «Wahrlich, im Paradies wird jeder Muslim ein Zelt besitzen, das aus einer einzigen ausgehöhlten Perle gemacht ist, und in jeder Ecke dieses Zeltes befindet sich eine seiner Frauen.» Wem das nicht reicht, findet bei Abu Saïd al-Chudri Trost, der den Propheten mit den Worten zitiert:

«Und noch der Letzte im Paradies wird 80 000 Sklaven und 72 Frauen haben und ein Zelt besitzen, das aus Perlen, Rubinen und Smaragden gestaltet ist. Egal, ob er auf Erden jung oder alt gestorben ist, er wird dreissig Jahre alt sein und nicht älter, wenn er in das Paradies eintritt.» Sollte sich jemand Sorgen machen, ob er angesichts der vielen Frauen selbst als kraft- und saftstrotzender Dreissigjähriger seinen Mann zu stellen vermag, dem sei ein Wort des Propheten ins Ohr geflüstert: «Er [der ins Paradies eintritt] wird die Kraft von hundert Männern empfangen!» Und: «Es wird ein intensiver und aufregender Geschlechtsverkehr sein, und nachher werden die Frauen wieder rein und jungfräulich sein wie zuvor!»

Informative Unterhaltung!

Regionale, nationale und internationale Informationen, Sport, Veranstaltungen und ein abwechslungsreiches Musikprogramm täglich bei Radio Central. **Infos auf radiocentral.ch**



So empfangen Sie Radio Central: Oberer Zürichsee, Linthgebiet 91.3; 89.4 • Schwyz 102.6; 97.7; 93.2 • Glarus 92.1; 97.7; 89.3; 88.7 • Oberiberg, Hoch-Ybrig 107.1 • Unteriberg, Euthal, Studen 94.4 • Rothenthurm 106.9 • Ob- und Nidwalden 101.8; 103.0; 100.4; 99.0 • Uri 103.0; 101.8; 102.2; 97.7 • Luzern 100.1 • Willisau 94.8 • Wolhusen 88.6 • Sursee 93.0 • Region Triengen 97.5 • Engelberg 107.6 • Zug 99.2 MHz oder Kabelnetz • CentralWebplayer • Digitalradio DAB+ • Central-App • www.radiocentral.ch

Mehrfach lehrt der Koran, dass im Himmel mehr Männer als Frauen sind. Wenn nun jeder Mann im Paradies mindestens zwei Frauen, viele aber gar 72 an der Seite haben, dann gerät man ins Grübeln und kommt zum Schluss: Mit der Elle der Vernunft sind so manche Koran-Weisheiten nicht zu messen.

«Der Himmel lächelt»

Auf ihrem Weg in den Tod begleitete die Attentäter, die in die New Yorker Twin Towers flogen, ein geistliches Testament, das islamische «Märtyrer» seit Jahrhunderten zu Wahnsinnstaten anspornt: «Dies ist die Stunde, in der du Gott treffen wirst. Der Himmel lächelt, mein junger Sohn, denn du marschierst direkt in den Himmel. Öffne dein Herz, denn du bist nur mehr einen kurzen Moment entfernt vom glücklichen Leben im Kreise der Märtyrer. Bete zu Gott! Er wird dich segnen und deinen Einsatz mit Erfolg krönen. So wirst du am Ende der Sieger sein, im Wissen, dass der Himmel auf dich wartet. Engelsgleiche Jungfrauen rufen schon deinen Namen!»

Solche Sätze haben eine Tradition, die viel älter ist als die Geschichte des Islam. Das Hohelied auf die Märtyrer stimmten bereits die frühen Kirchenväter an und lange vor ihnen alttestamentliche Autoren. Verweilen wir in der christlichen Frühzeit und nehmen wir die Trostschrift «Ad martyres» zur Hand, eine Schrift, in der Tertullian, einer der ersten Kirchenväter, den zum Tode verurteilten Christen Mut zuspricht.

Tertullian erklärt die «morituri», die Todgeweihten beziehungsweise zum Tod Bereiten, zu Gladiatoren Christi, die für unvergängliche Lorbeeren kämpfen, dank denen sie auf ewige Zeiten inmitten von Engeln und Heiligen thronen dürfen. Von solchen Frohbotschaften ist es nur mehr ein winzig kleiner Schritt zu den paradiesischen Verheissungen, die todesmutigen Dschihadisten in Aussicht gestellt sind, wenn sie ihr Leben für Allah aufopfern.

Angeblich harren ihrer sechs Dutzend grossäugige, engelsgleiche Jungfrauen. Bei diesen Damen handelt es sich vermutlich um eine Fehlinterpretation der zwei oft zitierten Koranverse 22 und 23 der 56. Sure. Seit über tausend Jahren streiten sich die Gelehrten um die Interpretation dieser Verse – so wie um viele andere Verse auch. Richtig gelesen, erwarten den «Märtyrer» kaum 72 Jungfrauen, sondern weisse Trauben, deren üppige Beeren so gross wie kostbare Perlen sind. Noch heute heissen die weissen Trauben, die in der Oase Turfan in der Taklamakan dank uralter, unterirdischer Bewässerungstechniken reifen – ein wahrer *luogo magico* – wie die angeblichen Jungfrauen im besagten Vers.

Manfred Schlapp ist Philosoph und Islamwissenschaftler. 2015 erschien von ihm «Islam heisst nicht Salam» (Offizin, 380 S., Fr. 37.90).

Religion

Ewige Erektion

In der PR-Maschinerie der Islamisten treibt die Jungfrauen-Utopie eigenartige Blüten. Von Pierre Heumann



Willkommenskultur im Himmel: Märtyrer-Begräbnis.

Ramallah, Mitte November: Muhannad Halabi wird zu Grabe getragen. Für die Trauergemeinde ist er ein Märtyrer, ein «schahid», weil er bei einem Attentat zwei Israelis umgebracht hat. Für viele Palästinenser, die ihn auf dem letzten Weg begleiten, ist der Trauerzug eine Hochzeitsfeier. Denn oben im Paradies, sind sie überzeugt, wird Muhannad von 72 Jungfrauen freudig erwartet. Die PR-Maschinerie der Islamisten wiederholt diese Belohnung für Selbstmordattentäter in immer neuen Formen, sei es als Clip, auf dem die Willkommenskultur im Himmel plastisch dargestellt wird, oder als feurige Predigt eines Imams.

Via Internet wird zum Beispiel der feurige Ansporn zum Märtyrertum des saudi-arabischen Predigers Omar al-Sweilem verbreitet. Sehr anschaulich beschreibt er, was die Märtyrer nach ihrer Tat erwartet: «Was für Haare! Was für eine Brust! Welche Brüste! Welche Hüften! Ohne Creme, ohne Vaseline. Rein gar nichts! Er sagte, dass die Gesichter an diesem Tag sanft sein werden. Sogar dein Gesicht wird sanft und weich sein an diesem Tag, ohne Puder oder Make-up. Fühle ihre Hand, Scheich! Wenn sie dich sehen, werden sie aufstehen und auf dich zurennen. Wenn sie dich fassen, werden sie dich auf den Rücken legen, auf weichen Kissen. Ich wünsche das allen Leuten, die hier versammelt sind.» Und dann: «Er sagte, dass eine aus der Schar ihren Mund auf den deinen drücken wird. Tu, was immer du willst. Eine andere wird ihre Wange an die deine drücken, eine weitere ihre Brust an die deine, und die anderen werden warten, bis sie an der Reihe sind. Es gibt keinen Gott

ausser Allah.» Sogar Weine würden von einer der schwarzäugigen Jungfrauen dargereicht. «Denn Wein im Paradies ist eine Belohnung für gute Taten. Der Wein dieser Welt ist zerstörerisch, nicht aber der Wein der nächsten Welt.»

«Wohlverwahrte Perlen»

Al-Sweilem beruft sich auf einen berühmten Gelehrten aus dem 9. Jahrhundert, auf al-Muhasibi. Andere argumentieren mit dem Koran, wo es in Sure 56 heisst: «Und grossäugige Huris [haben

sie zur Verfügung], [in ihrer Schönheit] wohlverwahrten Perlen zu vergleichen.» Es ist, als ob die Geistlichen, die der männlichen Jugend solche erotischen Versprechen in Aussicht stellen, die Verheissungen der westlichen Welt kompensieren wollten. Das Versprechen wird allerdings erst in der nächsten Welt erfüllt. Dort aber auf ewig: Denn der Penis des Auserwählten (Märtyrers) werde nie erschlaffen, schrieb im 16. Jahrhundert recht anschaulich al-Suyuti, ein einflussreicher Hadith-Gelehrter. Die Erektion sei ewig. Das Gefühl der Lust, die man beim Liebemachen immer wieder empfinden werde, sei dermassen fantastisch und ausserirdisch, dass man ohnmächtig würde, erführe man diese Lust auf Erden. Jeder Auserwählte werde Jungfrauen heiraten, ausser den Frauen, mit denen er auf der Erde verheiratet war, und alle würden appetitliche Vaginen haben.

Was aber haben Frauen zu erwarten, die als Märtyrerinnen ins Paradies kommen? In religiösen Kommentaren wird ihnen versprochen, dass sie im Paradies schöner sein werden als auf Erden, glücklich und frei von Eifersucht. Weil sie zeitlebens zu Allah gebetet haben, werden sie den Jungfrauen, die nur im Paradies existieren, überlegen sein. Einige Geistliche behaupten heute zudem, dass Frauen im Paradies ihre Ehemänner nie langweilen würden, auch wenn die vielen Jungfrauen anwesend sind.

Wehe aber dem Märtyrer, der von einer Frau ins Jenseits befördert wird! Dann könne er, das behaupten zumindest die Ideologen des Islamischen Staates, seine Jungfrauen-Utopie im Paradies vergessen.



Hyper-Humanismus: Mark Zuckerberg, Gattin Priscilla Chan und Töchterchen Max.



Modernes Krippenspiel

Von Claudia Schumacher

Er lächelt nachgerade sympathisch, woraus sich beim Anblick der modernen Josef-Maria-Jesus-Komposition die erste Irritation ergibt. Wie haben die das in der Bildbearbeitung bloss gemacht? Facebook-Gründer Mark Zuckerberg, 31, zeigt sich zwar oft auf Fotos lächelnd, will heissen: eigentlich philanthropisch. Nur wirken seine Augen dann irgendwie seelisch unbeteiligt, soziopathisch – Eigenschaften, die ihm nicht wenige allgemein attestieren.

Auf diesem Bild aber, das gerade um die Welt gegangen ist, scheint Zuckerberg echt berührt. Potzblitz, was so eine kleine Maus mit einem Mann anrichten kann! Oder lächelt Zuckerberg nur in sich hinein?

Für alle, die dem Winterschlaf verfallen sind und daher nichts mitbekommen haben von der grossflächig kommunizierten, scheinbar heiligen Begebenheit, die das Bild verkündet: Zuckerberg hat mit seiner Frau Priscilla Chan erfolgreich Reproduktion betrieben. Das Ergebnis wurde Max genannt und ist kein am 1. Dezember geborener Sohn, sondern eine Tochter.

Während sich viele Normalsterbliche gerade überlegen, wie die Weihnachtsgeschenke für die Kinder finanziert werden könnten, haben Zuckerberg und Chan soeben einen Brief ans Baby auf Facebook gepostet. Darin teilen sie mit, 45 Milliarden US-Dollar, also 99 Prozent ihrer Facebook-Anteile, im Lauf ihres Lebens wohlütig zu spenden, damit Max in einer besseren Welt aufwachsen könne.

Wenn man sich daneben nicht schlechtmenschlich und rabeneltherlich vorkommt, muss man wohl Bill Gates heissen.

Phänomenal, wie weit Zuckerberg, der noch im Jahr 2010 im amerikanischen Kinofilm «The Social Network» als skrupelloser Ideendieb und Frauenverächter porträtiert wurde, es mittlerweile an der Philanthropenfront gebracht hat!

Die ersten Kommentare zu seinem Hyperhumanismus waren lobend. Doch seit bekannt wurde, dass die Spendenorganisation «Chan Zuckerberg Initiative» gar nicht gemeinnützig, sondern als For-Profit-Einrichtung organisiert ist, die sich nicht in Kalifornien, sondern in Delaware befindet, wo die Steuern niedriger sind, vermuten einige, dass es hier vielleicht gar nicht nur um eine bessere Welt geht.

Zumindest für Max aber wird der Unterschied so gross nicht sein: Auch durch die vorteilhafte Umverteilung des Familienvermögens wird die Welt für sie eines Tages besser sein als für andere Kinder.

Bestseller

Belletristik

- 1 (1) **Donna Leon:** Endlich mein
(*Diogenes*)
- 2 (2) **Jojo Moyes:** Ein ganz neues Leben
(*Wunderlich*)
- 3 (5) **Cecelia Ahern:** Der Glasmurmelsammler
(*Fischer Krüger*)
- 4 (4) **Lucinda Riley:** Die Sturmschwester
(*Goldmann*)
- 5 (3) **Monique Schwitzer:** Eins im Anderen
(*Droschl*)
- 6 (6) **Eveline Hasler:** Stürmische Jahre
(*Nagel & Kimche*)
- 7 (-) **Pedro Lenz:** Der Gondoliere der Berge
(*Cosmos*)
- 8 (10) **David Safier:** Mieses Karma hoch 2
(*Kindler*)
- 9 (7) **David Lagercrantz:** Verschwörung (*Heyne*)
- 10 (-) **Jo Nesbø:** Blood on Snow. Der Auftrag
(*Ullstein*)

Sachbücher

- 1 (1) **Guinness World Records 2016**
(*Hoffmann und Campe*)
- 2 (2) **Arno Renggli:** Der Hund starb –
was er nicht überlebte (*Wörterseh*)
- 3 (3) **Giulia Enders:** Darm mit Charme (*Ullstein*)
- 4 (-) **Raoul Weil:** Der Fall Weil (*Wörterseh*)
- 5 (4) **SRF bi de Lüt – Landfrauenküche,
Band 3** (*Redaktion Landfrauen kochen*)
- 6 (6) **Jamie Oliver:** Jamies Superfood für
jeden Tag (*Dorling Kindersley*)
- 7 (7) **Ueli Oswald:** This Jenny (*Wörterseh*)
- 8 (5) **Jürgen Todenhöfer:** Inside IS – Einmal
Hölle und zurück (*Bertelsmann*)
- 9 (8) **Guido Maria Kretschmer:** Geschicht
eingefädelt – Das grosse Nähbuch (*Edel*)
- 10 (-) **Per Andersson:** Vom Inder, der
auf dem Fahrrad bis nach Schweden fuhr...
(*Kiepenheuer & Witsch*)

Quelle: SBVV/Mediacontrol

Apropos: Ventil

Die Terroranschläge in Paris haben einmal mehr gezeigt: Viele Menschen brauchen ein Ventil, um ihre Wut loszuwerden. Die einen – sie gehören zum weniger angesehenen Teil der Bevölkerung – lassen ihren Emotionen in Form von unappetitlichen Tiraden gegen Einwanderer in Internetforen freien Lauf. Die anderen – sie sehen sich als die Kultivierten – kanalisieren die Wut in eine andere Richtung. Sie suchen sich Leute aus, die sich aus ihrer Sicht ungebührlich geäußert haben, und geben sie zum verbalen Abschuss frei. Zuletzt traf es den Theaterregisseur Alvis Hermanis, der eine Regiearbeit in Hamburg abgesagt hat, weil er mit den «Refugees Welcome»-Aktionen des Theaters nicht einverstanden war. Zur Unperson erklärt, ist fraglich, ob er sich je wieder im deutschsprachigen Kulturbetrieb zeigen kann. (rb)

Literatur

Unsere Bücher des Jahres

Die längsten Abende stehen bevor. Was lohnt sich zu lesen? Persönliche Empfehlungen von Prominenten, Experten und *Weltwoche*-Autoren.

Bernard Thurnheer, Fernsehlegende



Biografien über Rockstars sind fast immer zum Scheitern verurteilt: Sie glorifizieren, sie bedienen Erwartungen, sie blenden aus. Dieses Buch ist anders: Wir lernen Eric Clapton als suchenden, später als getriebenen Menschen kennen. Als talentierter und erfolgreicher Gitarrist lebt er bald nur noch auf der Überholspur und gleitet in die Alkohol- und Drogenabhängigkeit ab. Glamour? Reha! Ohne sich besonders aufzudrängen, fügen sich jene Teile in seine Biografie, für die man sich als Fan besonders interessiert: wer im Song «Layla» wirklich gemeint war, wie der Übername «Slowhand» entstand, wie sein junger Sohn zu Tode stürzte oder wie ihm Paul McCartney eine neue Melodie vorsang, mit «Scrambled Eggs» als improvisierter Textzeile. Daraus wurde schliesslich «Yesterday»! Ein Muss für jeden Rockfan!

Eric Clapton: Mein Leben.
Fischer-Taschenbuch-Verlag, 2009. 352 S., Fr. 17.90

Alex Reichmuth, Redaktor Inland



Vorsicht: Dieses Buch könnte Sie um Ihren Schlaf bringen. Der Brite Henry Marsh erzählt, wie es sich anfühlt, täglich in Hirnen zu operieren. Und das mit einer Ehrlichkeit, die für Ärzte ungewöhnlich ist. Immer wieder ist man als Leser berührt, ergriffen, schockiert. Der Starchirurg schreibt von unheilbaren Tumoren, fatalen Verschlüssen und platzenden Blutgefässen. Er berichtet von heilsamen Eingriffen und dem Glück, die sie ihm bereiten. Aber auch von fürchterlichen Fehlgriffen und den Schuldgefühlen, mit denen er fertig werden muss. «Jeder Chirurg trägt einen Friedhof in sich», stellt Marsh fest. Auch wenn dieses Buch in gutverständlicher Sprache gehalten ist: Um leichte Lektüre handelt es sich keinesfalls.

Henry Marsh: Um Leben und Tod. DVA. 352 S., Fr. 26.90

Thomas Hirschhorn, Künstler



Meine Bücher des Jahres stammen vom Philosophen Marcus Steinweg. Sie sind eine Art Lexikon in Begriffen, von «Sex» über «Angreifbarkeit» bis zu «Entsubjektivierung». In «Evidenzterror» sind insgesamt 191 Begriffe beschrieben, in «Inkonsistenzen» gibt



«Glamour? Reha!»: Bernard Thurnheer.



«Das hilft – das hilft mir!»: Thomas Hirschhorn.

es Texte zu 136 Begriffen. Nur schon das Inhaltsverzeichnis zu lesen, ist poetisch, exzessiv und ambitioniert zugleich. Ich, der Leser, bin eingeladen, entweder das Buch nach Begriffen abzusuchen, irgendeine Seite per Zufall aufzuschlagen oder meine eigenen Suchkriterien anzuwenden. Jeder Begriff ist in sich gefasst, freischwebend wie jede einzelne Strophe eines nie aufgehörenden Gedichts.



Nichts wird vereinfacht oder verkürzt, jeder Begriff erstrahlt neu in seiner Eigenheit, seiner Dichte und seiner Brisanz. So steht beim Begriff «Definition der Kunst»: «Der Formlosigkeit mit Form antworten, ohne sie zu neutralisieren.» Das ist wertvoll, das hilft – das hilft mir! Der Philosoph hämmert, durchlöchert und schleift, er schlägt Unwichtiges weg, und er insistiert immer auf Überkomplexität und Plastizität der Begriffe. Marcus Steinweg entfacht eine Beschleunigung, die mich geradezu zwingt, weiterzudenken, ja leichtherzig zu sein. Was gibt es Schöneres?

Marcus Steinweg: Evidenzterror/Inkonsistenzen. Matthes & Seitz (Reihe: Fröhliche Wissenschaft). 80 S. bzw. 156 S., Fr. 14.90 bzw. Fr. 15.90

Leistung statt Vorurteile: Iris Bohnet.



«Eines der besten und schönsten Bücher, das ich je gelesen habe»: Gerhard Pfister.



Iris Bohnet, Verwaltungsrätin Credit Suisse



Das beste Buch zu Human-Resource-Management schlechthin: Basierend auf Evidenz, zeigt uns Laszlo Bock, Senior Vice President und Leiter des Bereichs People Operations bei Google, wie man Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter besser auswählt, motiviert und führt: mit Datenanalyse nicht nur in der Finanzabteilung oder der Marktforschung, sondern auch im Personalwesen. Google weiss etwa, welche Interviewfragen die Produktivität des Bewerbers am sichersten vorhersagen und was getan werden kann, um Beförderungen nicht aufgrund von Vorurteilen, sondern von Leistung vorzunehmen. Auch die Credit Suisse oder Microsoft profitieren von «people analytics» – einem Ansatz, der einer Revolution in den Human Resources gleichkommt.

Laszlo Bock: Work Rules! Insights from Inside Google That Will Transform How You Live and Lead. Hodder and Stoughton. 416 S, Fr. 29.90

«Alles ohne Pathos»: Xavier Koller.

Xavier Koller, Filmregisseur



Es ist ein wortgewaltiger, 1275 Seiten starker Roman einer georgischen Familie, Nino Haratischwilis Familie, von 1900 bis heute, sozusagen. Wer sich nicht scheut, durch die Jahrzehnte zu streifen, sollte diesen Roman lesen. Die Autorin ist eine ausgezeichnete Erzählerin, ausgezeichnet auch mit vielen Preisen. Sie macht Geschichte – diejenige Georgiens und Russlands wie auch jene Europas – transparent und verbindet die politischen Veränderungen genial mit den Veränderungen und Entwicklungen innerhalb ihrer verzweigten Familiengeschichte. Sie zeichnet atemberaubende Szenen, alles ohne Pathos. Wunderbar. Nino Haratischwili lebt in Hamburg und schreibt deutsch. Sie ist ein ganz grosses Talent! Es lohnt sich, sie zu entdecken! Nino Haratischwili: Das achte Leben (Für Brillka). Frankfurter Verlagsanstalt, 2014. 1275 S., Fr. 48.80

Gerhard Pfister, Nationalrat CVP



Wie macht man aus Kunst wiederum Kunst? Einer der besten Schweizer Autoren der Gegenwart schreibt ein Buch über einen der schönsten Orte der Welt. Das Ergebnis ist eines der besten und schönsten Bücher, das ich je gelesen habe. Zschokke lebt ein halbes Jahr in einer Wohnung in Venedig. Tagebucheinträge, Mails an Freunde und Bekannte, Nachdenken über das Schreiben, den Literaturbetrieb, die Unsicherheit darüber, wie sein letztes Werk bei Kritik und Publikum ankommt: All dies schildert er präzise, lakonisch, ironisch. Und dann eben noch die Stadt, die Menschen, die Kunst, die Schönheit in einer Überdosis wie sonst nirgends auf der Welt. Mit kritischem Blick, auch auf sich selbst, verwandelt der Autor alles, was er liest, sieht, erlebt, in Literatur – in Kunst.

Matthias Zschokke: Die strengen Frauen von Rosa Salva. Wallstein, 2014. 414 S., Fr. 34.90

Roger Köppel, Chefredaktor



Meine Sommerferien standen im Zeichen des deutschen Schriftstellerhelden Friedrich Schiller. Auf den Geschmack gebracht hatte mich ein Aufsatz des Schweizer Neutralitätsforschers Edgar Bonjour über «Schiller als Historiker». Darauf las ich Schillers wirklich brillant formulierte, von Weisheit und Menschenkenntnis geprägte, wenn auch unvollendete «Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung». Sie behandelt den Freiheitskrieg der protestantischen Holländer gegen die katholischen Spanier unter Philipp II. Als ich fertig war, packte ich Schillers «Wilhelm Tell», die dramatische Bearbeitung eines anderen, unseres eidgenössischen Frei-

heitskriegs gegen die Habsburger. Es wurde mein persönliches Leseerlebnis des Jahres. «Wilhelm Tell» ist der Schlüsseltext zur Schweiz, auch ein Schlüsseltext zum Verständnis der schweizerischen Gegenwart, die wie zur Zeit des imaginierten Urner Armbrustjägers von der Frage bedrängt wird, ob unser Land den eigenen Gesetzen und Gebräuchen folgen will

«Wer die Schweiz verstehen will, sollte den Deutschen Schiller lesen.»

oder aus Bequemlichkeit lieber bei auswärtigen Souveränen Unterschlupf finden möchte. Schiller hatte den absoluten Blick für die Archetypen der Eidgenossenschaft: Neben dem Widerstandskämpfer Tell gibt es die Zauderer, die Anpasser, die auf Vorrat Verführten, die glauben, ihrem Land am besten zu dienen, wenn sie es der ausländischen Macht verkaufen. Interessanterweise sehen die Frauen bei Schiller klarer als ihre vom Glanz der Höfe und der Aristokraten verblendeten Gefährten. Schiller schreibt so, wie es der Basler Historiker Jacob Burckhardt für sich selbst anstrebte: «Ein Gelübde habe ich mir getan: mein Leben lang einen lesbaren Stil schreiben zu wollen und überhaupt mehr auf das Interessante als auf trockene faktische Vollständigkeit auszugehen.» Wer die Schweiz verstehen will, sollte den Deutschen Schiller lesen.

Friedrich Schiller: Wilhelm Tell. Drama in fünf Aufzügen. Diverse Ausgaben

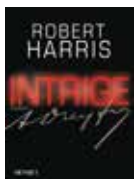
Henryk M. Broder, Autor



In Zeiten offener Grenzen, einer überbordenden Willkommenskultur und unter dem Regime einer Voodoo-Priesterin als Kanzlerin sind das die Fragen aller Fragen: Wie viel Toleranz können wir uns gegenüber der Intoleranz leisten? Und: Sind wir dabei, Selbstmord zu begehen? Selten war ein Buch aktueller als Alexander Kisslers Streitschrift wider eine Toleranz, die nichts anderes ist als eine Verweigerungshaltung gegenüber der Wirklichkeit. Wir sind nicht nur dabei, uns selbst abzuschaffen, wie Thilo Sarrazin es prophezeit hat, «wir schaffen das» auch, wie es Angela Merkel immer wieder versichert.

Alexander Kissler: Keine Toleranz den Intoleranten. Warum der Westen seine Werte verteidigen muss. Gütersloher Verlagshaus. 184 S., Fr. 24.90

Wolfgang Koydl, Redaktor



Rechtzeitig zum Weihnachtsgeschäft hat der britische Bestsellerautor Robert Harris mit «Dictator» seine Cicero-Trilogie abgeschlossen. Sein wohl bestes Buch aber (er selbst hält

es ebenfalls für das gelungenste) ist im deutschsprachigen Raum relativ unbekannt: «Intrige» schildert den Skandal um den zu Unrecht wegen Spionage auf die Teufelsinsel verbannten Oberst Dreyfus, der das Frankreich der Belle Epoque erschütterte. Hauptfigur ist Geheimdienstoffizier Picquart, der Dreyfus' Unschuld und die Verschwörung des Establishments gegen den Juden aufdeckt. Es entspinnt sich ein spannender Krimi mit aktuellen Bezügen: ein entfesselter Geheimdienst, ein Shitstorm in den Medien, eine korrupte Justiz und ein allgemeines Vertuschen durch die Politik. Und für «Teufelsinsel» kann man «Guantánamo Bay» einsetzen.

Robert Harris: Intrige. Heyne. 624 S., Fr. 16.90

Peter Rüedi, Kolumnist, Dürrenmatt-Biograf



Die Germanistik ist in ihrem Zentrum die Wissenschaft von der deutschsprachigen Belletristik. Umso befremdlicher ist, wie selten von diesem schönen Gegenstand ein Licht zurück-



819 engbeschriebene Seiten: Kurt Aeschbacher.



«Mehrdeutiger, als ich bislang angenommen hatte»: Josef Lang.

fällt auf die Sprache ihrer Exponenten. Germanisten, die, wie die einstigen Schweizer Grössen Walter Muschg und Emil Staiger oder ihr fulminanter Nachfolger Peter von Matt, deutsch schreiben und nicht germanistisch, sind selten geworden. Albrecht Schöne, ein grosser Kenner der Literatur des Barocks und der Goethezeit, gehört zu dieser aussterbenden Gattung. Jetzt hat er, fast neunzigjährig, mit neun «Fallstudien», brillanten Interpretationen von neun (der insgesamt 14 700 überlieferten) Briefen des Titanen, ein hinreissendes Buch geschrieben: «Der Briefschreiber Goethe», spannend vom ersten Brief des jungen bis zum rätselhaften letzten des alten Goethe, wenige Tage vor seinem Tod an Wilhelm von

Humboldt adressiert. Tiefsondierende, fesselnde Auslegungen, in denen der ganze lebendige Goethe sichtbar wird, seine Zeit und die vordigital handschriftliche Briefkultur einer empfindsamen und aufgeklärten Epoche überhaupt.

Albrecht Schöne: Der Briefschreiber Goethe. C. H. Beck. 537 S., Fr. 42.90

Kurt Aeschbacher, Fernsehmoderator



Mein Buch des Jahres 2015 wird wohl auch mein Buch der kommenden Monate sein. Denn es ist ein dermassen dicker «Schunken», dass ich dafür etwas mehr Zeit brauche als für



«Enorme Imaginationskraft»: Viktor Giacobbo.



Selbstironie: Güzin Kar.

anderen Lesestoff: 819 engbeschriebene Seiten eines faszinierenden Erzählgewebes aus politischen Ereignissen der Studentenunruhen Ende der sechziger Jahre und den Erlebnissen eines Heranwachsenden. Der Roman mit dem handlichen Titel «Die Erfindung der Roten Armee Fraktion durch einen manisch-depressiven Teenager im Sommer 1969» ist für mich eine Art explosiver Rückblick auf persönliche Geschichten und auf die Geschichte Deutschlands in einer düsteren Zeit des politischen Terrors. Eine Konfrontation mit meiner eigenen Erinnerung an die Tage, in denen ich mein Studium begann und mich gesellschaftliche Fragen herausforderten.

Frank Witzel: Die Erfindung der Roten Armee Fraktion durch einen manisch-depressiven Teenager im Sommer 1969. Matthes & Seitz. 817 S., Fr. 39.90

Güzin Kar, Drehbuchautorin



Dass eine Gruppe von jungen Männern und Frauen aus Grossbritannien die Schweiz bereist, ist nicht aussergewöhnlich – es sei denn, die Tour findet 1863 statt und ist die erste von Thomas Cook organisierte Gruppenreise. Die ausserordentlich belesene Jemima Morrell beschreibt nicht nur die Abenteuer der Gruppe auf präzise Weise, sondern auch die damalige Schweiz. Die Kirchen verkaufenden Kinder am Wegesrand, die ärmlichen Häuser, die rückständige Lebensweise: das Bild jener anderen Schweiz aus der Sicht einer modernen und emanzipierten jungen Frau, die an keiner Stelle überheblich wirkt, sondern stets die Selbstironie wahr. Und zu gern hätte man ein Selfie von Miss Jemima in ihrer Krinoline in den Schweizer Bergen gesehen.

Jemima Morrell: Miss Jemimas Journal: Eine Reise durch die Alpen. Rogner & Bernhard, 2013. 160 S., Fr. 24.90

Viktor Giacobbo, Komiker



Mein Highlight in diesem Jahr sind die frühen Erzählungen von Truman Capote. Allein schon der Fund dieser unveröffentlichten Geschichten, die jahrelang in einer Schachtel aus dem Nachlass in der New Yorker Public Library unbeachtet lagen, ist eine Sensation. Und dann schreibt Capote mit gerade mal fünfzehn, sechzehn Jahren so stilsicher und gekonnt, wie es viele andere Schriftsteller im ho-

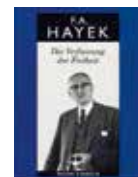


Humanitäre Notpakete: Thomas Maissen.

hen Alter nicht können. Das zeugt von seiner enormen Imaginationskraft, die er schon damals besessen hat. Und deshalb werden einem die Figuren auch selbst ungeheuer lebendig in Erinnerung bleiben. Womit so viele Jahrzehnte später bewiesen wäre, dass er tatsächlich ein literarisches Wunderkind war.

Truman Capote: Wo die Welt anfängt. Kein & Aber. 160 S., Fr. 31.90

Gerhard Schwarz, Publizist



«Die Verfassung der Freiheit» von Friedrich August von Hayek gehört in die Bibliothek jedes Liberalen. Ich habe das Buch letzthin vor allem wegen des Nachworts «Konservatismus und Liberalismus» in die Hand genommen. Die Spannung zwischen diesen Strömungen beschäftigt uns auch heute. Für Hayek bedeutet Liberalismus Lebendigkeit und spontane Entwicklung. Anregend ist seine Abgrenzung vom rationalistischen kontinentalen Liberalismus. Dieser sei Wegbereiter des Sozialismus gewesen. Sein Liberalismus ist dagegen durch Skepsis gegenüber der Vernunft gekennzeichnet. Weil unser Verstand oft versagt, plädiert Hayek für Respekt vor dem Bewährten, vor Bräuchen und Traditionen. Er ist für ihn ein Schutz gegen den Machbarkeitsglauben der Etatisten.

F. A. Hayek: Die Verfassung der Freiheit. Mohr Siebeck, 2005. 575 S., Fr. 68.–

Josef Lang, alt Nationalrat, Grüne



Es kommt wie eine graue Maus daher, verschlungen habe ich es an einem Wochenende: das vom Schweizerischen Literaturarchiv herausgegebene *Quarto*, das dieses Jahr ausschliesslich Peter Bichsel gewidmet ist. Die erste Überraschung waren sieben bislang unveröffentlichte Gedichte, die der Solothurner Autor als Teenager verfasst hatte. Der erstaunlich starke Zyklus sowie Beiträge wie jener von Beatrice von Matt zeigen, wie stark Bichsel durch die konkrete Poesie geprägt ist. Schärfer bewusst wurde mir die Doppelbödigkeit, die hinter Bichsels Lakonie steckt. Fredi Lerch verdanke ich die Einsicht, dass auch Bichsels politisches Engagement mehrdeutiger war, als ich bislang angenommen hatte. Zu guter Letzt ist das *Quarto* reich illustriert mit Porträts und Archivalien.

Peter Bichsel: *Quarto* 40/41. Zeitschrift des Schweizerischen Literaturarchivs. 192 S., Fr. 28.–

Wolfram Knorr, Filmkritiker



James Carlos Blake gehört zu einer neuen Autorengeneration, die radikal die düsteren Seiten der US-Geschichte aufarbeitet. In «Das Böse im Blut» über den amerikanisch-mexikani-

schen Krieg watete er buchstäblich knietief in Elend und Blut. In seinem jüngsten Werk «Pistolero» widmet er sich am Beispiel des Outlaws John Wesley Hardin den verheerenden Folgen des Sezessionskriegs. Hardin wurde zum fanatischen Nordstaatenhasser, als die Sieger ein reines Schwarzen-Regiment als Besatzungsmacht nach Texas schickten. Die doppelte Demütigung verkräfteten viele nicht und Hardin schon gar nicht. Blake erzählt aus verschiedenen Blickwinkeln. Höhepunkt ist die Schilderung des Mobs und wie er entsteht. Da ist Blake beängstigend aktuell.

James Carlos Blake: Pistolero. Liebeskind. 400 S., Fr. 29.90

Markus Schär, Bundeshausredaktor



Nach dem Krebstod meiner Frau vor fünf Jahren suchte ich nochmals die Beste: dort, wo Leute in meinem Alter halt suchen. Und ich las dazu letztes Jahr etwas Theorie, von einem Stan-

ford-Ökonomen mit zwei pubertierenden Söhnen, Hund und Glatze, der nach der Scheidung dank Online-Dating die Frau fürs Restleben fand. Er erklärt anhand der Partnersuche im Internet höchst unterhaltsam ökonomische Prinzipien, so gleich anfangs das Problem, wann man mit der Suche nach etwas noch Besserem aufhören sollte. Warum ist das mein Buch des

Jahres? Während der Lektüre schrieb mich eine Frau an, die sich schnell als die Beste erwies. Ich habe Ende Oktober geheiratet.

Paul Oyer: Everything I Ever Needed to Know About Economics I Learned from Online Dating. Perseus, 2014. 241 S., Fr. 28.40

Alex Baur, Redaktor Inland



Der Entwicklungsroman um Isaac Helger, den Sprössling von jüdischen Emigranten aus Litauen, die das Schicksal nach Südafrika verschlagen hat, ist zuerst einmal eine faszinierende

Zeitreise durch das vergangene Jahrhundert. Die Rassenfrage ist im Johannesburg Stadtteil Doorfontein, dem Epizentrum des Romans,

«Irgendwie hassen sie sich alle und raufen sich dann doch zusammen.»

schon in den dreissiger Jahren ein gewaltiges Thema. Aber ganz anders und vor allem komplizierter und widersprüchlicher, als man heute denkt: Die Briten verachten die Buren, die Buren die Juden, die Juden die Kaffer – irgendwie hassen sie sich alle und raufen sich dann doch zusammen, auch im wahrsten Sinne des Wortes. Nur: Die aufgeklärten Kreise, die den

Rassismus überwinden wollen, erweisen sich bei genauerem Hinsehen als besonders verlogen. Der Autor beschreibt dieses brodelnde Biotop mit gnadenloser Schärfe und frei von jeglicher Moral. Ein Meisterwerk.

Kenneth Bonert: Der Löwensucher. Diogenes. 800 S., Fr. 37.90

Claudia Schumacher, Redaktorin Gesellschaft



Zuerst wollte ich Ihnen den brillanten Zweiter-Weltkrieg-Schinken «'45. Die Welt am Wendepunkt» von Ian Buruma empfehlen (kaufen!), um dann aber das sinnlichere Weihnachtsgeschenk zu wählen: «Meine Rezepte für Gesundheit und gutes Aussehen», ein Kochbuch von Gwyneth Paltrow. Der Dame eilt der Ruf voraus, irre zu sein, doch steht fest: Sie hat ein selten gutes Kochbuch auf den Markt gebracht. Chili mit Huhn und weissen Bohnen, würzige Süsskartoffel-Muffins, bunter Salat mit Karotten-Ingwer-Dressing, Beeren- und Kokosnuss-sorbet: Die Gerichte sind gesund, simpel in der Zubereitung – und grossartig im Geschmack!

Gluten-/laktose-/zuckerfrei, proteinreich oder vegan: Auf verschiedene Ernährungswege wird eingegangen. Plus: schöne Bilder!

Gwyneth Paltrow, Julia Turshen: Meine Rezepte für Gesundheit und gutes Aussehen. Geniessen ohne Gluten, Zucker und Laktose. AT-Verlag, 2014. 304 S., Fr. 33.90

my105
x-mas
Das Weihnachtsradio

my105.ch oder als Gratis-App



Thomas Maissen, Historiker



«An meine Jugend habe ich keine einzige glückliche Erinnerung.» Es ist die Picardie von heute, die der 1992 geborene Autor weitgehend autobiografisch, in einem lakonischen Stil mit eleganten Zeitsprüngen, so vor Augen führt, dass es von der ersten Zeile an unter die Haut geht. Die Lebensperspektiven heissen Schichtarbeit in der Fabrik, KassiererIn oder Arbeitslosigkeit. Der Alltag meint humanitäre Notpakete, die man sich und anderen nicht eingesteht. Die Reaktion besteht in Alkohol und Gewalt, selbst unter engsten Familienangehörigen, in Männlichkeits- und Ehrvorstellungen, bei denen man auf die eigene Deklassierung mit Hass antwortet: auf Juden und Araber – und auf Schwule, wie Eddy. «En finir avec Eddy Bellegueule», so der französische Titel, ist noch mehrdeutiger als die deutsche Übersetzung. «Das Ende von Eddy» heisst: ihn vergewaltigen, ihn als Tussi demütigen, ihn als Sohn aufgeben. Indem er selbst Schluss macht mit Bellegueule, seinem ursprünglichen Namen, entkommt er als Autor in eine neue, befreite Identität: Édouard Louis. Man ist gespannt, ob er ein weiteres Buch von solch erschreckender Dichte vorlegen kann.

Édouard Louis: Das Ende von Eddy. S. Fischer. 208 S., Fr. 27.90.

Florian Schwab, Redaktor Wirtschaft



Kann man Holocaust-Geschichten mit Humor schreiben? Ja, man kann. Wenn man Marco Schwartz heisst und als polnischer Auswanderer in der kleinen jüdischen Diaspora der turbulenten kolumbianischen Hafenstadt Barranquilla aufgewachsen ist. Der Romancier und heutige Chefredaktor der lokalen Tageszeitung *l'Heraldo* erzählt in seinem witzigen Roman, wie der betagte polnische Jude Jacobo Kaplan, inspiriert durch die Entführung des SS-Manns Adolf Eichmann durch den Mossad aus Argentinien, einem angeblichen deutschen Kriegsverbrecher in Südamerika nachstellt. Doch anders als im Falle Eichmanns stellt sich hier heraus, dass die Ursachen der Flucht nach Lateinamerika nicht im Politischen liegen.

Marco Schwartz: Kaplans Psalm. Hentrich und Hentrich. 198 S., Fr. 29.90.

Claudine Esseiva, Nationalrätin, FDP



Als Mutter eines zweijährigen Sohnes entdeckt man mit Freude Kinderbücher. Weg von intellektuellen Ergüssen und politischen Ideen – hin zu elementaren Fragen. Meine Entdeckung des Jahres: «Vom kleinen Maulwurf, der wissen wollte, wer ihm auf den Kopf gemacht hat». Das Bilderbuch geht den

Fragen nach, wer wie kackt. Ja, sie haben richtig gelesen, es geht um Kot, in der Babysprache «Kaka». Anfangs runzelte ich zugegebenermassen auch etwas die Stirn. Ein Buch über Kot! Interessiert es wirklich zu wissen, welches Tier wie macht? Es ist vor allem eins: lustig. Wenn man sich selber dabei beobachtet, wie man auf der Toilette dem Kleinen auf dem *Häfi* erklärt, wel-

«Weg von intellektuellen Ergüssen und politischen Ideen – hin zu elementaren Fragen.»

ches Tier wie «Kaka» macht, relativiert das doch vieles aus dem eigenen Berufsalltag. Ganz im Sinne: Scheiss drauf!

Werner Holzwarth und Wolf Erlbruch (Illustrationen): Vom kleinen Maulwurf, der wissen wollte, wer ihm auf den Kopf gemacht hat. Hammer. 64 S., Fr. 16.90

Philipp Gut, stellvertretender Chefredaktor



Dies ist keine Kaufempfehlung, denn ich bin befangen: Mein ganz persönliches Buch des Jahres habe ich selbst verfasst. «Champagner mit Churchill» schildert aufgrund unveröffentlichter Dokumente die Freundschaft des malenden Premierministers zu seinem Schweizer Farbenfabrikanten Willy Sax. Es zeigt den Staatsmann von einer unbekannteren, intimen Seite: als Künstler, Menschen und Privatmann. Eine beschwingte Kritik, die nicht von mir selbst stammt, sondern von Historiker Urs Bitterli: «Man kann sich gut vorstellen, zur Lektüre einen prickelnden Champagner zu geniessen.»

Philipp Gut: Champagner mit Churchill. Der Zürcher Farbenfabrikant Willy Sax und der malende Premierminister. Stämpfli. 176 S., Fr. 39.–

Rico Bandle, Leiter Kultur



Mit «Am Ende einer Welt» beendet US-Autor Dennis Lehane sein atemloses und bluttriefendes Gangster-Epos um Mafiakönig Joe Coughlin. Die Zeit der Prohibition – die goldenen Jahre des organisierten Verbrechens – sind vorbei. Coughlin versucht, ein bürgerliches Leben zu führen, gibt sich in seinem Wohnort als spendabler Wohltäter, möchte seinem Sohn eine Zukunft abseits der Kriminalität ermöglichen. Natürlich holt ihn die Vergangenheit ein, es geht um Macht, Frauen, Ehre und offene Rechnungen. Dennis Lehane, nach dessen Thrillern die grossen Hollywood-Regisseure genauso lechzen wie Millionen von Lesern weltweit, liefert wieder Stoff für grosses Kopfkino: melancholisch, tiefgründig und fesselnd von der ersten bis zu letzten Seite.

Dennis Lehane: Am Ende einer Welt. Diogenes. 400 S., Fr. 33.90

Umfrage: Rico Bandle

Jazz

An Errand Girl for Romance

Von Peter Rüedi

Diana Krall, vor langen Zeiten mal Barpianistin in Zürichs Hotel «Central» und inzwischen zum Weltstar aufgestiegen, wäre eigentlich ein Musterbeispiel dafür, dass zu viel Glück auch ein Verhängnis sein kann, wie der Mythos von Midas nahelegt oder Schillers «Ring des Polykrates». Die Kanadierin ist eine sehr kompetente Pianistin, eine tolle Sängerin, sie sieht fabelhaft aus, ist glücklich verheiratet mit Elvis Costello und Mutter von Zwillingen. Musikalisch ist sie ohne Berührungsängste mit Mehrheitsfähigem. Von ihrem jüngsten Album «Wallflower» (nach einem Song von Bob Dylan) verkaufte sie in den ersten vier Monaten 600 000 Einheiten. Das in den Zeiten der einbrechenden Tonträger! Bis heute haben die neidischen Götter noch nicht zurückgeschlagen. Um es vorwegzunehmen: Krall spielt auf ihrem jüngsten Opus zwar gelegentlich auch Klavier, aber dieses ist ein Pop-, kein Jazzalbum. Die Songs stammen unter anderem von Neil Young, Gordon Lightfoot, Fred Neil, Paul McCartney, Elton John, Randy Newman, und die Arrangements wühlen in der grossen Streicherbox. Aber wer nicht Mitglied der intransigenten Jazzfraktion ist, wird einräumen: Durch das Album ihrer liebsten Popsongs aus den sechziger Jahren bis heute singt sich «la Krall» mit viel Geschmack. Dass dies den Revolutionshütern im Zeichen der verminderten Quinte nicht passt, kümmert sie wenig. Ihr grosses musikalisches Vorbild Nat King Cole ist ihr auch darin Beispiel. Als der sich Ende der vierziger Jahre vom dezentbrillanten Trio-Pianisten zum Crooner und Megastar vom Format eines Sinatra wandelte, rümpften seine alten Verehrer ebenfalls die Nase. In der Nachfolge von Cole lieferte Krall vor Jahren eine wundervolle Version von dessen swingendem Trio-Hit «I'm an Errand Boy for Rhythm» (ein Laufbursche für Rhythmus). Auf «Wallflower», jetzt von Verve in einer um acht Titel erweiterten Version ediert («The Complete Sessions»), präsentiert sie sich als ein *errand girl for romance*: auf ihre Art hinreissend, wenn auch in der Phrasierung eine Spur harmloser als der jazzmässig raffiniertere Frank Sinatra.



Diana Krall: Wallflower – The Complete Sessions. Verve 0602547541956

Der Clan der Unzertrennlichen

Seine Grosseltern waren irisch-spanische Einwanderer, sein Vater ist eine Ikone der siebziger Jahre: Charlie Sheen steht wegen seiner Drogen- und Sex-Eskapaden in den Schlagzeilen. Geschichte einer verrückten Schauspielerdynastie. *Von Beatrice Schlag*

Seien wir ehrlich: Wer irgendwo auf der Welt in einem Hotelzimmer durchs Programm zappt, bleibt häufig bei «Two and a Half Men» kleben. Die Serie ist in fast jedem Land irgendwann auf Sendung. Und man lacht immer wieder über ihre unverschämten Unkorrektheiten. Weil der Hauptdarsteller so grossartig ist wie die Dialoge. Dabei war über Charlie Sheen in den letzten Jahren nur Unerfreuliches zu erfahren: Drogen- und Sexsucht, Gewalt gegen Frauen. Und vor kurzem, dass er seit vier Jahren HIV-positiv ist, ausser Pornostars auch Transsexuelle für Geld beorderte und Millionen bezahlte, damit die, die davon wussten, den Mund hielten.

Charlie Sheen selber bestätigte die Gerüchte in einem TV-Interview Mitte November. Ungefähr zehn Millionen Dollar habe er an Bekannte für ihr Schweigen bezahlt. «Sie gehörten zu meinem engen Umfeld, ich vertraute ihnen und dachte, sie könnten mir helfen. Sie haben mich verraten.» Allerdings seien Erpressungsversuche und das Sperrfeuer in den Medien nicht der einzige Grund, warum er an die Öffentlichkeit gehe: «Ich hoffe auch, mich heute aus diesem Gefängnis zu befreien.»

Hang zum Pathos

Noch am selben Tag meldete sich sein Vater Martin Sheen mit unverhohlener Bewunderung für seinen verfemten Sohn zu Wort: «Er hatte das seit langem im Sinn, krebste aber immer wieder zurück.» Er und seine Frau Janet hatten Charlie wenige Tage zuvor besucht und ihm angeboten, ihn zum Interview zu begleiten. «Er sagte, da müsse er alleine durch. Als ich ihn heute morgen am Fernsehen sein dunkelstes Geheimnis preisgeben sah, konnte ich nicht glauben, dass dieser unglaublich mutige Mensch mein Sohn war. Ich hoffe, dass dies der erste Tag von Charlies Leben als freier Mann ist.» Kaum war die Sendung zu Ende, sprach der berühmte Vater dem noch berühmteren Sohn auf den Telefonbeantworter: «Wenn ich so viel Mut hätte wie du, würde ich die Welt verändern.» Der Hang zum Pathos liegt offensichtlich in der Familie.

Der inzwischen 75-jährige Martin Sheen, dessen geschwärtzes, aus dem Dschungelsumpf auftauchendes Gesicht in «Apocalypse Now» zu den Ikonen der Filmgeschichte gehört, hatte seine junge Familie mit seiner Alkoholsucht selber fast kaputtgemacht. Er war 36 und Vater von drei Söhnen und einer Tochter, als er von Francis Ford Coppola das Angebot bekam, neben Mar-

lon Brando und Robert Duvall eine Hauptrolle in dem Vietnam-Drama zu spielen. Coppola war seit Teil I und Teil II von der «Der Pate» Hollywoods begehrtester Registar. Von der Rolle des emotional ausgebrannten Captain Willard, der den offensichtlich wahnsinnig gewordenen Colonel Kurtz (Marlon Brando) umbringen sollte, erhoffte Sheen sich den lange erwarteten Karriere durchbruch.

Der mit neun Geschwistern in Dayton, Ohio, aufgewachsene Sohn eines Spaniers und einer Irin, die in die USA ausgewandert waren, zog sofort nach Abschluss der Highschool nach New York, um Schauspieler zu werden. Da er fürchtete, mit seinem gebürtigen Namen Ramon Estevez auf Rollen als Spanier oder Latino festgelegt zu werden, ersetzte er ihn durch den Künstlernamen Martin Sheen – Martin als

«Ich konnte nicht glauben, dass dieser unglaublich mutige Mensch mein Sohn war.»

Dank an einen gleichnamigen Freund, Sheen aus Ehrfurcht vor einem katholischen Bischof namens Fulton Sheen. Martin Sheen war sehr gläubig erzogen worden.

Er arbeitete, ebenso wie Al Pacino, hinter den Kulissen beim damals legendären Living Theatre mit, das ihm zu ersten Bühnenauftritten verhalf. Er sprach unermüdlich für Rollen vor, beim Fernsehen erfolgreicher als beim Film. 1964 kam der erste grosse Broadway-Erfolg, aber gute Theaterkritiken machen auch am Broadway nicht reich. Und Martin Sheen brauchte Geld. 1961 hatte er die Kunststudentin Janet Templeton geheiratet, mit der er noch immer zusammen ist, «weil mir bis heute kein Mensch mit mehr Integrität begegnet ist». 1962 kam ihr erster Sohn Emilio zur Welt, 1963 Ramon, 1965 Carlos, 1967 Tochter Renée. Nach seiner ersten Filmrolle in dem vergessenen Film «The Incident» zog Sheen mit seiner Familie ins kalifornische Malibu bei Los Angeles und hoffte auf mehr Chancen beim Film. Er bekam immer wieder Nebenrollen in Filmen und TV-Serien, die der Familie ein Einkommen sicherten. Aber erst seine Rolle in Terrence Malicks aufsehenerregendem Regiedebüt «Badlands» (1973), in dem auch seine Söhne Emilio und Carlos kurze Auftritte hatten, machte Hollywood auf Martin Sheen ernsthaft aufmerksam.

Das nächste grosse Angebot war «Apocalypse Now». Für die Aufnahmen auf den Philippinen waren fünf Monate veranschlagt. Martin Sheen reiste, wie immer zu längeren Dreharbeiten, mit der ganzen Familie an. Aus den fünf Monaten wurden zwei Jahre voller unvorhergesehener Katastrophen für fast alle, die dabei waren. Sheens Ehrgeiz, als rücksichtsloser Trinker Willard endlich ein Star zu werden, verwischte die Grenzen zwischen Schauspieler und Rolle. Er soff wie ein Loch, taub für die Bitten seiner Kinder, nach Hause zu dürfen, für die Warnungen seiner Frau und selbst die seines Regisseurs. Sein ältester Sohn Emilio, damals vierzehn, sagte: «Ich verlor fast den Verstand. Ich hasste meinen Vater, wenn er betrunken war, weil er dann gewalttätig wurde. Und da ich der Älteste war, legte er sich mit mir an.» Emilio, der eine kleine Rolle in dem Film spielte, die herausgeschnitten wurde, und der fast gleichaltrige Larry Fishburne schnappten sich immer wieder ein Taxi nach Manila. Der damalige Präsident Marcos hatte das Kriegsrecht verhängt. Wer nach ein Uhr morgens auf der Strasse war, riskierte, erschossen zu werden. «Ich fragte meine Eltern neulich, was sie sich eigentlich dabei gedacht hatten, uns ziehen zu lassen», sagte Emilio Estevez in einem Interview. «Sie sagten: «Wir hatten vier Kinder. Wenn wir einen von euch verlieren mussten, dann war's eben so. Wir versuchten schlicht, zu überleben.» Zwölf Monate nach Drehbeginn erlitt Martin Sheen bei den Aufnahmen einen Herzinfarkt. Seither rührt er keinen Alkohol mehr an.

Der Welterfolg von «Apocalypse Now» machte Sheen zu einem sehr gesuchten Schauspieler, aber nicht zu einem Weltstar. Danach spielte er in vielen mittelmässigen Filmen, bevor er in «Wall Street» an der Seite seines Sohnes Charlie wieder Beachtung fand. «Ich wusste schon als Bub», sagt Emilio Estevez, «dass mein Vater Filme machte, die die Familie ernährten. Ich sah ihn als Hamlet und dachte, er sei grossartig. Und dann sah ich ihn in vielen Filmen, in denen ich ihn nicht sehen wollte.» Ein Star wurde Martin Sheen, wo er es nicht erwartet hatte: mit der über sieben Jahre laufenden TV-Serie «The West Wing», in der er den demokratischen Präsidenten Josiah Bartlet spielte («den besten Präsidenten, den Amerika nie hatte», wie ein Kritiker jubelte). Es ist für politisch Interessierte bis heute eine der besten Serien, die je ausgestrahlt wurden. Sheens Sohn Ramon und seine Schwester Renée spielten in kleineren Rollen mit.

«Ich trank zu jeder Tageszeit»

Erstaunlicherweise wollten alle vier Sheen-Kinder trotz turbulenter Jugend zum Film. Nur Carlos nahm den Künstlernamen Sheen an und nannte sich Charlie. Emilio Estevez machte eine frühe Karriere in den achtziger Jahren mit US-Kultfilmen wie «Tex», «The Outsiders» und den Kassenhits «Repo Man», «The Breakfast Club» und «St. Elmo's Fire». Er war der



Familie ist Familie: Martin Sheen mit seinen Kindern Emilio und Ramon Estevez, Carlos Estevez alias Charlie Sheen, Renée Estevez (v. l.).



Film-Ikone: Martin in «Apocalypse Now».



Frühe Karriere: Emilio in «The Breakfast Club».



Legendär: Charlie in «Two and a Half Men».

Anführer des legendären «Brat Pack» mit Rob Lowe und Sean Penn, mit denen er in Santa Monica zur Schule gegangen war. Als Regisseur wurde er ein Kritikerliebling mit «Rated X», in dem er neben seinem Bruder Charlie die Hauptrolle spielte, und mit «Bobby», dem Film über Robert F. Kennedys Ermordung, in dem sein Vater Martin eine kleine Rolle spielte.

Charlie Sheens Durchbruch kam 1986 mit der Hauptrolle in Oliver Stones Kriegsfilm «Platoon», die sein Bruder Emilio abgelehnt

hatte, als sich die Dreharbeiten immer wieder verzögerten. Charlie Sheens Name wurde grösser mit «Wall Street» und US-Hits wie «Young Guns», «Major League» und «Hot Shots!». Die Gerüchte um seine Drogensucht ignorierte er: «Ich trank zu jeder Tageszeit, schnupfte Kokain, warf Pillen ein und sagte mir, ich sei nicht süchtig, weil nie eine Spritze in meinem Arm steckte.» Nach mehreren Aufenthalten in Entzugskliniken macht ihn CBS mit der Hauptrolle von «Two and a Half Men» zum höchst-

bezahlten Seriendarsteller der Welt. Bis er «implodierte» und gefeuert wurde. In der Serie hatten Bruder Emilio und Vater Martin Gastauftritte. Ramon Estevez ist, nach unzähligen Gastauftritten bei den Brüdern und dem Vater, Direktor der Firma Estevez Sheen Productions. Renée Estevez, als Schauspielerin wenig erfolgreich, schrieb nach Charlies Entlassung die hastig zusammengeschusterte Rechtfertigungsserie «Anger Management». Kein Erfolg. Egal. Familie ist Familie. ○

Top 10

Knorr's Liste

1	Bridge of Spies	★★★★☆
	Regie: Steven Spielberg	
2	Arlo & Spot	★★★★☆
	Regie: Peter Sohn	
3	Irrational Man	★★★★☆
	Regie: Woody Allen	
4	Schellen-Ursli	★★★★☆
	Regie: Xavier Koller	
5	Inside Out	★★★★☆
	Regie: Pete Docter, Ronnie Del Carmen	
6	Le tout nouveau testament	★★★★☆
	Regie: Jaco Van Dormael	
7	Steve Jobs	★★★☆☆
	Regie: Danny Boyle	
8	Spectre	★★★☆☆
	Regie: Sam Mendes	
9	The Hunger Games	★★★☆☆
	Regie: Francis Lawrence	
10	By the Sea	★★☆☆☆
	Regie: Angelina Jolie	

Kinozuschauer

1 (1)	Spectre	34 722
	Regie: Sam Mendes	
2 (2)	The Hunger Games	27 902
	Regie: Francis Lawrence	
3 (3)	Schellen-Ursli	13 095
	Regie: Xavier Koller	
4 (4)	The Good Dinosaur (3-D)	6 825
	Regie: Peter Sohn	
5 (5)	Bridge of Spies	6 677
	Regie: Steven Spielberg	
6 (-)	Burnt	5 925
	Regie: John Wells	
7 (-)	Love the Coopers	4 231
	Regie: Jessie Nelson	
8 (-)	In the Heart of the Sea (3-D)	4 111
	Regie: Ron Howard	
9 (-)	Krampus	3 562
	Regie: Michael Dougherty	
10 (-)	Le tout nouveau testament	2 104
	Regie: Jaco Van Dormael	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (-)	Ant-Man (Walt Disney)
2 (1)	Minions (Universal)
3 (-)	Ted 2 (Universal)
4 (-)	Der Hobbit: Schlacht... (Warner)
5 (2)	Terminator: Genisys (Rainbow)
6 (4)	Jurassic World (Universal)
7 (8)	Honig im Kopf (Warner)
8 (3)	Big Game (Ascot)
9 (-)	Der Hobbit – Spielfilm-Trilogie (Warner)
10 (5)	Die Tribute von Panem (Impuls)

Quelle: Media Control



Alles, was «in» ist: Heidi (Anuk Steffen), Alpöhi (Bruno Ganz) und Geissenpeter (Quirin Agrippi).

Kino

Das Flower-Girlie von der Alp

Die Heimat-Ikone «Heidi» ist wieder auf der Leinwand, farbenprächtiger denn je. Das Rührstück hat das Zeug zum Knüller. Von Wolfram Knorr

Komm Helenchen!», sprach der brave/Vor-mund – «Komm mein liebes Kind! / Komm aufs Land, wo sanfte Schafe / Und die frommen Lämmer sind.» Nein, das ist natürlich nicht aus «Heidi», sondern aus Wilhelm Buschs «Die fromme Helene». Aber Fräulein Rottenmeier, die berühmte Gouvernante, ähnelt im neuen «Heidi»-Film von Alain Gsponer («Akte Grüninger») fatal der buschschen Helene im reifen Alter. Schwarzgewandet, pikierter Blick, Dutt auf dem Kopf, fragt sie mit der Schärfe einer Rasierklinge nach Heidis Namen und reagiert auf die Antwort geradezu angewidert, als habe sie eines jener Viecher vor sich, die die Bergwelt bevölkern, aus der der wilde Mädchen-Wuschel kommt: «Das ist doch kein christlicher Name!» Kaum wechselt die opulente Alp-Orgie von den Zicklein und den Blumen zu jener Frankfurter Etepetete-Grossbürgerfamilie, um Heidi zu dressieren, spielt das städtische Leben in einer «Villa Kunterbunt», bewohnt von Busch-Karikaturen.

Es sind Szenen, bei denen man sich fragt, wieso bis heute keine handfeste «Heidi»-Parodie entstanden ist. Denn das einzige Schweizer Pop-Phänomen fordert das eigentlich längst heraus: In über fünfzig Sprachen wurde Johanna Spyris Roman übersetzt, über fünfzig Millionen Mal verkauft und dutzendfach verfilmt. Die Amerikaner waren die Ersten; mit einem

Stummfilm (1920), dann mit Shirley Temple (1937) als hollywoodeskes Dirndl-Lockenköpfchen. 1978 entstand eine 26-teilige TV-Serie, 2005 eine britische Version, von den Werbe- und Trickfilmen ganz zu schweigen. Die Japaner schliesslich machten sie zur erfolgreichen Animations- und Manga-Figur. Es gibt Bühnenfassungen, ein Musical, Hörspiele, und in der Schweiz ist Heidi wichtigster Werbeträger für alles, von Lebensmitteln über Modelabels, Hotels und Restaurants bis zur Politik. Die Schweiz, so Peter von Matt, hat sich zum «Heidi-Land» gemacht.

Spyri wollte bei aller Heimatfeier, mit der sich das Land imagemässig salbt, Tradition und Fortschritt versöhnen, Heidi bringt aus der Fremde Bildung mit, lernt Lesen und Schreiben und trägt es weiter. Zugunsten der «Schweizer Krankheit» Heimweh wird das verniedlicht. Auch Gsponer ist dagegen nicht gefeit, und das Heimweh bleibt Behauptung. Anschaulich und emotional klamm aus des Mädchens Perspektive wird das nicht vermittelt. Bei aller Heimatsehnsucht bleibt sie keck wie eine Alpen-Pippi-Langstrumpf. Gsponer scheint sich an der Schweizer Version aus dem Jahre 1952 orientiert zu haben. Zumindest ähnelt Peter Lohmeyer als Diener Sebastian bis zur Frisur Theo Lingen (der ihn damals spielte). Aber nicht nur er erinnert an «Opas Kino». Möglich, dass im

Abwehren von sozialen Veränderungen und dem daraus folgenden Wunsch nach Natur, Heimkehr, Einkuscheln im Wohlstandsnest das Bedürfnis nach Heimatfilmen wächst.

Anuk Steffen als Heidi, ein *enfant sauvage* mit Bambi-Touch und Flower-Girlie-Romantik, und der wie aus Holz geschnitzte Quirin Agrippi als Geissenpeter bilden ein gelungenes Gespann. Bruno Ganz als Alpöhi laviert etwas holprig zwischen Weihnachtsmann, Waldschrott und Aussteiger. Alles, was «in» ist, bedient «Heidi»: von der rustikalen regionalen Küche übers *shabby chic*-Design (auf alt gemachte Möbel) bis zu jenen Hotels, die «Schlafen auf Stroh» anbieten. Die Nostalgiekollektion hat das Zeug zum Renner, das Rührstück könnte ein Knüller werden. Spannend, ob sich die Berg-und-Wiesen-Galaxie gegen das «Star Wars»-Universum behaupten wird. ★★★★★☆



Bildlegende Titel: «Heidi».

Carol — Die reiche, mondäne New Yorkerin Carol (Cate Blanchett) hat eine Vorliebe für Frauen und lernt die Verkäuferin Therese (Rooney Mara) kennen, bei der sie spürt, dass auch sie lesbische Neigungen hat. Beide Frauen sind bürgerlich solide verankert. Carol hat einen Gatten (Kyle Chandler) und eine Tochter, und Therese, die eigentlich Modedesignerin werden möchte, ist ebenfalls «normal» gebunden. Doch in Wahrheit suchen sie nach einer anderen Erfüllung, frei vom bürgerlichen Korsett.

Langsam und behutsam kommen sie sich näher und lösen sich, zunächst nur mit Blicken und Gesten, von den Konventionen. Bald werden daraus heftige Kollisionen. Carols Gatte droht, ihr das Sorgerecht für die gemeinsame Tochter zu entziehen, und Therese, die sich



Herzengewitter: Cate Blanchett in «Carol».

von ihrem Freund distanziert – eine sanft-verklemmte Träumerin – verliert die Bodenhaftung in ihrer Abhängigkeit von der glamourösen Carol. In der Flucht suchen sie Nähe und Halt, doch ein Detektiv ist ihnen auf den Fersen. Es sind die 50er Jahre, jene Zeit der Restauration und moralischen Bigotterie. Normverletzungen wurden beinhart geahndet. Todd Haynes ist nicht nur ein Melodram-Virtuose, der die verdrängten Gefühle in satter Farbenpracht perfekt rekonstruieren kann, sondern auch ein subtiler Porträtist tragischer Frauenfiguren («Far from Heaven», «Mildred Pierce»). In «Carol», nach einem Roman von Patricia Highsmith, verbindet er das mondäne *mélo* mit seinen typischen Kostümen und Frisuren aus den alten Filmen von Douglas Sirk mit den Thriller-Elementen der Highsmith. So werden die Herzengewitter zum rationalen Erlebnis. Todd Haynes baut eine enorme Spannung auf, macht den Druck, dem die Frauen ausgesetzt sind und der sich immer mehr zuspitzt, fast physisch spürbar. Das ist grosses Kino mit zwei grossen Aktrizen. ★★★★★

Fragen Sie Knorr

1937 entstand der erste «Heidi»-Tonfilm in den USA mit dem Kinderstar Shirley Temple. Stimmt es, dass sich die Medien in der Schweiz über den «Raub» ihrer Ikone durch Hollywood empörten? H. G., Zürich



Ja, das stimmt. Viele Zeitungen äusserten sich befremdet, die *Zürcher Illustrierte* etwa empörte sich über diese typisch amerikanischen «Modelocken», mit denen «ihre Heidi» über die Berghänge tollt. Das, so hiess es, sei ein Missbrauch. Das war ziemlich ungerecht, weil die Schweiz das kommerzielle Filmpotenzial

des Romans verpennt hatte. Der US-Produzent Sol Lesser (der mit «Tarzan» Geld schaffte) sicherte sich früh die Verfilmungsrechte und verkaufte sie 1936 an Twentieth Century Fox. In der US-Version gibt es Tanz- und Gesangseinlagen, die heute pures Camp sind, aber emotional beeindruckend bleibt der Film trotzdem, auch wenn die Temple gewöhnungsbedürftig ist. Graham Greene verspottete sie als «fünfzigjährige Zwergin».

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Nachruf



Das absolute Vertrauen: Léon Huber.

Léon Huber (1936–2015) — Und hätte er den Weltuntergang auf den nächsten Tag verkündet – ich hätte ihm geglaubt und wäre trotzdem ins Bett gestiegen. Damals, als die Bildschirme noch schwarzweiss und nur abends flimmerten, war Léon Huber der Nachrichtemann schlechthin. Wenn es so etwas wie das absolute Vertrauen gibt, er verkörperte es. Huber verlas die Meldungen aus aller Welt stets fehlerfrei und elegant. In seiner unergründlichen Mimik war nie auch nur der Hauch von Tadel oder Zustimmung zu erkennen.

Léon Huber war ein Buchhalter des Weltgeschehens, gerade das machte ihn zum Star. Den ultimativen Beweis seiner Solidität erbrachte er 1981, als Linksaktivisten das Nachrichtenstudio während einer Sendung stürmten: Huber bewahrte seine stoische Contenance und sprach nach dem Überfall weiter, so als wäre nichts geschehen. Die Bildschirme waren längst farbig, aber eigentlich war das eher störend. Huber war der Mann ohne Eigenschaften.

1993 gewährte der *Blick* einen flüchtigen Einblick ins Privatleben von Léon Huber: Im Zuge einer Trennung von seiner Gattin Verena erkämpfte er sich vor Gericht die Obhut über Pudel Ronny. Der kuriose Justizfall passte irgendwie zum Einzelgänger, der nach seiner Pensionierung 1996 sehr zurückgezogen lebte. Von Verena, die ihn noch am Sterbebett begleitete, liess er sich trotzdem nie scheiden. *Alex Baur*

Verdi und Soldaten

Saisonstart an der Scala in Mailand; polnische Gastfreundschaft; Filmpremieren in Tokio. *Von Hildegard Schwaninger*



Fulminanter Auftakt: Anna Netrebko und Francesco Meli in «Giovanna d'Arco».

Unter strengen Sicherheitsvorkehrungen startete die Mailänder Scala am Montagabend (Sant' Ambrogio) in die neue Saison. 700 Soldaten waren zum Schutz der Gäste (unter ihnen Ministerpräsident **Matteo Renzi**) rund um das Theater postiert, Metalldetektoren waren im Foyer aufgestellt, und die Strassen rund um das Theater waren gesperrt. Auf dem Programm stand Verdis «Giovanna d'Arco», die Oper, die 1845 an der Scala uraufgeführt, seither dort nie mehr gespielt wurde. **Anna Netrebko** in der Titelrolle, ihr Partner: **Francesco Meli**. Am Dirigentenpult: Scala-Musikdirektor **Riccardo Chailly**. Die Karten waren nicht restlos ausverkauft wie in früheren Jahren; die teuersten kosteten 2400 Euro. Intendant **Alexander Pereira** musste sich noch mit einer Absage herumschlagen. Bariton **Carlos Alvarez** fiel wegen



Offenes Haus: Jaromir Sokolowski.

Bronchitis aus, der Spanier wurde durch den Italiener **Devid Cecconi** ersetzt. Pereira hat viel gestemmt in seinem ersten Jahr als Scala-Intendant. So schaffte er, was man in Mailand für unmöglich gehalten hatte: dass an der Scala während der Expo jeden Abend gespielt wurde. Jetzt will man auf dem Expo-Areal einen Konzertsaal errichten. Auch bei diesem Plan ist Zürichs umtriebiger Ex-Intendant an vorderster Front involviert.

Es ist immer ein Privileg, in Bern im Diplomatenviertel eingeladen zu sein. Dort, wo die Residenzen der Botschafter stehen, wo es ruhig, sauber und menschenleer ist und nach Etikette, Diskretion und guten Manieren riecht. Hier, im wunderschönen Kirchenfeld-Quartier, liegt die polnische Botschaft. Der neue Botschafter der Republik Polen in der Schweizerischen Eidgenossenschaft und im Fürstentum Liechtenstein heisst **Jaromir Sokolowski**, war vorher in Berlin und ist seit August in Bern im Amt. Als Nachfolger von **Jaroslav Starzyk**, der mit seiner Frau **Iwona** ein gastfreundliches Haus führte und im Juli nach Ablauf seiner Amtszeit ins Aussenamt nach Warschau zurückberufen wurde. Sokolowski wird – Gastfreundschaft ist eine polnische Nationaltugend – die Tradition des offenen Hauses weiterführen. So lädt er nächste Woche in die 1907 gebaute Prachtvilla (gemütlich, mit Kachelofen, und

an der Wand hängen Degen) zur traditionellen Weihnachtsfeier, ein begehrtes Diplomatenfest in der Bundeshauptstadt.

Wroclaw, das frühere Breslau, wird 2016 Kulturhauptstadt Europas (zusammen mit dem baskischen San Sebastián), und das nahm der Botschafter zum Anlass, bei ausgewählten Gästen – unter ihnen **André von Graffenried**, früher Schweizer Botschafter in Warschau, **Françoise Marcuard-Hammer**, die als Philanthropin engagierte Bernburgerin (unter anderem **Sophie-und-Karl-Binding-Stiftung** Basel), und **Oksana Dubovenko** als Abgesandte der ukrainischen Botschaft) – die Werbetrommel zu rühren. Breslaus Stadtpräsident **Rafael Dutkiewicz** und sein Adjutant stellten die schöne, junge, energiegeladene Stadt (die 140 000 Studenten der Universitätsstadt machen 20 Prozent der Bevölkerung aus) mit so viel Verve und Enthusiasmus vor, dass man sofort dorthin reisen möchte. Die internationale Theaterolympiade (Teil des Kulturhauptstadt-Programms) wartet mit grossen Namen auf: **Romeo Castellucci**, **Robert Wilson**, **Tadashi Suzuki**, **Peter Brook**.

Dann delectierte man sich am Lunchbuffet, wo die polnischen *pierogi* (Piroggen) nicht fehlten. Noch ein grosser Abend diese Woche in der Botschafterresidenz: die Henryk-Sienkiewicz-Soiree aus Anlass des 100-Jahre-Jubiläums der Verleihung des Literaturnobelpreises an den polnischen Schriftsteller.



Grenzenlose Freundschaft: Mathias Gnädinger (l.).

Auf Einladung der Schweizer Botschaft in Tokio findet die Uraufführung von «Der grosse Sommer», dem letzten Film mit **Mathias Gnädinger**, am 14. Dezember in Tokio statt. Das *feel-good movie* handelt von der Freundschaft zwischen einem ehemaligen Schwinger und einem zehnjährigen Halbjaner. 25 Tage lang wurde in Japan gedreht. Zur Uraufführung mit Botschaftsempfang reist eine Delegation von Cast und Crewmitgliedern aus der Schweiz an. Darunter: **Loïc Sho Güntensperger**, der den Knaben spielt, **Stefan Jäger** (Regie), **Theo Plakoudakis** (Drehbuch) sowie Gnädingers Witwe **Ursula Zarotti Gnädinger** (Maske).

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Letzte Freiheit

Die Anwältin Astrid Wagner, 54, war die letzte Liebe des Frauenmörders Jack Unterweger. Nach dessen Selbstmord hat sie sich beruflich auf Gewalt in Beziehungen spezialisiert. Teil 1



Charme der Psychopathen: Astrid Wagner.

Zufälle gibt es — Es ist nicht so, dass man als Anwältin für Gewalttätige in Beziehungen kein Verständnis entwickeln kann. Einmal hatte ich einen Fall mit einer jungen Frau, die vom Partner jahrelang gequält, geschlagen und sexuell missbraucht worden war. Es kam dann zu einer Situation, wo zufällig ein Messer im Spiel war, sie hat es spontan erfasst und zugestochen; dabei allerdings seine Halsschlagader erwischt. Er ist verblutet. Natürlich wäre es auch für sie selbst besser gewesen, wenn sie die Kraft gefunden hätte, sich rechtzeitig von ihm zu trennen, denn sie wurde zu einer langjährigen Haftstrafe verdonnert.

Jack und ich — In Bezug auf fatale Liebesgeschichten spreche ich aus Erfahrung. Die Beziehung zu Jack Unterweger war eine unerfüllte Liebe, und gerade deshalb so stark. Ich wurde wegen dieser Liebe verurteilt, musste sogar meine Heimatstadt Graz verlassen, da ich dort keine Chance als Anwältin gehabt hätte. Rückblickend betrachte ich diese Erfahrung als wertvoll: Sie hat mich tolerant gemacht und mich gelehrt, andere nicht vorschnell zu verurteilen.

Fast ein Traummann — Seine damalige Vorverurteilung bewirkte bei mir als junger Anwältin eine Art Trotzreaktion. Ich trat mit ihm in Kontakt, es hat sofort gefunkt. Er war ein viel-

schichtiger Charakter: Er sah gut aus, war sehr männlich, hatte aber auch eine feminine, sensible Komponente. Zudem war er sehr gebildet, witzig, charmant, originell, und – ganz fatal – er konnte zuhören. Nachdem er für sieben Frauenmorde verurteilt worden war, nahm er sich in der Zelle das Leben. Ob sein Selbstmord ein Schuldeingeständnis war? Sicher nicht. Jack war verzweifelt. Er wusste, was Gefängnis bedeutet und dass er draufgehen würde, wenn er den Rest seines Lebens dort verbringen muss. Er hat mir den Selbstmord mit den Worten angekündigt: «Es ist meine letzte Freiheit. Bevor ich hier zur lebenden Leiche werde, gehe ich mit all der Liebe, die ich dank dir noch erfahren durfte.»

Umwerfend — Natürlich gibt es den Charme der Psychopathen. Das sind Menschen, die ihre Energie darauf verwenden, andere zu beeindrucken. Kein Wunder, dass sie darin wahre Meister sind und in der Täuschung eine wahre Perfektion entwickeln. Meist sind sie weit beeindruckender und charmanter als jeder Durchschnittsmensch, und die Begegnung mit ihnen kann im wahrsten Sinne des Wortes umwerfend sein.

Zweifel bleiben — Es hiess immer, der komplizierte Knoten am Seil, mit dem er sich erhängte, habe jenem entsprochen, mit dem die Frauen erwürgt wurden. Dabei handelt es sich um ein offenbar unausrottbares Gerücht. Anderes wurde verschwiegen, so gab es zahlreiche DNA-Spuren, die nicht von ihm stammten, und auch andere Anhaltspunkte, die darauf hinweisen, dass er nicht der Täter war.

Unvergessen — Die Beziehung mit ihm hat mein Vertrauen in die Männerwelt nicht beeinflusst. Jeder Mann ist anders, und ich finde es spannend, wenn man etwas Neues entdecken und lernen kann. Wenn man sich immer nur in denselben Typ Mann verliebt, versäumt man viel zu viel. In meinem derzeitigen Liebesleben – und überhaupt in meinem Leben – spielt Jack Unterweger keine Rolle mehr, und doch bleibt er unvergessen. Er ruht in meiner Seele als Mensch, der mich geprägt hat.

Astrid Wagner: Rosen & Kriege. Seifert. 208 S., Fr. 21.90

Korrigenda: Das Bild in der vergangenen *Weltwoche* zeigte nicht das Ehepaar Sabrina und Florian Willissegger, sondern Megan Taylor und Joshua Barker. Wir entschuldigen uns für diese Verwechslung! Protokoll: Franziska K. Müller

Feuer

Von Andreas Thiel — Wenn's nicht brennen darf, brennt's nicht.

Feuerwehrrdisponent: Notrufzentrale, wie kann ich helfen?

Sommaruga: Es brennt im Bundeshaus!

Feuerwehrrdisponent: Das kann nicht sein. Wozu haben wir denn Brandschutzvorschriften?

Sommaruga: Aber wenn ich es Ihnen doch sage: Hier ist ein Feuer ausgebrochen!

Feuerwehrrdisponent: Solange die Brandschutzvorschriften eingehalten werden, bricht kein Feuer aus. Und dafür, dass die Brandschutzvorschriften eingehalten werden, sorgen wir schon. Da können Sie sich ganz auf unsere Brandschutzinspektoren verlassen. Die arbeiten sehr genau.

Sommaruga: Aber hier brennt es!

Feuerwehrrdisponent: Hören Sie auf, Panik zu verbreiten...

Sommaruga: Aber wenn es doch brennt!

Feuerwehrrdisponent: Wir sorgen schon dafür, dass es nicht brennt. Gehen Sie ruhig schlafen.

Sommaruga: So schicken Sie doch endlich die Feuerwehr!

Feuerwehrrdisponent: Unsere Feuerwehrmänner sind leider alle unterwegs als Brandschutzinspektoren. Denn wir sind dazu übergegangen, Bränden vorzubeugen, statt Brände zu bekämpfen. Das ist effizienter und lässt sich erst noch zu Bürozeiten erledigen. Wir inspizieren und verteilen Bussen. So verhindert man Brände. Wenn Sie also behaupten, es sei ein Feuer ausgebrochen, behaupten Sie damit, wir hätten unsere Arbeit nicht recht gemacht.

Sommaruga: Das ist mir egal, denn hier brennt es!

Feuerwehrrdisponent: Wissen Sie, was ich glaube? Vielleicht haben Sie ja tatsächlich eine Brandschutzvorschrift missachtet. Aber das heisst, dass Sie einfach noch nicht genügend oft wegen Missachtung von Brandschutzvorschriften gebüsst worden sind. Ich schicke gleich morgen früh einen Brandschutzinspektor ins Bundeshaus.



Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Weisser vom Vulkan

Von Peter Rüedi



Dies ist ein Nachtrag zum *Weltwoche*-Spezialheft «Wein und Genuss» vom 8. Oktober. Darin war unter anderem von der Renaissance der Weine vom sizilianischen Ätna die Rede, die der Toskaner Andrea Franchetti mit anderen Pionieren vor gut zehn Jahren mit seiner Tenuta in Passopisciaro am Nordhang des Vulkans Iostrat. Sie beruhte hauptsächlich auf der Entdeckung der Qualitäten der wunderbaren alten roten Sorte Nerello Mascalese. Was in dem Report etwas zu kurz kam, waren die Weissen vom Vulkan. Auch die basieren in der Regel auf autochthonen Sorten, hauptsächlich der sogenannten Carricante (oft verschnitten mit Catarratto Bianco). Aber anders als bei seinen Roten, wo Franchetti ganz auf die lokale Spezialität setzt (im Gegensatz zu seinem toskanischen Gut Trinoro, wo er die hochklassigen Kultweine aus Bordeaux-Sätzen baut), war er neugierig, welches Potenzial Chardonnay, weltweit als Sorte so etwas wie ein önologischer Gemeinplatz, auf den extrem mineralischen Böden seines hoch am Vulkan gelegenen Weinbergs Guardiola entwickelte. Das Resultat ist stupend. Franchettis Kollege Ciro Biondi im weiter südlich gelegenen Trecastagni gratulierte seinem Konkurrenten: «Das ist kein Chardonnay, das ist Ätna pur.» Was nichts anderes heisst, als dass der mineralische Boden die sortentypische Frucht dominiert respektive diese in etwas Neues verwandelt. Mineralität ist ja zu einem Modewort geworden. Bei den Weinen vom aktiven Vulkan kommt allerdings keiner darum herum, so schwer die Nuancen auch im Detail zu beschreiben sind. Zu erfahren sind sie auf Anhieb, auch ohne Quervergleich mit einem, sagen wir: australischen Chardonnay. Franchettis Weisser wirkt wie eine völlig neue Lesart eines wohlbekanntes Texts, elegant, mit viel Biss und Pfeffer. Einer aufgeklärten Runde von Weinfreunden warm zu empfehlen wäre ein Vergleich mit dem Carricante von Terre Nere «Le Vigne Niche» aus dem gleichen kühlen Jahr 2013.

Passopisciaro Sicilia Bianco IGT Guardiola 2013. 13%. Granchâteaux. Fr. 32.–. www.granchateaux.ch
Tenuta delle Terre Nere Etna Bianco DOC «Le Vigne Niche» 2013. 13%. Gerstl. Fr. 26.–. www.gerstl.ch

Sind zwei einer zu viel?

Das «Einstein» in St. Gallen hat Grosses vor – und stellt gleich zwei Küchenchefs an die Spitze. Kann das gutgehen? Von David Schnapp



Säure, Jod, Süsse: Sebastian Zier (l.), Moses Ceylan vom «Einstein Gourmet», St. Gallen.

Sebastian Zier, 38, hatte schon mit 34 Jahren zwei Michelin-Sterne – im «La Mer» auf Sylt. Er arbeitete unter anderem bei Harald Wohlfahrt (*Weltwoche* Nr. 45/15) und beherrscht die klassische Küche. Moses Ceylan, 35, war zuletzt Küchenchef im Restaurant «Amador» in Mannheim (drei Michelin-Sterne), bevor es im vergangenen Mai geschlossen wurde. Es war der herausragende Ort für avantgardistische Küche in Deutschland. Die beiden Köche führen nun gemeinsam das Restaurant «Einstein Gourmet» im gleichnamigen Hotel in St. Gallen – und haben Grosses damit vor.

Vor einigen Wochen sass ich in dem etwas bieder wirkenden Lokal mit den mächtigen Sichtbalken, das teilweise einen schönen Blick auf die Stadt freigibt. Die Menüs heissen «Momentaufnahme» und «Retrospektive» (sechs Gänge für faire Fr. 155.–), man kann die angebotenen Gerichte aber frei kombinieren. Nicht ganz klar wird, worin sich die beiden Listen unterscheiden.

Kleine Disharmonien

Als Erstes kommen einige ausgezeichnete Snacks, gefolgt von einem dreiteiligen Amuse-Bouche mit Aal, Tomatensud und -luft, daneben ein Cracker mit Auster und zusätzlich ein Sauerampfer-Eis mit Kefir-Espuma. Zier und Ceylan erweitern gerne die Gerichte spielerisch über den Tellerrand hinaus, oft werden noch

ein Schälchen, ein Glas danebengestellt. Der Umgang mit Kontrasten in Texturen, Temperaturen, Aromen – Säure, Jod, Süsse – gelingt hier fast beispielhaft.

Es kommt dennoch die Frage auf, ob zwei Chefs nicht einer zu viel seien: Die elegant abgeschmeckte Foie-gras-Terrine mit *sous vide* gegarter Gänseleber wird mit Kokos, Banane und Chili kombiniert, was im Ergebnis schlicht zu süss ausfällt, während einige Komponenten zu salzig schmecken, als hätte man die Süsse damit zurückdrängen wollen. So wirkt das Gericht unausgewogen. Man könnte auf die Idee kommen, dass die unterschiedlichen Stile der beiden Küchenvorsteher noch nicht zu einem neuen, homogenen Stil zusammengewachsen sind.

Kleine Disharmonien – vor allem in Bezug auf Salzigkeit und Süsse – tauchen danach noch zwei-, dreimal auf, aber Gerichte wie die getrüffelte Ribelmals-Poulardenbrust mit Erbsen, Parmesan und Oliven oder die Imperial-Taube mit Purple Curry, Mango und Limonen-Ingwer-Jus zeigen gleichzeitig, was die beiden hervorragenden Köche können. «Explosionen am Gaumen» versprechen Zier und Ceylan – der Weg dahin ist eingeschlagen, das Sprengstoffpotenzial ist zweifellos vorhanden.

Restaurant «Einstein Gourmet», Berneggstrasse 2, 9000 St. Gallen, Tel. 071 227 55 55. Sonntags und montags geschlossen. Ausführliche Besprechung des Menüs auf www.dasfilet.ch



Auto

Im Hippie-Bus

Wenn man viele ist, ist der Multivan von VW ein Auto, das alle Möglichkeiten bietet. *Von David Schnapp*

Wenn ich einer grossen bis sehr grossen – kinderreichen – Familie vorstehen würde, wäre die Wahl des geeigneten Verkehrsmittels eine echte Herausforderung. Wir sind aber bloss zu viert, da passt man auch mal in einen 911er oder in ein viersitziges Cabrio. Ist man aber zu fünft oder zu sechst und hat dazu noch Gepäck, wird es bei der Autowahl schnell anspruchsvoll. Da empfiehlt sich bald einmal jede Kategorie, die man gemeinhin als Kleinbus be-

zeichnet. Der Klassiker unter den Kleinbussen wird von VW gebaut: «Seit über 65 Jahren ist der Multivan der optimale Begleiter für die unterschiedlichsten Anforderungen im Alltag und in der Freizeit», heisst es im neuen Prospekt. Tradition verpflichtet, deshalb gibt es vom neuen Multivan, wie der VW-Bus offiziell heisst, eine Variante unter dem Namen «Generation Six», die mit Zweitonlackierung (Candyweiss/Kirschrot) an die Hippie-Gefährte mit dem Kosenamen «Bulli», die als T1 von 1950 bis 1967 gebaut wurden, erinnert.

Davon ist nur ein augenzwinkerndes Zitat übriggeblieben. Der heutige T6 ist ein limousinenartiges Fahrzeug, dessen Varianten, Möglichkeiten und Ausstattungsoptionen die Vorstellungskraft der meisten durchschnittlichen Autofahrer übersteigen. Einzelsitze, dreh- und schiebbar (auch mit integriertem Kindersitz erhältlich), dunkel getöntes Dämmglas, Müdigkeitserkennung oder ein verstellbares Fahrwerk sind nur einige wenige der Ausstattungsmerkmale, die der Hippie-Bus von heute bietet.

Mit seiner fröhlichen weiss-roten Farbe und dem grosszügigen Platzangebot ist der T6 «Generation Six» ein kinderfreundlicher Familientyp. Und Eltern wissen: Kinder, die sich auf die Autofahrt freuen, sind Kinder, die weniger nörgeln und nicht im Minutentakt fragen, wie lange die Fahrt noch dauert.

Grösse und Platz haben einen Preis. Der T6 fährt sich zwar leicht, der Zweiliter-Turbodieselmotor in Verbindung mit Frontantrieb und die Sechsgang-Handschaltung bringen den VW-Bus flott voran. Aber handlich und übersichtlich sind nicht die Attribute, die man dem Wagen zuschreiben dürfte. Knapp über 5 Meter Länge, 2,3 Meter Breite (inkl. Aussenspiegel) und fast 2 Meter Höhe ist das Format des Schrankes auf Rädern, als der sich der VW-Bus präsentiert. Parkieren und andere Manöver werden so immer zu kleinen Abenteuern, auch wenn Ultraschallsensoren und eine Rückfahrkamera natürlich Hilfsmittel sind, welche die Arbeit am Steuer erheblich vereinfachen. Kurz, als Verbindung von Stil, Komfort und Raum – zu einem entsprechenden Preis – ist der neue VW Multivan in der Version Hippie-Bus ein Auto, das ich gerne fahren würde, wenn ich einer kinderreichen Familie vorstehen würde.

VW T6 Multivan «Generation Six»
Leistung: 150 PS/110 kW, Hubraum: 1968 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 203 km/h
Preis: Fr. 61 810.–, Testwagen: Fr. 71 350.–

SPECIAL EDITIONS
ZU WEIHNACHTEN

SWISSVAX™
HIGH PERFORMANCE CAR CARE

WWW.SWISSVAX.CH · 8117 FÄLLANDEN

SO PFLEGT MAN WERTE



«Für dia alternativa Idea zuaständig»: Semiautobiograf und Rapper im Ruhestand, Schmid, 35.

MvH trifft

Gian-Marco «Gimma» Schmid

Von Mark van Huisseling — Der Ex-Rüpel-Rapper hat sein junges Leben aufgeschrieben, auf Bündnerdeutsch – nicht schön, aber lesenswert.

Du möchtest im Interview nicht über dein Leben reden, hast du gesagt.» – «I möcht nid nomol z Buach verzella. Zum mi nid selber «überspoilera», quasi.» – «Worüber möchtest du reden?» – «I bin schu offa.» – «Ich hab dich als aktiven Rapper sozusagen ein bisschen miterlebt.» – «Zur allerbeschta Ziit, haha.» – «Warst du wirklich so erfolgreich, wie du schreibst?» – «Nai, uf da erschta Siita im Buach, wo mr über Statussymbol reden und Zahla und Hüüser und Azahl Autos, döt gohts uma überzeichnets Bild; miar nennends jo «Semiautobiografie». As goht drum, grad au für Lüüt, wo no nia mit miar z tua kha händ, dä Rapper riisig darzstella. Aber was i kha han, isch schu viel: dä Porsche [von einem Sponsor; er hat keinen Führerschein], z Geld [eine halbe Million] ... Das isch uma gsi.»

Gian-Marco «Gimma» Schmid ist ein Rapper aus Chur mit schweizerdeutschen Texten;

drei seiner sechs Alben, die er zwischen 2006 und 2011 veröffentlichte, kamen unter die ersten zehn der Schweizer Charts. Seine Jugendzeit war von vielen Schattenseiten geprägt (Alkoholikermutter; früher, starker und langanhaltender Drogenkonsum; Krankheit, Selbstmordversuche, Psychiatrieaufenthalte), steht bei Wikipedia. Dieser Tage erscheint «Hinter dera Maska isches dunkel», seine «Semiautobiografie», die er mit *Weltwoche*-Autor Gion Mathias Cavelti in Bündner Dialekt geschrieben hat. Mir gefällt das Buch, und ich empfehle es. Auch weil der Satz, den ich normalerweise über Memoiren schreibe – «Stärke und zugleich Schwäche ist die Neigung des Autors, sämtliche persönlichen Erlebnisse als besonders bedeutend zu werten» –, hier nicht zutrifft. Ich bin mit Gimma ein bisschen bekannt, er war 2006 Gastjuror einer Castingshow, bei der ich in der Jury sass; von

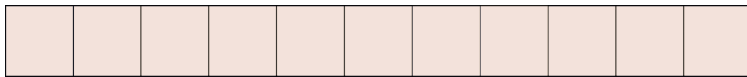
einem Abend mit dem damals «Rüpel-Rapper» Genannten blieb mir in Erinnerung, dass auf seinem Hals «Veritas odium parit» [Wahrheit erzeugt Hass] tätowiert ist, sowie sein Satz: «I bin polytoxikoman, waisch», sowie dass er angenehmer in der Art und differenzierter im Ausdruck war, als angekündigt worden war.

«Wovon lebst du?» – «I bin Werbetexter und Projektleiter bi Skipp Communications AG [in Chur], siit ama Johr, das isch mis täglich Brot.» – «Nachdem du, sagen wir, «intensiv gelebt» hast, hast du einen Platz gefunden in der Werbung – interessant, es heisst doch, es vertrage keine Querdenker mehr in der Branche, sie sei stier geworden.» – «Das hani nid so erlebt.» – «Vielleicht bist du kein Querdenker mehr.» – «Doch, i bin immer für dia alternativa Idea zuaständig, d Schnellentwicklig, uf da letscht Drugger. Querdenka isch mis Metier.» – «Fehlt es dir, nicht mehr berühmt zu sein oder weniger berühmt?» – «Nai, i wär, im Nochein gseh, nid unglücklich, wenn i Sozialarbeiter bliiba wär [nach einer kaufmännischen Lehre bei Calanda in Chur war er Jugendarbeiter ebendort] und daneba, anonym, a paar Johr Musig gmacht hetti.» – «Im Nochein ist's einfach zu sagen: «Es wär nicht nötig gewesen.» – «I han nid z Gefühl, öpis verpasst z ha. I merka aifach, wia schnell i ruhig worda bin, mit 33 hät sich alles gändret – i gohn numa usa, nid gern an öffentlichi Ort, isch nid mis Ding.»

«Wie jede gute Autobiografie hat auch deine exhibitionistische Züge.» – «Mini Waffa isch schu immer gsi, dass i mi noch ussa kehrt han und gluagt, was denn passiert, wie d Lüüt reagiaren. Und das isch jetz mit dr Biografie ufam Höhepunkt.» – «Und das alles, weil du als Bub viel allein warst – deine Mutter, die Stonerin, war mit Alkohol und Drogen und den dazugehörenden Freunden beschäftigt.» – «Schön beschrieba, fast romantisch – mini Muater, d Hippie-Stonerin. As goht a bitzli wiiter, si hät sich in ihrem eigena Ding verlor. Ihra Kosmos hät sich um sich dreht, miar händ döt nid stattgfunda, das isch dr tragischi Teil, do isch «Stonerin» zu romantisch.» – «Deine Mutter kommt hart dran.» – «Dia schlimmsta Storys stönd nid drin, so viel kani verrota.» – «Weiss sie, dass und wie sie im Buch vorkommt?» – «I han khai Kontakt zu ihra; as isch aber nid z erschta Mol, won i öffentlich über das reda. Und min Vater und mini Schwöschter, wo eher Kontakt zu ihra händ, finden au, das könni so macha, sie fühlend sich abholt.» – «Zum Vater [die Eltern trennten sich, als er klein war] und zur Schwester hast du Kontakt?» – «Ja, das isch no schön, siit am Buach verkehrer wieder meh zäma – miar gönd alli in dia gliich Beiz.»

Sein liebstes Restaurant: «Frohsinn»,
Gürtelstrasse 43, Chur, Telefon 077 459 93 53

	1	2		3	4	5	6	7		8	9	10		
11				12										13
14										15				16
17				18										
		19	20								21			
22	23					24	25			26				
27					28						29	30		31
			32	33						34	35			
36		37					38	39						40
41										42				
43								44				45		
46										47				

**Lösungswort** — Eingeschworene Schweizer

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Wer in Glaubenssachen ihn befragt, kriegt unchristliche Antworten. 8 Solche Ehren erhält der Richter. 11 Keine Chance: Bei ihm gerät die Mimik ausser Kontrolle. 12 Um es richtig zu machen, muss man es zuerst beurteilen, danach an seinen Platz stellen. 14 Waldstätte, nicht eben bäumig, dafür politisch. 15 Womit Amerikanisch auch Spanisch wird. 17 Gérard Depardieus spezielle Nase. 18 Schweizerisch, mal gesetzgeberisches, mal ausführendes Organ. 19 Der aus Portugal, angenehm zum Sitzen. 21 Der österreichische Film- und Fernsehpreis, in Erinnerung an sie. 22 Geht auch so: sich durch Nichtstun erholen. 24 Das unvermittelt einsetzende kurze Lachen wird ihm gerecht. 27 Königliches Palindrom, die von Österreich. 28 Rekord: flächenmässig grösste Stadt der USA. 29 Wie Alpenstrassen jetzt nicht sind. 32 So Sein führt zu Vorwürfen und Stress. 34 CH-Hilfe von oben. 36 Stoffgemisch, das für Energie sorgt. 38 Wenn schon nicht die Chefin, dann eben sie. 41 Bei Obstipation ein altbewährtes Mittel. 42 Schauspieler, Schachspieler und mehrfacher Weltmeister. 43 Schönheitsfehler: eben nur fast aus einem Guss. 44 Er presiert, und damit synonym auch dies. 45 Der Flughafen Nizza aus IATA-Sicht. 46 Wo eine Brille, ist es bestimmt dabei. 47 Stadtschnellbahn als Urtyp solcher Systeme.

Senkrecht — 1 Fehlt nicht viel, und wir hätten es mit infektiösen Partikeln zu tun. 2 Tödlicher Zahn, zumindest bei Dracula. 3 Anbrennen oder abbrennen, geht beides. 4 Er steht immer auf Buchdeckeln. 5 Keine Regel ohne Ausnahme – und die meinen wir. 6 Intervall, das Komponisten schätzen. 7 Eines wie das Triangel. 8 Er gönnt nichts, da muss man sagen: verkehrte Sache. 9 Übertrumpfen, mal ohne Jass. 10 Der Jahresbeginn kommt manchen spanisch vor. 11 Auch bekannt als Kältesteppe. 13 Die moderne Parfumbbranche verdankt dem Franzosen viel. 16 Breites Band in steiler Felswand. 20 Die Theaterspielzeit, wie sie Amerikaner kennen. 23 In vielen Ehen gehört sie leider dazu. 25 Britische Politikerfamilie, darunter ein PM (1945-51). 26 Batang wird damit zum längsten Fluss Sumatras. 28 Ein Raum, für ganz auf Felipe VI. zugeschnittene Anlässe. 30 Der Fluss ist Namensgeber des brasilianischen Bundesstaates. 31 Zweimal Schweiz: Das Gemüse in der Mehrzahl und ein Höhenzug. 33 Ein Fisch aus dem Lago Maggiore. 35 Solche EU-Finanzen sind kaum nachvollziehbar. 36 Namensvetter: Ort und Schloss bei Winterthur. 37 Vielversprechender Auftakt einer wissenschaftlichen Arbeit. 39 Man könnte es als fein bezeichnen, doch darauf muss man erst kommen. 40 Bei ihm wird 2,54 auf 1 reduziert.

©Fritz Müller - Rätselfactory AG

Lösung zum Denkanstoss Nr. 445

S	C	I	R	O	C	C	O			J	I	H	A	D
U		V		D		H	E	T	A	E	R	E		U
V	E	R	T	I	K	A	L	E		T	R	I	G	A
A	R	E	A	L		R	E	N	N	S	T	A	L	L
	P	A	R	O	L	I		D		S	U	M	A	
	R		O			S	U	E	S	S	M	O	S	T
K	O	S	T	U	E	M		N	E	T				P
A	B	K		N		A	L	Z	H	E	I	M	E	R
S	T	A	T	I	K			I	R	A	N	E	R	
P		L	O	C	A	R	N	O		R	E	E	L	L
A	M	A	D	E	U	S		E		I	R	R	E	
R		R	A	F	F	I		S	E	N	T	E	N	Z

Waagrecht — 1 SCIROCCO (heisser Wind aus der Sahara) 6 JIHAD (engl. f. Dschihad) 10 HETAE-RE 12 VERTIKALE 15 TRIGA (artig) 17 AREAL 18 RENNSTALL 19 PAROLI 20 SUESSMOST (schweiz. für Apfelsaft) 23 KOSTUEM 26 NET (-t) 27 ABK 28 ALZHEIMER (Müller leidet an der Krankheit) 31 STATIK 34 IRANER 35 LOCARNO 37 REELL 38 AMADEUS 39 IRRE 40 RAFFI (-nerie) 41 SENTENZ (auch: Sinnspruch)

Senkrecht — 1 SUVA 2 IVREA 3 ODILO 4 CHARISMA 5 OELE 6 JETS 7 IRRTUM 8 HEIA 9 DUAL 11 TENDENZIOES 13 ERPROBT 14 TAROT 16 GLASPERLEN (-spiel: für diesen Roman erhielt Hesse Nobelpreis) 21 SEHR 22 STEARIN 23 KASPAR (von pers.: Schatzmeister, einer der 3 hl. Könige) 24 SKALAR (mathem., Fisch) 25 UNICEF 29 INERT (veraltet f. untätig, unbeteiligt) 30 MEERE 32 TODA 33 KAUF 36 RSI

Lösungswort — **REPRESSALIEN**

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien

OYSTER PERPETUAL YACHT-MASTER 40



BEYER

Zürich seit 1760 • Uhren & Juwelen
Bahnhofstrasse 31 • 8001 Zürich • Tel +41 (0)43 344 63 63
beyer-ch.com